FREUDE NACH LEID, ODER DIE ANSIEDLER IN TEXAS: TEXANISCHES...

Gustav Duvernoy





<36608651550014

Lehrreiche Unterhaltungsschriften

von

katholischen Verfassern

mit Rücksicht

auf Sittenreinheit und gute Gesinnung

ausgewählt.

Achtzehnte Lieferung.

Die Ansiedler in Texas.

Texanisches Lebensbild nach Quellen bearbeitet

von

Gustav Duvernoy.

Regensburg, New-York & Cincinnati.
Papier, Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1868.

Freude nach Leid,

oder

die Ansiedler in Texas.

Texanisches Lebensbild,

nach Quellen bearbeitet

von

Gustav Duvernoy.

Regensburg, New-York & Cincinnati.
Papier, Druck und Verlag von Friedrich Pustet.
1868.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Seinem Freunde und Gönner,

dem

hochwürdigen Herrn

Joseph Anstätt,

Kanzler der Diözese Galveston und Pastor der St. Josephs-Kirche zu Galveston (Texas),

in

Hochachtung und Dankbarkeit gewidmet

vom Verfasser.

I. Kapitel.

Die Einwanderer.

Ein lieblicher Maimorgen lag auf Flur und Hain, auf Wald und Prärie. Es war noch frühe am Tage und doch brannte die Sonne schon so gewaltig auf die Landschaft herab, daß sogar die Vögel, die doch daran gewöhnt waren, sich unter das schattige Laubdach der mächtigen Bäume flüchteten. Auch die beiden Männer, die dort auf der sandigen Straße, welche sich durch den Wald hinzog, heran ritten, mußten ziemlich heiß haben, da sie ihre Röcke ausgezogen hatten und in Hemdärmeln auf den Pferden saßen. Bei dem einen derselben, einem dickbäuchigen, rothbäckigen Gesellen, war es kein Wunder, wenn ihm bei seiner ungewöhnlichen Wohlbeleibtheit der Schweiß etwas reichlicher von der Stirne rann, als ihm vielleicht lieb war. Seinem Gefährten, einem hochgewachsenen, beinahe hagern Manne, der wohl nahe an den Fünfzigern stehen mochte, konnte man an dem Schnitte seiner Kleidung und an der Neugierde, mit welcher er rings die Gegend betrachtete, so weit dies nämlich möglich war, auf den ersten Blick ansehen, daß er ein Fremder in dieser Gegend war; denn ein Texaner, ein ächter Texaner, meine ich, reitet ruhig seine Straße fort, ohne

sich weder um die prächtigen Bäume, noch herrlichen Prärieen zu bekümmern. Die sind für ihn etwas Alltägliches und entlocken ihm so wenig ein Wort der Bewunderung, als dem Städter sein Dom oder sein Marktplatz. Ich will damit jedoch keineswegs sagen, daß er auf die Naturschönheiten seines Staates nicht stolz ist, doch scheinen ihm die prächtigen Bäume und herrlichen Prärieen schon in dem Namen „Texas“ mitinbegriffen zu sein und keiner weitern Anführung zu bedürfen, so wenig man sich, zum Beispiel, die Städte Mailand oder Köln ohne ihre herrlichen Dome denkt.

Es wäre eigentlich ganz nach texanischem Gebrauche, wenn wir die beiden Reiter anhielten und nach ihrem „Woher?“ und „Wohin?“ befragten, und es hätte sich auch vor etwa dreißig Jahren kaum Jemand über eine solche Frage weiter aufgehalten oder gar beleidigt gefühlt. Es kamen damals gar Viele nach Texas, die in Folge von Betrügereien oder andern Verbrechen ihre Heimath verlassen mußten. Einige von ihnen setzten auch in ihrer neuen Heimath ihre Verbrecherlaufbahn fort und fanden zuletzt durch Unmäßigkeit oder auf gewaltsame Weise ihren Tod. Andere begannen ein neues Leben, machten später wieder gut, was sie verschuldet hatten, und lebten noch viele Jahre, im Besitze von Viehheerden und Ländereien, glücklich und geachtet. Verbrecher fliehen heutzutage nur noch selten nach Texas, da sie hier der Gerechtigkeit so wenig entgehen, als in irgend einem andern Lande.

Wäre nun, zum Beispiel, der große, hagere Mann wirklich ein entlaufener Verbrecher gewesen, so würde er

wahrscheinlich auf eine derartige Frage geantwortet haben: „Nun, ja, ich hatte einige Unannehmlichkeiten in der Nachbarschaft, wo ich wohnte.“ Das Wort „Unannehmlichkeiten“ begriff Alles: Diebstahl, Fälschung, Betrug, Schwindelei, Mord, und wie die kleinen und großen Verbrechen alle heißen mögen. Ich bezweifle indessen, daß Jemand die beiden Männer so genau befragt haben würde. Es ist wunderbar, wie viel von seinem Charakter, sei er nun gut oder schlecht, ein Mensch in seinem Gesichte zur Schau trägt. Dem Dickbauchigen mit seinem runden Vollmondsgesichte konnte man, ohne Lavater zu sein, sogleich ansehen, daß er die Offenheit und Gutmüthigkeit selbst war, und nicht einmal ein Kind beleidigen konnte, während in dem Antlitze des Hagern so viel Würdevolles und Achtung Gebietendes lag, daß einem unverschämten Frager das Wort unwillkürlich auf den Lippen erstorben wäre.

Hätte der Mann überhaupt geantwortet, denn er schien kein Freund von vielen Worten zu sein, so würde er gesagt haben, daß er Martin Werner heiße und aus Deutschland komme, wo er ein ziemlich bedeutendes Landgut besessen. Dann hätte er, wenn er gerade bei guter Laune war, vielleicht noch hinzugefügt, daß er vor zwei Wochen mit einem Schiffe in Galveston angekommen und von da mit einem Dampfboote nach Indianola gereist sei, woselbst ihn sein Begleiter, Herr Peter Hagenbaum, abgeholt habe. Ich glaube jedoch nicht, daß er irgend Jemand die Art und Weise erzählt haben würde, wie er in Deutschland durch den elenden Betrug eines Vetters,

den er sehr geachtet und geliebt hatte, um Hab' und Gut beschwindelt worden war. Dies war ein Theil seines vergangenen Lebens und seiner bittern Erfahrung, von dem er nie ein Wort erwähnte, nicht einmal gegen seine eigene Familie, obschon er dadurch von einem wohlhabenden Manne beinahe zu einem Bettler geworden war.

Um dir, lieber Leser, jedoch alles unnütze Rathen und Kopfzerbrechen zu ersparen, so will ich dir in Kürze mittheilen, wie es kam, daß sich Herr Werner in Texas befand.

Vor etwa fünfzehn Jahren war sein jüngerer Bruder, Jakob, eine treue, gutherzige Seele, aber ein Erzleichtsinn und Thunichtgut, als blutjunges Bürschchen seinem, etwas strengen Lehrmeister zu Hause entlaufen und, wie so Viele vor und nach ihm, nach Amerika ausgewandert, wozu ihm seine Tante, eine alte Jungfer, deren Liebling er stets gewesen, heimlich verholfen hatte. Zwar mit tüchtigen Schulkenntnissen ausgerüstet, aber ohne ein Gewerbe gelernt zu haben, stand dem unerfahrenen, jungen Manne freilich keine gar glänzende Laufbahn bevor, zumal, da er nicht an harte Arbeit gewöhnt war. Als in Texas gerade die Revolution ausbrach und sich in allen größern Städten der Union Freiwillige sammelten, um die junge Nation in ihrem Freiheitskampfe zu unterstützen, oder auch, um ihre eigene Lage wo möglich zu verbessern, da bedeutende Schenkungen an Ländereien und eine gute Löhnung in Aussicht standen, so schloß sich auch der junge Werner, ohne sich lange zu besinnen, einer solchen Schaar an. Einige Monate später befand er sich

unter der texanischen Armee, die vor San Antonio stand, welche Stadt er auch erstürmen half, und machte den ganzen Feldzug bis zu Ende mit. Unterdessen war ihm das Land so lieb geworden, daß er sich nicht mehr davon zu trennen vermochte, und außer Texas schien er sich um weiter nichts zu bekümmern, als um seinen Bruder Martin und dessen Familie. Und daß auch er bei diesen hoch angeschrieben war, das konnte der Briefträger drüben in Deutschland an dem Jubel und der Freude sehen, die ein Brief aus Texas verursachte, und er ging sehr selten an dem Hause vorbei, ohne daß ihm einer der Jungen mit der Frage nachlief, ob er keinen Brief von Onkel Jakob habe.

Nun fügte es sich, daß bald nach dem schweren Verluste die Familie wieder eines Morgens mit einem Briefe aus Texas erfreut wurde. Onkel Jakob hatte seinen Bruder früher schon oft aufgefordert, nach Texas auszuwandern. Auch in diesem Briefe redete er der Familie eindringlicher als je zu, seinem Rathe zu folgen, obschon er von dem Unglücke, das sie betroffen, noch nichts erfahren hatte. Er machte sogar dieses Mal ein besonderes Anerbieten. Er hatte nämlich eine Ligua, viertausend vierhundert und achtundzwanzig Acker des schönsten Landes am Colorado-Flusse gekauft, und dieses Land bot er seinem Bruder als Geschenk an, wenn er sich zur Auswanderung nach Texas entschließen würde. Und um zu beweisen, daß es ihm damit wirklich Ernst war, hatte Onkel Jakob die gerichtliche Ausstellungsurkunde über das Land dem Briefe beigefügt, und auf der

Rückseite der Urkunde war schwarz auf weiß zu lesen, daß Herr Jakob Werner für jetzt und immerdar obiges Land hiermit an seinen Bruder Martin Werner abtrete. Es war freilich Alles in englischer Sprache geschrieben, aber ein Lehrer an der lateinischen Schule, welche die Knaben besuchten, hatte das ganze Schriftstück wortgetreu übersetzt.

An dem Morgen, an welchem der Brief ankam, war Herr Werner nach einer schlaflosen Nacht schon in aller Frühe im Zimmer auf- und abgegangen, voll banger Sorge um die Zukunft. Nachdem die Familie bei der Morgenandacht — dieser fromme Gebrauch hatte sich schon vom Urgroßvater her in der Familie fortgeerbt — den himmlischen Vater um Hilfe und Erleuchtung angefleht und sich dann zum Frühstücke niedergesetzt hatte, brachte Johanna den großen Brief herein, dessen gelbbrauner Umschlag sogleich verrieth, woher er kam und legte ihn stillschweigend auf den Tisch. Franz, der älteste Knabe, ließ Kaffee und Butterbrod unberührt stehen, griff hastig nach dem Briefe, öffnete ihn und las ihn laut vor. Er war voll von Beschreibungen der Schönheit, Fruchtbarkeit, Gesundheit und des Gedeihens von Texas und von Rathschlägen, Ermahnungen und Aufforderungen, daß die Familie hinüberkommen möchte. Onkel Jakob hatte freilich Alles mit ziemlich grellen Farben aufgetragen und auch das Beamtenwesen, die Steuerlast, die stehenden Heere, welche die Blüthe der Jugend dahin rafften, und den Kastengeist im deutschen Vaterlande etwas hart mitgenommen. Dagegen bot er seinem Bruder aus seinen

eigenen bedeutenden Viehheerden einen „hübschen Anfang“ an Pferden und Kühen an; erbot sich, seinem Bruder beim Bau eines Blockhauses und bei der Anlegung der Farm behilflich zu sein, kurz, ihn mit „Rath und That“ zu unterstützen, wenn er seinen Ermahnungen Gehör geben und sein Anerbieten annehmen wolle. Noch nie war Einem aus der Familie eingefallen, Deutschland auf immer zu verlassen. Nach Texas auswandern? Ebenso gut hätte er sagen können: nach Kamtschatka!

Eben, als der schnöde Betrug eines Freundes sie bis tief in die Seele verletzt hatte, kam ihnen das treue Herz und die warme Hand eines Bruders entgegen; eben, als sie ihr schönes Landgut unwiderbringlich verloren hatten und nun rathlos am Grabe ihres irdischen Besitzthumes standen, breitete sich ein anderes, schöneres, größeres Landgut und eine frohe, glückliche Zukunft vor ihren Blicken aus.

Dieselbe gütige väterliche Vorsehung, die es in ihrer unergründlichen Weisheit so gefügt hatte, daß der Brief gerade an jenem Morgen bei ihnen eintraf, lenkte auch die Herzen der Familie, diesen neuen Beweis göttlicher Fürsorge in kindlichem Vertrauen anzunehmen. Als Franz mit dem Briefe zu Ende war und ihn, ohne ein Wort zu sagen, wieder zusammen faltete und neben sich auf den Tisch legte, da zeigten die ernsten ruhigen Mienen der Eltern, daß die Worte der Vorsehung, die in diesem Briefe zu ihnen gesprochen, ihnen tief in die Seele gedrungen waren. Niemand sprach ein Wort, aber Alle schienen mit sich selbst im Klaren und zu einem endlichen Entschlusse gekommen zu sein. Der zehnjährige Heinrich

— er war vier Jahre jünger, als Franz — vermochte seine Gefühle nicht mehr länger zurück zu halten, und unterbrach das Schweigen mit einem lauten Ausrufe: „O," sprach er mit fröhlicher Stimme, „wie freue ich mich, daß wir nach Texas gehen zu Onkel Jakob!" und er drückte darin wohl die Gesinnungen sämmtlicher Mitglieder der Familie aus. Auch die kleine Marie, ein hübsches, munteres Mädchen von sechs Jahren, klatschte lustig in ihre Händchen, wobei jedoch ihr niedliches, goldberändertes Täßchen, ein Geburtstagsgeschenk der lieben Mutter, beinahe Gefahr lief vom Tische hinabzugleiten.

Eine Person war indessen im Hause, bei welcher der Entschluß der Familie, nach Texas auszuwandern keine Freude, sondern Trauer hervorrief. Sie trat eben blaß und verweint in die Stube, um das Frühstück abzuräumen, — Johanna, das Dienstmädchen. Sie war eine Waise und befand sich, seitdem sie die Schule verlassen, was nun schon sechs Jahre her war, bei der Wernerschen Familie. Sie hatte so zu sagen die kleine Marie groß gezogen und wurde auch von allen wie ein Glied der Familie betrachtet und behandelt. Von Texas wollte sie aber durchaus nichts hören. Für sie war jenes Land eine öde Wüste, voll von Indianern, Mexikanern, wilden Thieren, Schlangen, Räubern, Mördern und Dieben und Allem, was nur Schreckliches zu denken war. Sie hätte lieber sterben als mitgehen mögen. Und um die Wahrheit zu gestehen, auch ihre Herrin, Frau Werner, theilte mit ihr dieselben Gefühle, obschon sie selbe mit aller Mühe zu verheimlichen suchte. Johanna hat sich

jeden Tag vorgenommen, mit Frau Werner darüber zu sprechen, doch eine gewisse Scheu und Furcht, sie möchte sie dadurch betrüben, hatte sie bisher davon zurückgehalten. Ein Tages jedoch, als sie gerade mit Packen beschäftigt waren, faßte sie sich ein Herz und sprach ihren ganzen Abscheu gegen das übelberüchtigte Land aus und ihren Protest gegen den Auswanderungsplan. Sie wagte indessen nicht, ihre Herrin dabei anzusehen und stand mit gesenktem Haupte etwas verschämt da.

„Johanna," sprach Frau Werner, sich von dem Koffer, den sie eben packte, zu ihr umwendend, wir gehen nach Texas, das ist eine ausgemachte Sache. Wenn du aber hier bleiben willst, so kannst du es in Gottes Namen thun. So gerne ich dich auch bei mir hätte, so möchte ich doch später nicht gerne Vorwürfe hören, daß ich dich am Ende mit ins Unglück gerissen hätte. Frau Müller hat sich schon nach dir erkundigt und würde dich sogleich in ihr Haus aufnehmen, und ich bin überzeugt, daß sie dich eben so gut behandeln wird, als ich es that. Es zwingt dich Niemand, mitzugehen."

Das Mädchen blickte halb erschrocken in die milden thränenfeuchten Augen ihrer Herrin und brach in lautes Weinen und Schluchzen aus.

„O, Frau Werner," jammerte sie, „wenn Sie wüßten, wie wehe Sie mir thun, Sie würden gewiß nicht so sprechen! Wie kann ich ohne Sie hier bleiben; Sie waren mir ja mehr, als eine Mutter! Und die arme Marie! O, ich würde vor Schmerz vergehen! Ja, Texas ist ein schreckliches Land, das ist wahr; mein Vetter Anton, der

zwei Jahre in der Fremde war, hat mir es oft genug gesagt. Wenn Sie aber Alle dahin gehen, so will ich doch lieber mitgehen, als allein hier bleiben." Und sichtlich erleichtert ging sie wieder an ihre Arbeit.

Es dauerte freilich noch gar manche Woche, bis Alles in Ordnung gebracht und gepackt und zur Abreise bereit war, und bis man von allen Bekannten und Verwandten Abschied genommen hatte. Das Letzte war vor Allem das Härteste, denn auch nicht eine einzige beifällige Stimme ließ sich vernehmen. Wo sie hinkamen, machte man ihnen Vorwürfe, daß sie sich und ihre Kinder ins Elend stürzen wollten.

„Ja, wenn es nach New-York oder einer andern ordentlichen Stadt ginge, dann ließe ich mir es noch gefallen," meinte der Vetter Müller; „aber in eine vollständige Wildniß hinaus, wo sich die Füchse und Hasen gute Nacht sagen! Nein, lieber nach Sibirien!" „Haben Sie auch schon an das schreckliche gelbe Fieber gedacht, Frau Base Werner?" fragte mit ängstlicher Besorgniß Frau Falke, die Gemahlin des Stadtapothekers. „Mein Mann erzählte mir, Alle, die nach Texas gehen, bekommen diese schreckliche Krankheit, und wer das Leben davon reißt, der wird so gelb, wie eine Citrone; auch die Kinder." „Nehmen Sie doch wenigstens Ihre Kinder nicht mit in ein so rohes, halb civilisirtes Land!" sprach der Präceptor der Stadtschule zu Herrn Werner. „Dies ist doch gewiß kein Platz für sie. Ich würde sie, an Ihrer Stelle, noch hier lassen, bis sie ihre Studien vollendet haben. Auch für Ihre Frau Gemahlin wäre es besser, wenn sie vorerst

noch nicht mitginge. Wenn Sie denn durchaus nach Texas auswandern wollen, so gehen Sie allein hin und sehen sich das Land zuerst an! Ich bin sicher, Sie kommen wieder zurück, noch ehe ein Jahr vergangen ist!"

Doch Herr Werner war zu fest entschlossen, als daß er sich durch solche Einwendungen und Rathschläge von seinem Vorhaben hätte abbringen lassen, und während noch die Nachbarn das Unüberlegte eines solchen Unternehmens unter sich besprachen, war die Wernersche Familie plötzlich abgereist. Die Eisenbahn brachte sie nach Bremen und ein staatliches Schiff mit einem erfahrenen Kapitäne von da nach Galveston, der Hafenstadt von Texas, und ein Dampfboot von hier nach Indianola, von wo sie dann zu Lande ihrer neuen Heimath zueilten. Von Bremen aus hatte Herr Werner an seinen Bruder in Texas geschrieben und ihm mitgetheilt, an welchem Tage sie von da abgehen würden, damit er sich auf ihre Ankunft vorbereiten konnte. Onkel Jakob hatte sich vorgenommen, selbst mit Wägen und Reitpferden nach Indianola hinab zu reisen, um die Familie daselbst in Empfang zu nehmen; doch eben, als Alles dazu bereit war, und die Einwanderer, seiner Berechnung nach, jeden Tag eintreffen konnten, wurde ihm eine gerichtliche Vorladung zugestellt, sich bei der so eben begonnenen Sitzung des Distrikts-Gerichtes unverzüglich als Geschworner einzufinden. Obgleich er sich alle Mühe gab, davon entschuldigt zu werden, wollte der Richter doch nicht darauf eingehen, und so sah er sich denn genöthigt, an seiner Stelle seinen bewährten Freund und Nachbar, Herrn Hagenbaum, nach

Indianola zu senden. Zwar dauerte die Gerichtssitzung, wie er wußte, nicht länger, als drei bis vier Tage, doch wollte er es nicht darauf ankommen lassen und seinen Bruder durch zu spätes Erscheinen in Verlegenheit setzen. So kam es denn, daß Herr Werner in Begleitung seines wohlbeleibten Führers dort die sandige Straße entlang ritt. Nachdem ich nun dem geneigten Leser den ganzen Sachverhalt erzählt habe, und zwar ausführlicher, als ich mir vorgenommen, wollen wir wieder zu den beiden Reitern zurückkehren.

Sie sind natürlich unterdessen vorübergeritten und bald vernehmen wir Peitschenknall und das dumpfe, knisternde Geräusch von Rädern, die über den Sand hin rollen. Richtig, da kommt ein offener zweisitziger Wagen, den man hier zu Lande Barouche, zu deutsch Birutsche, nennt, von zwei starken Mauleseln gezogen. Der Knabe auf dem vordersten Sitze, mit den Zügeln und der Peitsche in der Hand, ist Franz und das kleine Mädchen neben ihm, seine Schwester Marie. Sie saß lieber da vorn neben ihm, als drinnen im Wagen bei ihrer Mutter, weil sie von hier aus Alles besser sehen konnte. Etwa zehn Yards weiter zurück erblicken wir einen langen, gewaltigen Wagen mit hohen, blauen Seitenwänden und einer gewölbten Leinwanddecke, vor den vier Maulthiere gespannt sind. Der Wagen ist stark gebaut und für schwere Lasten berechnet, sonst würde er nicht im Stande sein, die vielen Kisten und Kästen und Bündel zu tragen, mit denen er bis unter die Leinwanddecke hinauf vollgepfropft ist. Vorn auf einer hohen Kiste sitzt Jo-

hanna, deren zwar gebräuntem und sonnverbranntem, aber doch freundlichem Gesichte man deutlich genug ansehen kann, daß sie sich mit ihrem Schicksale ausgesöhnt haben muß. Vielleicht gilt aber auch ihr Lächeln dem jungen Manne, der, mit der Peitsche in der Hand und dem mächtigen Filzhute auf dem Kopfe, neben dem Wagen herschreitet und die Maulesel zu größerer Eile antreibt. Es ist dies ein stämmiger, breitschulteriger Bursche von etwa achtundzwanzig Jahren. Schon in Bremen, beim Besorgen der Kisten und des Gepäckes, und auch später auf der See hatte er sich durch allerlei Dienstleistungen Herrn Werner's Wohlwollen erworben und war auch gar bald der Liebling der Knaben geworden. Er hatte Herrn Werner erzählt, daß er schon so viel von Texas gehört und gelesen habe und zuletzt zu dem Entschlusse gekommen sei, sein Glück in jenem Lande zu versuchen. Ein Gewerbe oder eine Profession habe er zwar nicht gelernt, da er immer als Knecht oder Taglöhner auf dem Lande gearbeitet, aber er besitze ein Paar kräftige Arme und einen guten Willen und er denke, der liebe Gott werde ihm schon durchhelfen. Nach seinem Namen befragt, antwortete er, er heiße Pankratz Huber, zu Hause habe man ihn aber nie anders, als Huber's Kratzi genannt, und diesen Namen wolle er bis an sein seliges Ende beibehalten, und wenn er auch einst als Millionär nach Hause zurückkehren sollte. Da Herr Werner ein Paar kräftige Arme und einen guten Willen in seiner neuen Heimath sehr gut gebrauchen konnte und auch der junge Mann weder Bekannte, noch Verwandte

hatte, die sich seiner in fremden Landen angenommen hätten, so waren sie bald mit einander einverstanden und Kratzi in die Wernersche Auswandererfamilie aufgenommen worden.

Dicht hinter dem Wagen, als Nachhut des ganzen Zuges, reitet Heinrich auf einem Mustäng, wie man hier in Texas die eingefangenen und gezähmten wilden Pferde nennt, und hinter ihm, keuchend, mit vorgestreckten Zungen, kommen zwei Hunde, welche die große Reise von Deutschland zu Wasser und zu Land ebenfalls mitgemacht. Der eine ist Franzen's großer Bullenbeißer und der andere Heinrichs Dachshund.

Am gestrigen Tage, beim Abendessen, hatte ihnen Herr Hagenbaum gesagt, daß sie morgen um diese Zeit wahrscheinlich den Colorado und ihre neue Heimath erreichen würden, und heute, schon lange vor Tagesanbruch, waren Alle auf den Beinen, sehnsüchtig den Augenblick herbeiwünschend, der sie an das Ziel ihrer Reise und zu Onkel Jakob bringen würde.

Sobald sie den Küstenstrich hinter sich hatten, begannen sie ein wellenförmiges Land hinan zu steigen, das eine angenehme, immerwährende Abwechslung von Hügeln und Thälern, Wiesen oder Prärieen und Wäldern darbot. So großartig sie sich auch den Anblick dieser Länderstrecken vorgestellt hatten, so wurden ihre Erwartungen doch von der Wirklichkeit unaussprechlich übertroffen. Sie hatten auch noch nie eine Gegend oder ein Land gesehen, wo die Natur der Kunst näher kam, als hier. Das Verhältniß zwischen Wald und Präire schien

immer das Ergebniß menschlicher Berechnung und Anlage zu sein, ein Park im ungeheuern Maßstabe. Nicht selten trafen sie auf Waldungen, deren Begränzung eine absolute, gerade Linie bildete, die weder von Gebüschen, noch einzelnen, in den angränzenden Prärieen zerstreuten Bäumen gestört war. Oft betrachtete Herr Werner mit Erstaunen das Zusammentreffen zweier solcher Linien im rechten Winkel und es bedurfte nichts, als Zäune, um ausgemessenen Feldern zu gleichen. Die Prärieen sahen aus, als ob der Farmer bloß seinen Pflug anzusetzen brauchte, um zu säen und zu ernten, und an vielen Stellen konnte man mit wenig Phantasie die Besitzungen eines reichen Gutsherrn vor sich zu haben wähnen, wo Ackerland und Weide, Haus-, Obst- und Blumengärten schon angelegt wären und von denen die letztern bereits in voller Blüthe standen. Mit jeder Stunde fanden sie Onkel Jakobs Beschreibungen der reichen und entzückenden Natur mehr und mehr bestätigt und die Reisegesellschaft brach oft in laute Freudenrufe aus, wenn ihr Weg sie über unabsehbare Blumenfelder führte.

Von Gasthöfen war natürlich keine Idee und seit sie Indianola verlassen, hatten sie keine Nacht mehr unter einem Dache zugebracht. Die gewöhnliche Anzahl Meilen, die sie jeden Tag zurücklegten, war ungefähr zwanzig, oft weniger, oft mehr, je nach der Entfernung der Lagerplätze. Herr Hagenbaum kannte die ganze Gegend beinahe eben so gut, als seine Farm zu Hause und sagte gewöhnlich schon am Morgen, wenn sie aus dem Lager aufbrachen, voraus, wie viele Meilen sie heute machen

müßten, bis sie eine passende Stelle zum Uebernachten antreffen würden. Zu einer solchen passenden Stelle gehört: Gras für die Pferde und Maulthiere, Holz für die Lagerfeuer und Wasser für Menschen und Thiere zum Kochen und Trinken. Wenn sie mit Sonnenuntergang am Lagerplatze anlangten, wurden die Wägen nach der Seite hin aufgestellt, von welcher der Wind kam, damit sie nicht etwa von den fliegenden Funken in Brand geriethen und auch, um den Wind abzuhalten. Hierauf wurden die Maulthiere ausgespannt und abgeschirrt und die Pferde abgesattelt, mit Mais gefüttert und dann von Kratzi tüchtig abgerieben und mit langen Seilen an Büsche und Bäume in der Nähe gebunden, wo sie sich die ganze Nacht über, je nach Belieben, an dem saftigen Grase erholen konnten. Unterdessen schlugen Herr Hagenbaum und Herr Werner aus wollenen Decken eine Art Zelt auf, während die Knaben rings unter den Bäumen dürre Aeste und Reisig auflasen und ein lustiges Feuer zu Stande brachten. Frau Werner, von Johanna unterstützt, hatte mittlerweile das nothwendigste Kochgeschirr vom Wagen geholt, Schinken und Brod geschnitten und mit Butter überstrichen, Kaffee gemahlen, und sobald das Feuer brannte, stand der gewaltige Kaffeetopf auf den glühenden Kohlen und in wenig Minuten war das Abendessen zubereitet. Freilich war es nur eine einfache, bescheidene Mahlzeit, und doch machte sich Jeder mit größerm Appetite und Behagen darüber her, als sie sich je zu Hause zur leckersten Mahlzeit niedergesetzt hatten. Ja, lieber Leser, ein tüchtiger Ritt durch die texanischen Prä-

rieen und Wälder, umwogt von der frischen, reinen Luft und den balsamischen Duften, die stärkend und erquickend über die üppigen Fluren dahin streichen, verwandelt trockenes Brod in den feinsten Kuchen und das frische, klare Wasser in köstlich funkelnden Rheinwein.

Nach Beendigung des Abendessens begann sich allenthalben Müdigkeit einzustellen und nachdem man noch, auf dem schwellenden Rasen knieend, das Abendgebet verrichtet hatte, suchte Jedes sein Nachtlager auf. Frau Werner mit Johanna und der kleinen Marie schliefen unter dem Zelte, die Knaben im Wagen und die Männer, in ihre Decken gehüllt, in der Nähe des Feuers unter Gottes freiem Himmel, während die beiden Hunde, als treue Wächter, die Pferde, die Wägen und auch die Schläfer die ganze Nacht über im Auge hatten. Oft genug wurde jedoch die Gesellschaft durch ihr wüthendes Bellen in Alarm gebracht, wenn ein Schwein oder eine Kuh sich in die Nähe des Lagers verirrt hatte, und ein Paar Male fand Kratzi, der aufgesprungen war und umherblickte, daß sie ein Opossum oder eine Beutelratte, wie das Thier zu deutsch heißt, aufgestöbert hatten, und am nächsten Morgen lag es bratend auf den Kohlen für Alle, die darnach gelüsteten.

Sobald der Tag graute, waren Alle, durch den Schlaf erquickt und neu gestärkt, wieder munter und auf den Beinen. Zuerst das gemeinsame Morgengebet, dann ein rasches Frühstück, eiliges Abschlagen des Zeltes, Wegpacken des Kochgeschirres und der Decken, Tränken, Einspannen und Satteln der Pferde und Maulthiere und

bald gab Kratzi's Pritsche das Zeichen zum Aufbruche. Nichts blieb zurück, als das langsam verkohlende Feuer, das von dem Uebernachten der Gesellschaft Kunde gab. Gegen Mittag wurde eben eine Stunde Halt gemacht, um die Thiere ein wenig ausschnaufen zu lassen und einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen.

Und so rollte Stunde auf Stunde vorbei und jeder Tag brachte etwas Neues. Bald zerriß beim Hinauffahren aus einer Schlucht irgend etwas am Geschirre; bald machte es eine schlechte Stelle in der Straße nothwendig, daß Alle abstiegen und eine Strecke zu Fuß gingen; bald kam man an einem Farmhause vorbei, wo frische Butter, Käse, Brod und andere Sachen eingekauft wurden und allerlei neugierige Fragen zu beantworten waren. Als sie der ersten Heerde grasender Rehe ansichtig wurden, schrie Franz seinem Vater so laut und so lange zu, bis er beinahe heiser wurde, und als ein Hase aus einem Busche hart am Wege aufsprang und querfeldein rannte, wo er sich auf die Hinterbeine niedersetzte und mit hochaufgerichteten Ohren die Reisenden so trollig betrachtete, da stutzten selbst die Hunde vor Verwunderung die Ohren und dachten erst an Verfolgen des Thieres, als Heinrich mit seinem Mustäng über die Prärie hinjagte.

Gegen die Mitte des Nachmittages hin tauchte aus der Ferne ein langer Strich bläulich dämmernder Berge empor mit einer zackigen Felsenspitze, die über die andern hervorragte. Zu ihren Füßen dehnte sich ein, dicht mit Waldung überzogenes Thal aus und zwischen den Bäumen hindurch schimmerte wie ein heller Silberstreifen

der Colorado. Doch die Aufmerksamkeit der Familie wurde nun durch die Erscheinung eines Reiters in Anspruch genommen, der, vom Gebirge her, quer über die Prärie auf sie zugesprengt kam. Mit einem Male stiegen bange Besorgnisse und allerlei ängstliche Gedanken über Räuber, Mörder, Indianer in ihnen auf. Der Reiter bot auch in der That, als sie seine Umrisse näher unterscheiden konnten, einen sonderbaren, beunruhigenden Anblick dar. Ein großer, schwarzer, breitkrämpiger Hut, tief in ein gebräuntes, bärtiges Gesicht hinab gedrückt; ein Anzug aus Hirschleder, mit Fransen über und über verbrämt, der eine stattliche Gestalt umschloß; eine Büchse, quer über den Sattel gelegt, an dem vorn ein langes, aufgerolltes Seil hing, und darunter der schwarze, wild aussehende Mustäng mit der langen, fliegenden Mähne, — Alles zeugte von einem nicht zu verachtenden Gegner. Und die Furcht und Angst der Familie stieg noch höher, als sie sahen, wie er schnurstracks auf ihren Vater zujagte, mit einem gewaltigen Rucke das Pferd plötzlich anhielt, auf die Erde sprang und Herrn Werner am Arme ergriff und vom Pferde herabzog. Mitten in der athemlosen Stille und bangen Erwartung rief die kleine Marie, vor Freude in die Hände klatschend: „O, Onkel Jakob! Onkel Jakob!“ Da zuckte es plötzlich wie ein elektrischer Schlag durch die ganze Gesellschaft und von allen Lippen ertönte der Ruf: „Onkel Jakob! Onkel Jakob!“

II. Kapitel.

Onkel Jakob.

Ja, es war Onkel Jakob. Schon zwei Tage war die Gerichtssitzung zu Ende und seither hatte er sie stündlich erwartet und sich die Augen beinahe blind nach ihnen gesehen. Mit Einbruch der Nacht waren sie Alle, gesund und munter, in seinem Hause untergebracht, wo ihnen Alles mehr wie ein Traum, als wie Wirklichkeit vorkam. Noch vor wenigen Monaten befanden sie sich Tausende und Tausende von Meilen entfernt, jenseits des großen Ozeans, in ihrer alten Heimath, und jetzt saßen sie schon in Texas, droben am Colorado, in Onkel Jakob's Stube. Die Augen waren mit der Betrachtung ihrer neuen Umgebung so sehr beschäftigt, daß weder Mund, noch Zunge zu ihrem Rechte kommen konnte. Da waren die rohen Bretterwände mit einem Dutzend Gewehre verschiedener Arten und Größen, die an hölzernen Nägeln hingen, umgeben von Pulverhörnern, Jagdtaschen und allerlei großen und kleinen Messern und andern Waffen behangen; dann der aus gezimmerten Holzstämmen zusammengefügte Boden, die massiven hölzernen Bänke und die sonderbaren, mit behaarten Rindshäuten überzogenen Stühle. Und neben dem mächtigen Kamine, der als Feuerheerd diente und in dem man einen Ochsen hätte braten können, hing eine gewaltige Feuerzange und daneben, an Schnüren, bau=

melten dickbäuchige, hohle Kürbise, deren Mündungen mit Stücken von ausgekörnten Maiskolben statt mit Korkstöpseln zugestopft waren. An der andern Wand befanden sich lange Speere mit sonderbar geformten Spitzen und Widerhacken, die, wie sie später erfuhren, zum Fischstechen dienten; Netze zum Rebhühnerfange und noch viele andere nie gesehene Werkzeuge und Geräthschaften, von deren Zweck oder Verwendbarkeit sie nicht die geringste Idee hatten.

Auch Franzisko, der Diener ihres Onkels, ein junger Mexikaner, war für sie ein Gegenstand der Neugierde. Er hatte kleine, runde, flache Kuchen, die ihr Onkel Tortillas nannte, gebacken und setzte eben den Kaffeetopf auf das Feuer, und Alles dies so geschickt und behende und so geräuschlos, daß ihm Frau Werner verwundert zuschaute. Er war der erste Mexikaner, den sie je gesehen, weshalb sie ihn von Kopf bis zu Fuß aufmerksam betrachteten.

Und erst Onkel Jakob. Welch' großer, langer Bart, welcher Anzug und welch' herzlicher Willkomm und welche Freude! Sein grimmiges Aussehen hatte sie Anfangs Alle eingeschüchtert, nur die kleine Marie war auf seine Knie gestiegen, sobald er sich niedersetzte, und hatte durch hunderterlei Fragen seine Geduld auf die Probe gestellt. Papa und Mama hatten beinahe allen Werth für sie verloren, sie war jetzt „Onkel Jakob's Mädchen".

Und die ungeheuern Tassen und Unterschalen — als sie sich zum Abendessen an den Tisch setzten — kein Paar war dem andern gleich. Und der Rehbraten, — Onkel

Jakob hatte ihn extra für sie am Morgen geschossen; und der mächtige Teller voll wilden Honig daneben und die frische, schöne Butter und die Buttermilch in einer großen Schüssel, und die heißen, braungebackenen Tortillas! Die Kinder und auch ihre Eltern bedurften in der That keines besondern Nöthigens, nur konnten sie von lauter Fragen und Antworten kaum zum Essen kommen. Die kleine Marie jedoch war ausnahmsweise äußerst stille und wortkarg. Sie beobachtete Onkel Jakob, wie er schon zwei der großen Tassen Kaffee geleert hatte, und als ihm Franzisko die dritte Tasse einschenkte, vermochte sie ihre Verwunderung nicht mehr länger zurück zu halten.

„Aber, Onkel Jakob," sprach sie besorgt, „du wirst ja krank; du trinkst zu viel Kaffee!" Alle lachten und Onkel Jakob erwiederte: „Weißt du auch, mein Mädchen, daß ich von Kaffee lebe? Die Leute in Texas trinken den ganzen Tag Kaffee, wenn sie ihn bekommen können. Die Kaffeekanne steht immer auf dem Feuer und ist nie kalt, wenn Jemand zu Hause ist."

Alle waren seelenvergnügt, doch Niemand mehr, als der Hauswirth; er schien vor Freude beinahe außer sich. Bevor sie sich an den Tisch gesetzt, hatte Herr Werner Franz zugewinkt und dieser hatte mit lauter Stimme das Tischgebet gesprochen.

„Das ist das erste Mal, daß in diesem Hause ein Tischgebet verrichtet wurde," sprach Onkel Jakob. „Es ist mir, als wäre ich wieder zu Hause. Denkst du noch, Martin, wie Keines von uns einen Bissen zum Munde führen durfte, bevor wir nicht unser Gebet verrichtet hat-

ten? Wie mir jetzt Alles mit einem Male wieder in das Gedächtniß zurück kommt! Ich bin ein wilder Bursche gewesen, ich weiß es; doch von heute an soll es anders werden!"

Vor dem Schlafengehen knieten Alle nieder und dankten Gott, daß er sie gnädig beschützt und bewahrt, und gesund und wohlbehalten in das ferne Land geleitet, und flehten zu ihm um seinen fernern Segen und Beistand in der neuen Heimath und auf der neuen Bahn, die sie so eben betreten.

Schon frühe am nächsten Morgen waren die Kinder aus ihren Betten aufgestanden und hatten draußen im Hofe Alles genau besichtigt. Bald erschien auch Franzisko mit einem sonderbar aussehenden, aufgerollten Seile an dem einen Arme und einem Wassereimer an dem andern. Die Kinder beantworteten sein freundliches „Buenas Dias!" mit einem herzlichen, gutdeutschen „Guten Morgen!"

„Was ist dies?" fragte Heinrich, das aus dünnen Streifen von Rindshaut geflochtene Seil in die Hand nehmend und dem Mexikaner folgend.

„Lariät," erwiderte Franzisko. „Das," und er zeigte nach einem andern Seile, das am Aste eines Mesquitbaumes hing und aus Haaren künstlich zusammengeflochten war, „das — Cabris."

„Aber was willst du mit deinem Lariät machen?"

Sie waren unterdessen an einen ziemlich geräumigen Pferch gekommen, in welchem sich etwa ein Dutzend Kälber befanden. Ohne Heinrich's Frage zu beantworten, schob er die Querstangen, welche den Eingang versperrten,

zur Seite und ließ eine der draußen ungeduldig wartenden Kühe hinein. Doch ehe das Kalb seine Mutter erreichen konnte, war ihm die, an dem einen Ende des Lariäts befindliche Schleife, von Franzisko's geschickter Hand geworfen, über den Kopf und auf den Hals geglitten, während das andere Ende an einem Baume festgemacht wurde, der im Pferch stand. Das Kalb durfte ein Paar Minuten an der Kuh saugen, dann wurde das Lariät straffer angezogen, so daß das Kalb näher an den Baum hingerissen wurde, und Franzisko begann, die Kuh zu melken, nachdem er sich erst aus dem Eimer Wasser über die Hände gegossen hatte. Er erhielt jedoch nur ungefähr ein Stößel oder einen Schoppen Milch und dasselbe Verfahren mußte bei jeder Kuh wiederholt werden, bevor der Eimer voll war.

„Willst du mir zeigen, wie man das Lariät wirft?" sprach Franz, als sie wieder nach dem Hause gingen.

Der Mexikaner nickte mit dem Kopfe und lächelte. Trotz seiner kohlschwarzen, brennenden Augen und seiner schwarzen Haare, und trotz der beinahe abstoßenden, gelben Hautfarbe, fühlten die Knaben jetzt doch bedeutend weniger Scheu vor ihm, als gestern Abend.

„Sieh!" sprach Franzisko, indem er Franz den Eimer mit Milch übergab und auf den abgebrochenen Ast eines, etwa dreißig Fuß entfernten, Mesquitbaumes zeigte. Ein kurzes Schwenken mit der Hand und die Schleife des Lariäts, das Franzisko in der Hand hielt, hatte sich um den Ast geschlungen. „Du versuchen," wandte er sich

an Franz, nachdem er das Lariät wieder vom Baume losgemacht und aufgewunden hatte.

Franz versuchte es freilich, doch blieb es eben beim Versuchen. Das erste Mal erreichte die Schleife kaum die Hälfte der Entfernung, das zweite Mal kam sie weit genug, fiel aber etwa fünf Fuß seitwärts vom Baume und das letzte Mal warf er die Schleife so heftig, daß ihm das Lariät aus der Hand flog und, zum allgemeinen Gelächter, hoch über den Baum hin sauste.

„Gut, — versuchen alle Tag', — lernen doch," sprach Franzisko, indem er den Eimer vom Boden aufhob und auf das Haus zuging. Die Knaben begleiteten ihn, fest entschlossen, das Lariätwerfen zu lernen, wenn Geduld und Ausdauer es möglich machen könnten. Sie begannen aber den Mexikaner, der kaum zwei oder drei Jahre älter sein mochte, als Franz, nicht mehr so verächtlich anzusehen und gewannen auch nach und nach mehr Zutrauen zu ihm.

„Nun," sprach Onkel Jakob, als sie Alle beim Frühstücke saßen, „ich habe einen Vorschlag zu machen. Während die Fran Schwägerin und Marie und Heinrich von ihren Strapatzen ausruhen, könnten wir, Bruder Martin, Franz und ich einen Ausflug machen, nicht zu Pferde, sondern im Boot; es liegt keine hundert Yards vom Hause unten am Ufer. Habt ihr nicht Lust, euch die Gegend ein wenig anzusehen?"

Herr Werner und Franz waren natürlich sogleich damit einverstanden und nach beendigtem Frühstücke brachen sie unverweilt auf. Als Onkel Jakob sich am Hofthore noch

einmal umwandte und Heinrich erblickte, wie er mit trübseliger Miene ihnen nachschaute, konnte er es nicht über's Herz bringen, dem armen Jungen die Freude zu versagen, und rief ihm zu, er solle mitkommen, was sich dieser natürlich nicht zweimal sagen ließ. Sie waren eine kurze Strecke durch das Gras gegangen, als ihnen Franzisko mit den Pferden begegnete, die er eben getränkt hatte.

„Nun Bruder," sprach Onkel Jakob, indem sie stehen blieben und die Pferde betrachteten, „wie gefällt dir das Pferd, das du geritten hast?"

„Vortrefflich," erwiderte Herr Werner, „ich möchte mir kein besseres wünschen."

„Das freut mich, denn ich habe es für dich bestimmt. Und du, Fränk, — ah, Franz, wollte ich sagen, suchst dir heute noch eines aus und so wäre denn die Geschichte abgemacht."

„Aber, Onkel, Sie sind zu gütig!" riefen die Knaben wie mit einer Stimme und Herr Werner drückte ihm stillschweigend die Hand.

"Pah, pah!" sprach der Texaner; „aber hört einmal, meine Jungens! daß ihr mir da euer hochtrabendes, steifes Sie in's Gesicht schmeißet, lasse ich mir in unserm freien Texas wahrhaftig nicht gefallen. Wenn ihr daher auf gutem Fuße mit mir stehen wollet, so redet mich nicht anders, als mit Du an; versteht ihr? Und dann, Franz, könntest Du mir einen Gefallen thun. Wie wäre es, wenn du deinen Namen amerikanisirtest? Das Franz will mir nicht recht in den Mund und ich denke, Fränk ist am Ende eben so hübsch, wenigstens klingt es mir besser."

Nachdem die Knaben mit tiefem Erröthen ihre Zustimmung gegeben hatten, sprach Onkel Jakob einige Worte zu Franzisko, der mit einem ehrerbietigen Kopfnicken und „Si, si, Sennjor!“ antwortete und dabei sonderbar mit seinen Fingern gestikulirte.

„Warum sagte er: si, si. Onkel, und machte solche Grimassen mit seinen Fingern?“ fragte Heinrich, als sie weiter gingen.

„Si, si ist spanisch und heißt auf deutsch: ja, und das Gestikuliren mit den Fingern und Händen haben alle Mexikaner an sich,“ erwiderte sein Onkel. „Das wirst du später noch Alles besser begreifen.“

Bald hatten sie das Ufer erreicht und das ziemlich große, stark gebaute und hübsch angestrichene Boot losgemacht und bestiegen, und schwammen auf dem breiten, klaren Flusse. „Ah, halt! bald hätte ich die Hauptsache vergessen,“ sprach Onkel Jakob, indem er die Ruder in das Boot legte und hinten aus einem kleinen Verschlage einen blechernen Becher hervorholte, den er im Flusse zuerst ausschwänkte, dann mit dem frischen, klaren Wasser füllte und seinem Bruder hinreichte.

„Ich danke, ich bin nicht durstig,“ sprach Herr Werner.

„Thut nichts, koste nur einmal das Wasser; und auch ihr, Fränk und Heinrich. So, das ist recht.“

„Was ist denn da Besonderes an dem Wasser, daß wir davon trinken mußten?“ fragte Herr Werner.

„Das werde ich dir heute Abend sagen. Unterdessen könntest du aber den Steuermann machen, Bruder; dort

hinten auf dem Boden liegt ein Ruder. Ich möchte gern den Fluß hinab fahren bis an die Landspitze dort weit unten."

Während sie so unter den kräftigen Ruderschlägen ihres Onkels rasch den Fluß hinab glitten, konnten sich die Knaben kaum satt sehen an den mächtigen, altersgrauen Lebenseichen und Pekanbäumen, deren riesige, von Moos und Weinreben umschlungene Aeste sich wie ein gewaltiger Dom über ihnen wölbten. Ein Schwarm wilder Enten flog so dicht über ihre Köpfe hin, daß sie sogar die schönen, grünen Federn an ihren Hälsen und das Schwarze an ihren Augen sehen konnten.

„O, wenn ich jetzt ein Gewehr hätte!" rief Fränk.

„Ja, und treffen könnte," ergänzte Heinrich.

„Das sollt ihr auch noch lernen, meine Jungens," sprach Onkel Jakob. „Ich habe schon zu Hause eine gute Büchse für dich zurecht gemacht, Fränk, und ein Doppelgewehr für dich, Heinrich. Ich wollte sie euch diesen Morgen geben, habe es aber über dem Ausfluge wieder vergessen."

„Danke, danke, Onkel!" riefen die Knaben voll Freude.

„Es ging mir gerade so wie euch, aber hier in Texas lernt man Alles. Ich hätte ohne meine Büchse gar oft hungrig zu Bette gehen müssen. Noth lehrt nicht nur beten, sondern auch noch vieles Andere, und sie hat mich schießen und treffen lehren. — Halte das Boot etwas mehr gegen das Ufer, Martin! So, das ist gut."

„O sieh', Vater, da ist noch ein Fluß!" riefen die Knaben, als sie plötzlich in der Nähe ein gewaltiges Rauschen vernahmen und zu gleicher Zeit, ein anderes Wasser erblickten, das zwischen den hohen Bäumen hervorgeschossen kam und beinahe in einem rechten Winkel in den Colorado floß.

„Dies, ein Fluß?" sprach Onkel Jakob lächelnd. „Nein, meine Lieben, das nennen wir hier einen Bach oder Quell-Arm. Die Quelle befindet sich nur hundert Yards von hier, dort oben am Fuße des Hügels, den ihr von hier aus sehen könnet."

„Das muß aber eine gewaltige Quelle sein," bemerkte Herr Werner, den ziemlich breiten Bach mit Verwundern betrachtend. „Man sollte meinen, ein Dutzend Quellen wären nicht im Stande, so viel Wasser zu liefern. Wie heißt der Bach, Jakob?"

„Dies ist der San Hieronymo. Beinahe Alles hat hier einen mit San beginnenden Namen. San heißt nämlich heilig. Da ist der San Gabriel, der San Markos, beide wunderhübsche Flüsse, keine sechzig Meilen von hier; die San Pedro-Quellen, die Stadt und der Fluß San Antonio. Dann der Brazos-Fluß, dessen eigentlicher, voller Name: Brazos de Dios, Arme Gottes, ist; der Trinitz oder Dreifaltigkeitsfluß. Corpus Christi oder der Frohnleichnam ist der Name einer Stadt am Golfe. Weiter oben im Westen ist der San Saba-Fluß und unten am Golfe die Espiritu Santo- oder Heiliggeist-Bucht. Dann bei San Antonio sind die alten Missionen San

Jose oder zum heiligen Joseph, San Juan oder zum heiligen Johann und de la Concepcion oder der Empfängniß, und so noch viele andere Flüsse und Städte. Wenn die alten Spanier auch gerade nicht viel Religion im Herzen hatten, so hatten sie doch desto mehr im Munde, wenn alle die frommen Namen als Beweise dafür anzunehmen sind. Zwar stößt man sich Anfangs an dieser Entheiligung der höchsten Namen, wie zum Beispiel, Fronleichnam und Dreifaltigkeit, doch gewöhnt man sich mit der Zeit daran. Uebrigens müssen sie nach und nach andern, neuen Namen Platz machen, sowie die Europäer sich mehr und mehr im Lande ausbreiten."

„Indessen scheinen mir diese neuen Namen gerade keine Verbesserungen der alten zu sein," sprach Herr Werner. „Wenn ich mich recht erinnere, so hörte ich auf unserer Reise Namen nennen, wie: Dreckbach, Sandbach, Bürstenbach, trockener Bach, klarer Bach, Mustängbach, Katzensprung, Pulverhorn, Rosenhügel, Cypressenstadt, Kapellenhügel, Unabhängigkeit, Fleiß —"

„Ja, freilich, und dies mögen noch nicht einmal die schlimmsten sein," unterbrach ihn sein Bruder. „Aber wir sind an Ort und Stelle. Fränk, halte dich an den Weiden dort fest! So, nun an's Land!" Onkel Jakob hatte die Ruder in den Boden des Bootes gelegt und war an das Ufer gesprungen, während die Andern noch sitzen blieben, bis er an einem nahen Baume festgebunden war, worauf sie ausstiegen. Nun ging es einen schmalen Fußpfad hinan und bald befanden sie sich auf einer An-

höhe, einem sogenannten Bluff, der sich wohl an fünfzig Fuß senkrecht vom Flusse erhob.

„Dies ist die Aussicht, die ich dir zeigen wollte, Bruder Martin," sprach Onkel Jakob, als sie oben waren. „Siehst du, wo der San Hieronymo in den Colorado fließt, etwa eine halbe Meile vor uns? Nun, folge seinem Laufe, den du leicht an den hohen Bäumen, die rechts und links stehen, erkennen kannst, bis hinauf, wo er hinter jenem Berge verschwindet. Jene Erhöhung dort, einen Büchsenschuß vom Flusse, wo der dichte Hain großer Lebenseichen steht, ist der Platz, wo das Wasser aus dem Berge hervorquillt. Ein prächtiger Bauplatz, — Wasser in Hülle und Fülle und auch Holz und Felsen zu Bausteinen in Menge; und dann liegt der Platz sehr hoch und gesund, und ist auch schattig. Der Berg dahinter ist gerade recht, um die Nordwinde abzuhalten, während das Land gegen Süden offen liegt, um die Südluft ungehindert heran wehen zu lassen. Links davon erstreckt sich gegen den Colorado hin eine Prärie, so reich und fett, wie Sahne und wartet nur auf den Pflug, um Weizen, Mais, Baumwolle, irgend etwas hundertfach hervorzubringen. Dahinter zieht sich links bis zu jenem Felskegel ein meilenlanger Cedernwald hin, der Holz genug liefert, um ganz Texas damit einzuzäunen. Die hohen Bäume zu beiden Seiten des Flusses sind Pekanbäume und die Früchte, die sie tragen, werden euch, wie ich hoffe, eure deutschen Nüsse so ziemlich ersetzen. Dies ist gewiß ein Stück Land, das des Ansehens werth ist; — auf der einen Seite wohl an zwei Meilen Wasser und

auf der andern herrliche Prärieen, die sich, ich weiß nicht wie viele Meilen, nach Westen und Norden ausdehnen! Nun, Bruder, wie gefällt dir dein Land?"

„Mein Land! Was fällt dir ein?"

„Ja, versteht sich, dein Land; das ist deine Ligua. Es ist eigentlich mehr, als eine Ligua, es ist eine Ligua und eine Labor, — viertausend sechshundert Acker in einem Stück."

„Mein guter, treuer Bruder," sprach Herr Werner mit zitternder Stimme, Onkel Jakob's Hand ergreifend und schüttelnd, „wie kann ich dir danken? Ich versichere dich —"

„Danken!" unterbrach ihn Onkel Jakob ungestüm. „Als ich meinem tyrannischen Lehrmeister davon lief und mir Vater und Verwandte alles Ueble wünschten, und mich einen Taugenichts nannten, hast du da nicht meine Partei ergriffen und mich gegen alle Verleumdungen vertheidigt und sogar heimlich dich nach meinem Wohlbefinden und Ergehen erkundigt? Und erinnerst du dich noch der fünfhundert Thaler, die mir die alte Tante im Testamente vermachte? Nun, die kamen mir, gerade nach der Schlacht von San Jacinto, wie vom Himmel gesandt, denn ich besaß keinen rothen Cent und baares Geld war damals in Texas so rar, wie Mosquitos im Winter. Die Ligua, auf der mein Haus steht, erhielt ich vom Staate Texas als Belohnung für meine Dienste im Befreiungskriege, und die andere, die daran stößt, kaufte ich von dem Gelde, das eigentlich dir, als dem ältesten Sohne unseres Vaters, gehörte, und die alte Tante, seine Schwe-

ster, hätte dieß in ihrem Testamente bemerken sollen. Dazu kaufte ich noch Vieh, Pferde, und was zur vollständigen Ausrüstung einer Farm gehört, baute mein Haus, meine Stallungen, meine Zäune, kurz, ich richtete mich, zwar nicht prächtig, aber doch bequem ein; und Alles dies für die fünfhundert Thaler. Damals konnte man für hundert Thaler zehnmal so viel kaufen, als heute für tausend. So hat gar Mancher sein Glück gemacht. Er kaufte sich oder handelte irgendwo eine Strecke Land ein, die er zur Anlegung einer Stadt passend fand, baute sich zuerst selbst darauf an, legte die bequemste Strecke in kleine Theile aus, sogenannte Lots oder Bauplätze, und suchte sie zu verkaufen. Je richtiger die Lage der neuen Stadt gewählt war, desto schneller entstand die Wirklichkeit, und die Vereinigten Staaten sowohl als Texas zeigen die außerordentlichsten Beispiele vor. So soll zum Beispiel der Grund, worauf die Stadt Cincinnati, die Königin des Westens, steht, vor etwa achtzig Jahren für ein Pferd vertauscht, und jener der Stadt Chicago, der jetzt in die Millionen geschätzt wird, im Jahre 1815 für dreißig Thaler verkauft worden sein. Sie redeten mir auch zu, mit meinem Gelde in Ländereien zu spekuliren, ich könnte in kurzer Zeit ein steinreicher Mann sein, und ich hätte mich am Ende auch dazu übertölpeln lassen, wenn ich nicht schon zuviel von den gewissenlosen, betrügerischen Landpiraten, wie man diese Spekulanten nennt, gehört hätte. Und du weißt, Bruder, das Reichwerden hat überhaupt, und besonders bei unserer Familie, seine Häckchen, und wenn in dem Spruche: Der Herr gibt

es den Seinen im Schlafe — Reichthum gemeint ist, so gehören wir nicht dazu, wohl aber zu Jenen, von denen es heißt: Wen Gott lieb hat, den züchtigt er. Nun, ich für meinen Theil kann mich über mein Schicksal nicht gerade beklagen, doch du dauerst mich, Bruder."

„Und du wußtest noch gar nichts von meinem Verluste, als du mir schriebst?" fragte Herr Werner.

„Kein Wort," erwiederte der Texaner, „bis ich es aus deinem Briefe sah. O, wie könnte ich den Schurken vom Pferde herab blasen, wenn er sich einmal hier sehen ließe!"

„Es war ein harter Schlag für mich," sprach sein Bruder, „doch hatte ich gerade keine feindseligen Gefühle für den Mann. Es war meine eigene Schuld, ich hätte nicht Bürgschaft für ihn leisten oder mich doch wenigstens vorher genauer nach seinen Verhältnissen erkundigen sollen. Ich schickte mich eben so gut darein, als ich nur konnte. Ohne ein Fatalist zu sein, bin ich indessen fest überzeugt, daß Gott noch Alles zum Besten lenken wird."

Die kleine Gesellschaft war unterdessen zum Flusse hinab geschritten, in das Boot gestiegen und vom Lande abgestoßen.

„Ich habe aber keine Lust, die ganze Strecke wieder stromaufwärts zu rudern," sprach Onkel Jakob. „Wir wollen dort, oberhalb des San Hieronymo, landen und nach Hause reiten. Ich sehe, Franzisko wartet schon auf uns mit den Pferden."

Eilends kletterten sie das abschüssige Ufer hinan und überließen das Boot dem Mexikaner, während sie die Pferde bestiegen. Zum ersten Male fiel ihnen jetzt das sonderbare Pferdegeschier ihres Onkels auf. Der Zaum war ungemein stark mit gewaltigem Gebisse und Kinnkette und schwer mit silbernen Sternen und andern Zierrathen beschlagen, sowie auch der Sattel.

„Den Zaum und Sattel habe ich mir zu San Jacinto erobert," erzählte der Texaner, als sie sich in Bewegung setzten. „Sie gehörten einem der mexikanischen Offiziere, die dort fielen." „Warum haben aber die Leute hier so große hölzerne Steigbügel und so gräßliche Sporen?" fragte Fränk.

„O, weißt du, Sattel, Zaum, Pferd und Reiter, Alles muß zusammen passen," erwiderte sein Onkel. „Die großen Steigbügel und breiten Schutzleder sind unentbehrlich, wenn man durch das dichte Gebüsch oder Chaparal nach Vieh reitet, sonst zerfleischt man sich seine Beine. Der Sattel ist so tief, mit einem so hohen Sattelknopf versehen, damit man seinen Sitz nicht verliert, wenn der halbwilde Gaul allerlei Luftsprünge macht oder wenn man ein Stück Vieh mit dem Lariät gefangen hat. Und für die tückischen, nur oberflächlich gezähmten Mustängs kann man keine deutschen Spörchen gebrauchen, da müssen es schon tüchtige Stacheln sein, die das dicke Fell durchdringen und ihnen gehörigen Respekt einflößen. Die meinigen sind nicht größer, als ein Mexikaner Thaler; ich habe sie schon beinahe so groß, wie eine Unterschale gesehen und mit kleinen Glöckchen und Schellen daran."

Unter solchen Gesprächen waren sie durch eine Waldung von Pekanbäumen, Lebenseichen, wilden Pflaumbäumen, Eschen, Buchen und andern Bäumen, die in vollster Blüthe standen, geritten, ohne daß sie wußten, wie ihnen der Vormittag verstrichen war, und sie befanden sich zu Hause, bevor sie sich noch halbwegs glaubten. Eben, als sie abstiegen, kam auch Franzisko vom Flusse herauf und mit ihm Kratzi, der einen Eimer voll Flußwasser zum Kochen geholt hatte. Onkel Jakob nahm rasch einen Becher voll heraus und hielt ihn der kleinen Marie entgegen, die aus der Küche gelaufen kam.

„Hier, meine Tochter,“ sprach er, „versuche einmal dieses hübsche, kühle Wasser, ob es nicht eben so gut ist, als das Brunnenwasser in Deutschland.“

Nachdem Marie einen tüchtigen Schluck genommen, reichte er ihn Frau Werner hin, die neugierig herzu getreten war, und als auch sie das Wasser gekostet hatte, reichte er den Becher wieder Kratzi, der mit etwas verblüffter Miene da stand.

„Aber warum, Onkel, mußten wir Alle Coloradowasser trinken?“ fragte Heinrich ungestüm.

„Aus dem einfachen Grunde, weil Alle, die einmal Coloradowasser getrunken haben, nirgends mehr leben können, als in Texas. Ihr möget lachen,“ fuhr er, etwas wärmer werdend, fort, „aber es ist eine ausgemachte Sache, ein probates Mittel, das noch nie fehlgeschlagen hat.“

Kratzi war nicht umsonst mit dem Eimer Wasser stehen geblieben, dann, verschmitzt lächelnd, in die Küche getreten. Bald darauf ertönte lautes Gelächter und herzliches Weinen und Schluchzen und Kratzi kam tanzend und springend aus der Thüre gerannt, als habe ihn eine Tarantel gestochen.

„Ah,“ rief er, „Jungfer Hanne, jetzt ist's mit Deutschland vorbei; sie hat Coloradowasser getrunken! Ha, ha, ha!“

Arme Johanna! Der Trunk Wasser war für sie ein Biß in den Apfel geworden, der die Brücke zwischen ihr und ihrem Paradiese in Deutschland abgebrochen. Doch wie gar manches arme Herz sehnte sich in Texas nach der alten Heimath zurück, bis der Tod seinem Kummer und Sehnen ein Ende machte! Frauen besonders schrecken vor dem rauhen Ansiedlerleben zurück. Wie manche junge Frau, die ihrem Ehegemahle hieher folgte, kämpfte Monate, Jahre lang gegen das verzehrende Heimweh an, schwankend zwischen ihrer Liebe zu ihrem Manne und der Sehnsucht nach ihren Lieben und den trauten Plätzen ihrer Kindheit drüben über dem Meere! Bittere Thränen, während der Abwesenheit ihres Mannes vergossen, mußten einem erzwungenen Lächeln weichen, wenn seine Schritte draußen ertönten, wie trübes Gewölke vor den Strahlen der Sonne. Noch schmerzlicher ist es, wenn eine betagte Mutter durch die Schläge des Schicksals von den Gräbern ihrer Lieben, aus dem Kreise langjähriger Freunde, aus dem alten, trauten Hause, das Vater, Großvater,

Urgroßvater vor und mit ihr bewohnten, nach Texas verschlagen wird. Nur junge Bäume können das Verpflanzen in einen frischen Boden ertragen. Und doch, wie sonderbar! Kehrt auch die junge Frau wieder nach den trauten Plätzen ihrer Kindheit zurück oder der Sohn in das Haus seiner Väter, — die alte Heimath ist ihnen keine Heimath mehr. Sei es nun das ungewohnte Treiben und Getümmel der europäischen Städte und Dörfer oder am Ende die Zauberkraft des Wassers, das sie in Texas getrunken, genug, die alten Freunde, die alten Beschäftigungen und Vergnügen, die trauten, heimischen Plätze haben ihren frühern Reiz verloren. Und so leidenschaftlich, so krankhaft auch die Heimgekehrten dem Augenblicke entgegen harren, wo sie zum ersten Male wieder nach so langen, langen Jahren den Fuß auf deutsche Erde setzen können, ebenso ungeduldig warten sie oft schon nach kurzer Zeit auf die erste Schiffgelegenheit, um nach dem stillern, lebensfrischern Texas zurückzukehren. Es ist dies zwar eine befremdende, aber nichts desto weniger vielfach erwiesene Thatsache. Texaner nennen es das Texasfieber; mir kommt es jedoch beinahe wie eine Art Instinkt vor.

Adam und Eva lebten vor dem ersten Sündenfalle in einer neuen, frischen Welt, in einer Welt, die mit jedem Tage neue Reize für sie hatte, ihnen neue Genüsse darbot, und wo die Natur aus ihrem unerschöpflichen Borne stets neue Bilder, neue Wunder vor ihren staunenden Augen entfaltete. In einem, schon seit Jahrhunderten bewohnten, dicht bevölkerten, nach strengen, steifen

Gesetzen, Gebräuchen und Herkommen geregelten und geordneten Lande, in einem Lande, wo die Naturkräfte bis auf das Aeußerste angestrengt und ausgebeutet worden; wo die Natur, einer nimmer müden, nimmer rastenden Dienerin gleich, in Fesseln gehalten wird, — in einem solchen Lande findet sich gewiß nicht das Frische, das Lebenerweckende, Freie, Ungebundene einer neuen Welt, die in ihrer ursprünglichen Schönheit und Jungfräulichkeit noch unberührt da liegt, wie sie aus der Hand des großen Schöpfers hervorging. Und so mag auch das Zurücksehnen, das Zurückverlangen nach der neuen Welt, wie unser Land vorzugsweise genannt wird, nichts Anderes sein, als das tiefe, beinahe angeborene, instinktmäßige Sehnen nach dem verlorenen Eden, das von Adam und Eva her noch in uns steckt.

III. Kapitel.

Der erste Ausflug.

Es war an einem Samstage, als die kleine Entdeckungsreise unternommen worden, und der Nachmittag wurde mit Zurüstungen für den kommenden Sonntag zugebracht. Bevor sie sich jedoch am Abend zur Ruhe legten, wurde nach allgemeiner Besprechung beschlossen, daß am Montag in aller Frühe Alle ohne Ausnahme das Land besuchen und die Stelle wählen sollten, wo ihre zukünftige Wohnung erbaut werden sollte.

Herr Werner unternahm nichts, ohne vorher die Meinung seiner Frau darüber vernommen zu haben, was man eigentlich von einem verständigen Manne nicht anders erwarten konnte. Auch die Kinder durften bei allen geeigneten Anlässen ihre Ansichten frei aussprechen, während jedoch der Vater den Vorsitz führte und etwaige unreife Anträge und Beschlüsse mit seinem Veto belegte. Und hierin mochte auch wohl die Ursache liegen, warum alle Mitglieder der Familie einander so zugethan waren und an Allem, was die Familie beschloß oder unternahm, so regen Antheil nahmen.

Der Sonntag kam in seiner trauten, feierlichen Stille und wurde gerade so gefeiert, wie zu Hause, nur daß man hier, leider! keine Kirche besuchen konnte, weil keine da war. Alle, selbst die Dienstboten, hatten ihre Sonn=

tagskleider angezogen und auch das Haus war am Abend vorher gescheuert und so gut, als möglich, herausgeputzt worden. Onkel Jakob konnte beim Frühstück seine Verwunderung nicht verhehlen, als ihm Alles so „sonntäglich“ entgegen lachte, und er hob die kleine Marie liebkosend auf den Schooß und bewunderte ihr hübsches, rothes Röckchen, ihre niedlichen Marokkoschuhe, das kleine, blendend weiße Krägelchen, die sorgfältig gekämmten und gestrichenen Haare und drückte einen herzhaften Kuß auf ihre rosigen Wangen.

„Nun, das sieht ja ganz wie Deutschland aus!“ rief er voll Freude. „Dies ist das erste Mal nach langen Jahren, daß ich in Texas wieder einmal einen Sonntag sehe.“

Sogleich nach dem Frühstücke zog er sich in seine Stube zurück, und als er nach einiger Zeit wieder heraus trat, war er kaum mehr zu erkennen. Er hatte sein Gesicht, wie er es nannte, urbar gemacht, das heißt, einen bebedeutenden Theil des waldigen Bartes wegrasirt und den noch stehen gebliebenen bedeutend verkürzt. Dann hatte er das blaue, wollene Hemd mit einem feinen, weißen vertauscht und aus der Tiefe seines Koffers einen längst vergessenen Tuchanzug wieder an das Tageslicht gebracht. Franzisko hatte ihm, unter Kratzi's Anleitung, die Stiefel gewichst, eine Handthierung, die dem Mexikaner, ich möchte beinahe sagen, spanisch vorkam. Niemand freute sich mehr über die vortheilhafte Veränderung, die mit ihm vorgegangen, als die kleine Marie, die singend und in die Hände klatschend, um ihn herum tanzte.

„Ja, ich fühle mich auch bedeutend wohler," sprach er mit wohlgefälliger Miene. „Es kommt mir vor, als sei ich selbst jetzt mehr werth. Texas ist schon gut genug, wenn es nur noch ein bischen europäisirt wird!"

Bald nach dem Frühstück am Montag Morgen brach die Gesellschaft zu Wagen und zu Pferd nach der Quelle des San Hieronymo auf. Hätte die Natur den ganzen Platz ausdrücklich für sie geschaffen und angelegt, so konnte er nicht besser gewählt und herrlicher ausgestattet sein. Es schien, als ob der himmlische Vater in seiner unergründlichen Weisheit dieses Plätzchen gerade für sie zurecht gemacht und aufbewahrt habe, wohl wissend, daß einst der Tag und die Stunde kommen werde, wo sie sich hier häuslich niederlassen würden. Und hierin zeigte Gott auch nicht mehr Vorliebe und Zuneigung für diese einzelne Familie, als er täglich und stündlich denen erweist, die ihn lieben und ihm dienen. Herr Werner besaß gerade nicht mehr Geistesgaben, mehr Scharfsinn und Ueberlegung, als irgend ein anderer, vernünftiger Mensch, und doch waren es diese Betrachtungen und Gedanken, die in ihm aufstiegen, als er über den Platz hinschritt.

Von der Anhöhe bot sich eine herrliche Aussicht dar über den ganzen Fluß und das Thal, das sich nach Süden hin vor ihnen ausbreitete, und die mächtigen Lebenseichen wölbten sich über ihnen zu einem Laubdach, das kaum einen Sonnenstrahl hindurch dringen ließ. Keine sechszig Yards davon befand sich links die Quelle, und welch' eine Quelle! Sie sprudelte kalt und frisch aus

dem Berge hervor, zwei und sechszig Fuß breit und von zehn bis zu zwanzig Fuß tief. Wie sie so um den Felsenrand herum standen, konnten sie in den krystallhellen Fluthen bis hinab auf den Boden sehen, wo sich Fische von allen Größen lustig herumtummelten. Es war auch eigentlich keine Quelle, sondern ein gewaltiger Bach, der in tiefer Verborgenheit unter dem Berge floß und gerade dort hervorbrach. Zum Trinken, Waschen, Fischen, was konnte wohl bequemer sein, und zum Baden! Fast Alle wandelte die Lust an, hinein zu springen in den murmelnden, plätschernden Bach. Und der Berg dahinter, der wie eine schützende Mauer empor ragte, und an den sich das Haus anlehnen konnte und Schirm fand gegen das Toben und Brausen des Nordwindes. Die nach Westen und Norden sich Meilen weit ausbreitende Prärie bot Futter und Nahrung für Hunderte von Kühen, Ochsen und Pferden und Alles schien nur auf Besitznahme und Ansiedelung zu warten.

„Das Erste, was nun zu thun ist," sprach Onkel Jakob, als sich die Gesellschaft auf dem breiten, flachen Felsen neben der Quelle lagerte, „ist das Anpflanzen und dann geht es an das Bauen. Und es trifft sich gerade, wie gewünscht. Voriges Jahr verkaufte ich an einen neu eingewanderten Deutschen eine Anzahl Vieh, und da der Mann mir nicht Alles bezahlen konnte, so ließ ich mir von ihm für den Rest droben im Cedernholz Zaunriegel hauen. Du, Bruder Martin, und ich und Fränk müssen morgen frühe den Wagen und die Maulesel nehmen und anfangen, die Zaunriegel herabzuholen."

„Wie steht es aber mit dem Pflügen?“ fragte Herr Werner.

„O, ich hatte schon den ganzen Winter einen Mann beschäftigt, der mir eine gute Strecke Prärie aufbrach, denn es fiel mir ein, zum Zeitvertreib einmal einen Versuch mit Baumwolle zu machen. Es wird Kratzi wenig Mühe und Zeit nehmen, das Land noch einmal zu überpflügen. Ich habe tüchtige Zugochsen auf der Prärie, die wir dazu auftreiben können.“

„Wie lange glaubst du, daß wir zum Riegelfahren brauchen werden?“ fragte sein Bruder.

„Nicht lange; es geht von dem Cederngehölz immer bergab. Auch brauchst du keine so große Strecke einzuzäunen: etwas für Gemüse und ein bischen Mais, auch dafür ist es schon beinahe zu spät. Das Bauen des Zaunes und Hauses und die übrigen Einrichtungen werden euch bis in den Winter hinein in Anspruch nehmen, so daß ihr vorher doch nicht an ein ernstliches Pflanzen zu denken brauchet. Ihr hättet schon vor sechs Monaten hier sein sollen.“

„Nicht wahr, Bruder, du bist uns beim Bauen des Zaunes etwas behilflich? Die Leute gebrauchen hier meistens Cedernholz dazu?“ fragte Herr Werner.

„Ja, auf beide Fragen,“ antwortete Onkel Jakob lächelnd. „Hast du dein Land einmal mit einem guten Cedernzaune versehen, so hält er dir dein Leben lang. Er kann freilich Feuer fangen und abbrennen, aber nicht verfaulen. Einige pflanzen den Osage — Orangenbaum oder Boisd'arc, wie sie es nennen, zu einer Hecke. Wei-

ter gegen Westen ziehen sie rings um das Land einen tiefen Graben und werfen die ausgegrabene Erde zu einer Art Mauer oder Rain auf, und pflanzen oben darauf Kaktus. Doch Cedernholz ist am besten, wenn man es bekommen kann."

„Welch' sonderbare Kaktusart!" rief Frau Werner, die sich in der Nähe der Quelle einen Blumenstrauß sammelte. „Die Pflanze ist so groß und rund, wie der Kopf eines Menschen und die Blüthen haben eine blendend weiße Farbe. Und hier ist eine andere Art, die in kleinen Lappen aus dem Felsen wächst, jeder mit einer Blume geziert."

„Das ist der Türkenkopf=Kaktus," sprach Onkel Jakob, mit den andern nach der Stelle hingehend. „Sie werden hier herum genug davon finden. Der Peitschen=Kaktus wächst nur auf sandigem Boden nahe an Flüssen; man kann ihn ziehen, daß er zwanzig Fuß in die Länge wächst, nicht dicker als ein Finger. Es ist wirklich sonderbar," fuhr er fort, „wie Alles in diesem Lande mit Dornen bewachsen ist. Hier der Mesquitbaum, — nichts als Dornen; dort der Chaparäll= (Tschaparäll) Busch, — jeder Zweig und jedes Blatt mit Dornen bedeckt. Etwas später hängt er voll köstlicher Beeren, die man mit einem Stocke herunter schlägt auf ein Tuch, das man darunter ausgebreitet. Je weiter man nach Westen kommt, desto toller ist es mit den Dornen, selbst das Gras ist voll davon. Der Tellerkaktus wächst so hoch, wie ein Haus; manche Teller messen zwanzig Zoll in der Breite. Wenn Mangel an Futter ist, so sammeln Viele

diese Kaktus, legen sie auf ein Feuer, um die Stacheln abzubrennen, und füttern das Vieh damit. Oft ist schon Vieh erstickt, welches sie mit sammt den Dornen zu verzehren versuchte. Und von ihren wunderschönen, rothen, birnähnlichen Früchten sind drei genug, um einem Menschen das Fieber zuzuziehen. Oefters werden die Blätter oder Teller des Kaktus in Scheiben gespalten und zu Umschlägen verwendet. Besonders bei Pferden, deren Rücken vom Reiten wund geworden, sollen sie treffliche Dienste leisten. Selbst die Frösche haben hier Dornen auf dem Rücken und am Kopf. Man nennt sie Hornfrösche; es sind ganz niedliche, harmlose, kleine Dinger und sollen von Ameisen und anderm Gewürme leben. Wozu sie aber die Hörner oder Stacheln haben, kann ich mir nicht denken; jedenfalls sind sie auch zu irgend einem Zwecke da."

„Wie heißt denn dieses Gewächs, Onkel?" fragte Fränk, als sie auf dem Heimwege am Saume der Prärie hinritten, auf einen sonderbaren Baum zeigend.

„Dornen und abermals Dornen, wie du siehst," erwiderte sein Onkel. „Man nennt es hier den spanischen Schwertbaum; es ist eine Aloë-Art. Es sieht aus, wie ein Baumstamm, in welchem rings, vom Boden an, unzählige Schwerter oder Bajonnette stecken, deren Spitzen drohend nach Außen gekehrt sind. Ich möchte lieber von einem Indianer aufgespießt, als von einem wüthenden Mustäng in ein solches Gewächs geschleudert werden, denn die Spitzen sind so scharf, wie Nadeln. Ich kannte eine Dame, die eines in ihrem Hofe hatte und damit die

Kinder sich nicht daran verletzen sollten, steckte sie an jedes Bajonnett eine kleine Spule."

„Und welchen Nutzen bringt das Gewächs, Onkel?" fragte Heinrich.

„Nun, ich denke, wenn man sie nahe genug an einander pflanzen würde, so gäbe es keinen so übeln Zaun. Wenn ihr aber das Gewächs näher betrachtet, so werdet ihr eine lange, blaue Scheide bemerken, die etwa eine Yard über die Bajonnette emporgeschossen ist. Bald wird diese Scheide bersten und es werden hundert herrliche, weiße Blüthen hervorspringen. Es ist die prachtvollste Blume der Welt und erfüllt die Prärie weithin mit Wohlgeruch. So oft ich diese majestätische Blume erblicke, wie sie so in ihrer erhabenen Pracht über den widerlichen Stacheln steht, aus denen sie empor gewachsen, muß ich unwillkürlich an Freude nach Leid denken."

„Oder Himmel nach der Erde," fügte Frau Werner lächelnd hinzu. „Ich hätte nicht gedacht, Schwager, daß Sie so romantisch sein könnten."

„Ah, Sie waren auch der Meinung, in Texas höre alle Poesie auf; nicht wahr? Aber wollt ihr einmal einen Blumengarten sehen, dann schauet dort hinüber!" und er deutete auf die Prärie, die sich nach Norden hin ausbreitete. Es war auch in der That ein herrlicher Anblick. So weit das Auge reichte, wogte ein wahres Blumenmeer in dem leisen Hauche des Windes und die ganze Ebene glitzerte und funkelte wie Millionen Diamanten und Edelsteine in den Strahlen der Sonne.

„Ueber diese Prärie ritt ich einmal nach dem San Gabriel-Fluß, als mein Pferd plötzlich lahm wurde. Da ich dringende Geschäfte hatte, so blieb mir nichts Anderes übrig, als zu Fuß zu gehen und den Gaul nachzuführen. Zum Zeitvertreib begann ich, die verschiedenen Blumenarten zu zählen, an denen ich vorbei kam. Ich brachte es bis auf hundert und dreiundzwanzig, da war ich müde und gab es auf. „Dies," fuhr er fort, indem er aus der mit Blumen angefüllten Schürze der kleinen Marie ein fünfblätteriges Blümchen nahm, „ist der Texasstern; er neigt sich immer gegen Norden. Betrachtet euch die Blume genau, Jungens; sie kann euch einmal von großem Nutzen sein, wenn ihr euch auf der Prärie verirrt habt. Einige Leute nennen sie deshalb die Kompaßblume. Das Vieh zerstört übrigens nach und nach alle Blumen; sie nehmen ab, sowie die Einwanderung zunimmt."

„Da du gerade von Einwanderung sprichst," bemerkte Herr Werner, „so fällt mir eben ein, von Thieren gehört zu haben, welche der Einwanderung vorausgehen sollen."

„Ja," erwiderte der Texaner, „sobald ein Indianer eine Biene erblickt, so weiß er, daß es für ihn Zeit ist, an's Wandern zu denken. Dasselbe gilt auch von den Eichhörnchen. Man erzählt sich sogar eine Geschichte, wie ein Fährmann am Brazos eine volle Woche zu thun hatte, um alle auf seinem Fahrzeuge überzusetzen. Auch die Wachteln kannte man nicht vor der Ankunft der weißen Leute."

„Ich glaube gar, dies ist Andorn," sprach Frau Werner, vom Wagen springend und auf eine Pflanze nahe am Zaune der Farm zugehend.

„Ja," sprach Onkel Jakob, „man behauptet, auch diese Pflanze komme mit der Einwanderung. Es wächst hier in Masse und auch Salbei genug, um eine ganze Stadt damit zu kuriren. Auch die Ricinusölpflanze — Palma Christi genannt — findet sich hier in beträchtlicher Menge vor. Ich wohnte kaum ein Jahr hier, als diese Pflanze auch schon rings im Hofe und bei den Stallungen wohl an zwanzig Fuß empor wucherte. Die Natur muß es gut mit dir meinen, dachte ich, als ich sie zum ersten Male sah. Auch Disteln und Kletten gibt es hier im Ueberfluß, als ob der göttliche Fluch: Dornen und Disteln soll er hervorbringen! in Texas buchstäblich in Erfüllung gehen sollte. Und Wolfsmilch und wie das Unkraut heißen mag."

Hier wurde er jedoch plötzlich unterbrochen durch das Geschrei von Johanna, die athemlos aus dem Hause gerannt kam. „O, Herr Werner! O, Frau Werner! Heinrich von einer Schlange gebissen!" schrie sie aus vollem Halse.

Alle blickten sich erstaunt und betroffen nach Heinrich um, doch er war nirgends mehr zu sehen. Er war, ohne daß sie es bemerkt hatten, auf einem kürzern Wege vorangeeilt, um noch vor dem Mittagessen einige Fische fangen zu können. Er suchte unter ein Paar alten Balken nach Würmern und hatte eben die eine Hand hinunter gesteckt, um einen Balken aufzuheben, als er sie

schnell mit einem lauten Schrei wieder zurück zog. Im nächsten Augenblicke glitt eine junge Klapperschlange hervor und schoß wie ein Pfeil durch das Gras; aber Kratzi, der auf den Schrei herbei gesprungen war, hatte sie schnell eingeholt und mit einem Stocke getödtet. Alles dieses erzählte Johanna mit Jammern und Weinen und als auch Heinrich unterdessen herbei gekommen war, umringten ihn Alle zitternd vor Angst. Die Wunde, welche Anfangs geblutet hatte, war schon blau geworden und der Arm angeschwollen, ein sicheres Zeichen des schrecklichen Giftes. Heinrich ertrug seine Schmerzen wie ein Mann, ohne daß ein Wort der Klage oder ein Seufzer über seine Lippen kam; nur sein Gesicht war mit einer Todesblässe überzogen.

Onkel Jakob war mittlerweile in das Haus gerannt und erschien bald darauf mit einem der Kürbise, die an der Wand hingen, und einem Becher.

„Hier, Heinrich," sprach er, dem Knaben den vollen Becher reichend; „trinke dies Alles, jeden Tropfen, so schnell du kannst!"

„Was ist es, Onkel?" fragte Heinrich.

„Bekümmere dich nicht darum," erwiderte der Texaner. „Es ist Whisky. Ich habe Zucker darein gethan. Trinke, trinke! Habe keine Angst, es thut dir nichts! Hier, Fränk, gieße noch einen Becher voll! So, Heinrich, trinke! Laß es nur gut sein, wenn es dich auch ein bischen im Halse brennt!"

„Dein Hirschhorn, Mutter, wo ist es?" fragte Herr Werner. In ein Paar Minuten hatten sie ein Taschen=

tuch mit Hirschhorn befeuchtet und es dem Knaben um Finger und Hand gewickelt. Die giftigen Zähne der Schlange hatten den Mittelfinger der linken Hand durch und durch gebissen.

„Hast du etwas Branntwein?“ fragte Herr Werner seine Frau.

„Nichts, als Pfirsiche, die in Branntwein eingemacht sind,“ erwiderte Frau Werner.

„Gerade, was wir brauchen,“ sprach Onkel Jakob. Johanna hatte die Flasche rasch herbeigeholt und geöffnet. Auf allgemeines Bitten und Zureden aß Heinrich einen Pfirsich nach dem andern und verschluckte unter Schütteln und Verzerren des Gesichtes den Whisky, den ihm sein Onkel aufdrang. Er hatte schon bereits mehr zu sich genommen, als einen erwachsenen Mann betrunken gemacht hätte, ohne daß es ihn im Geringsten betäubte.

„Wäre er ein Schnapstrinker, so könnte ihm dies nichts helfen,“ bemerkte sein Onkel; „nun aber ist er außer aller Gefahr.“

Seine Schmerzen und das Gift schienen auch in der That wie weggeblasen zu sein, nur konnte er seine Hand und seinen Arm noch einige Tage nicht gut bewegen, da sie noch etwas steif waren; doch nach einer Woche war der ganze Vorfall schon beinahe wieder vergessen. Pfirsiche in Branntwein hatte er indessen, wie er sagte, so viele gegessen, daß es ihn in seinem ganzen Leben nie mehr darnach gelüsten werde und auch der Geruch des Whisky war ihm unerträglich geworden.

„Einmal passirte mir etwas,“ sprach Onkel Jakob, als sie am Mittagstische saßen, „das man mit Fug und Recht eine Schickung Gottes nennen könnte. Ich ritt durch den dichtesten Theil der Yegua-Gründe und obgleich ich schon oft jene Gegend durchstreift hatte und den Weg so gut kannte, als den nach Austin oder an die San Hieronymo-Quelle, so verirrte ich mich doch auf unerklärliche Weise. Als ich so im Walde in die Kreuz und Quere herum ritt, traf ich zufällig auf einen Viehpfad, dem ich folgte, und kam zuletzt mitten im Walde an eine Hütte. Noch ehe ich sie erreichte, kam eine Frau, die wahrscheinlich die Hufschläge meines Pferdes gehört hatte, wie wahnsinnig heraus gerannt. — Gott sei Dank! Gott sei Dank! rief sie. — Was ist gut für einen Schlangenbiß, Herr? Kommet schnell! Was ist gut für einen Schlangenbiß? Mein Junge ist gebissen, mein Junge ist gebissen! Was ist gut dafür? Schnell, Herr, schnell! — Ich sprang vom Pferde, eilte in die Hütte und fand auf einem erbärmlichen Lager einen kleinen, etwa vier Jahre alten Burschen, der gerade über dem Knöchel schlimm gebissen war. Die Wunde war bereits blauschwarz angelaufen und das Bein schrecklich geschwollen. Der Vater war mit einem Wagen an die Küste gefahren, um für einen Kaufmann Waaren zu holen und die arme Mutter mit dem einzigen Kinde allein zu Hause. Sie wußte vor Angst und in ihrer Unwissenheit nicht, was sie thun sollte. Um doch irgend etwas zu versuchen, hatte sie einen Topf voll wilden Andorn auf das Feuer gestellt, um ihn dem Kinde zu trinken zu geben. Dies war über-

haupt Alles, was sie von Kräutern oder Arznei kannte. Ich kam gerade zur rechten Zeit, denn zwei Stunden später hätte ihm der geschickteste Doktor nicht mehr helfen können. Ich hatte eine Flasche Whisky in meiner Satteltasche; diese hielt ich ihm an den Mund und goß ihm das scharfe Getränk bis auf den letzten Tropfen ein, während die Mutter auf meine Anordnung einen Lappen mit nassem Salze auf die Wunde legte. Als er die Flasche geleert hatte, war die Gefahr vorüber und der Knabe ruhig eingeschlafen. Es war nun aber ein hartes Stück Arbeit für mich, von der Frau wieder loszukommen. — Ich hatte alle Hoffnung aufgegeben, sprach sie, und betete eben zu Gott um Hilfe, als ich Sie kommen hörte. Wie geriethen Sie aber an einen so abgelegenen Platz und gerade im rechten Augenblick? O, der liebe Gott hat Sie hieher gesandt. Gott sei Lob und Dank! — und mit gefalteten Händen und in Thränen schwimmenden Augen blickte sie nach Oben. Ich mußte bleiben, bis sie mir etwas gekocht hatte, dann wies sie mir den rechten Weg und ich trabte davon. Ich glaube gar, sie hielt mich wirklich für einen Engel, den ihr Gott zu Hilfe geschickt. Ein sauberer Engel; nicht wahr, Marie? Indessen war ich froh, daß doch mein Verirren zu etwas gut gewesen."

„Und die wunderbare Weise, wie du zu Franzisko kamst, Onkel. Du fingst gestern an, mir davon zu erzählen," sprach Fränk.

„Nun, wie war das?" fragte Herr Werner.

„Ah, weiter nichts, als auch eine ähnliche Fügung Gottes, wenn man es so nennen will. Es sind jetzt etwa sieben Jahre; ich hatte meine Farm verpachtet und befand mich im Dienste des Staates Texas draußen an der Grenze von Neu-Mexiko, um bei Landvermessungen behilflich zu sein. Franzisko, der damals ungefähr so alt war, wie Heinrich jetzt, wohnte mit seinem Vater — seine Mutter hatte er nicht mehr gekannt — am Cibolo, wo sie für einen Amerikaner Schafe und Vieh hüteten. Eines Tages wurden sie von Indianern überfallen, der Vater getödtet und skalpirt, der Junge auf einem Pferde mitgenommen und auch eine große Menge Pferde mit fortgetrieben. Sobald sie eine Tagereise entfernt waren, mußte der arme Knabe zu Fuß gehen, und so oft er vor Schwäche und Ermattung zurück blieb, stachen sie mit langen Speeren nach ihm und trieben ihn wieder vorwärts. Des Abends erhielt er zu essen, was übrig blieb oder was sie ihm zuwarfen und wurde überhaupt schlimmer, als wie ein Hund behandelt. Am zweiten Tage zerklopfte ein Indianer einen harten, spröden Stein zu kleinen Stücken, die so scharf und spitz waren, wie Glas. Mit diesen rieb er dem Jungen die Füße und Beine ein, bis sie über und über wund und eine blutige Masse waren. Dadurch wollten sie ihn am Davonlaufen verhindern. Sie waren, wie ich später von dem Knaben erfuhr, auf dem Wege nach ihrem Sammelplatze am Pekos-Flusse und beeilten sich, so rasch als möglich dorthin zu gelangen. Sie mochten noch ungefähr eine Tagereise davon entfernt sein, als der kleine Bursche vor Er-

mattung zusammensank, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben. Die Indianer hielten ihn für todt und ließen ihn liegen, wo er gefallen war, hart an einem Wasserloche in der Prärie. Nun fügte es sich oder trug sich zu oder wie ihr es sonst nennen möget, daß unsere Vermessungspartie, auf der Rückkehr von El Paso, von der Straße abkam und gerade an diesem Wasserloche Halt machte, wo wir den halbtodten, blutenden, nackten Mexikaner Knaben fanden. Ich nahm mich seiner sogleich an; kleidete und verpflegte ihn und vier Monate später war er hier bei mir auf der Farm, die er auch seither nicht wieder verlassen hat. Ein gläubiger Christ würde darin gewiß den Finger Gottes erkennen."

„Nun, zu einem solchen Glauben bedarf es gerade keiner so wunderbarer Lebensrettungen," erwiderte Herr Werner. „Wäre der kleine, von der Schlange gebissene Knabe damals bei seiner Mutter in der Hütte gestorben oder der arme Franzisko dort am Wasserloche, ehe ihr ihn angetroffen und dem Tode entrissen, so wäre es eben so gut Gottes Wille gewesen. Gutes und Böses, Glück und Unglück, Leben und Tod, Alles kommt aus der Hand unseres himmlischen Vaters, und sowie es unsere Pflicht ist, ihm für empfangene Wohlthaten und die täglichen Beweise seiner Huld aus dem Grunde unseres Herzens zu danken, eben sowohl müssen wir auch in Geduld und Ergebung die Heimsuchungen hinnehmen, die er uns zuschickt!"

IV. Kapitel

Der erste Schuß.

Da gab es nun alle Hände voll zu thun, aber Jeder ging frisch an's Werk und arbeitete mit Lust und Freude. Ein Garten mußte angelegt, umgepflügt, eingezäunt, angepflanzt und von Unkraut rein gehalten werden; Wohnhäuser waren zu erbauen für die Familie und die Dienstboten, sowie auch Stallungen, Schuppen, Kamine und noch viele andere Sachen, die alle Hände und Füße auf mehrere Jahre hinaus täglich in Bewegung erhalten konnten. Das Wohnhaus sollte aus Cedernstämmen erbaut und ein hübsches, respektables Blockhaus werden, aus zwei geräumigen, zwanzig Fuß im Quadrat messenden Zimmern bestehend, mit einer zehn Fuß breiten Hausflur dazwischen, Alles unter einem Dache, während eine zehn Fuß breite Gallerie oder Verandah längs der Südseite des Hauses hinlaufen sollte.

Der Monat Mai verfloß unter harter Arbeit und mit dem Ende desselben war der ziemlich große Garten eingezäunt und angepflanzt und versprach eine reichliche Ernte an Gemüse und allerlei Gartenfrüchten. Auch das Haus für die Dienstboten stand fix und fertig da und die für das Wohnhaus bestimmten Baumstämme waren herbeigeschleppt, behauen und zum Baue zurecht gelegt worden. Alle blickten mit Sehnsucht dem Augenblick ent=

gegen, wo es, zum Bewohnen bereit, fertig da stände, denn die Entfernung zu Onkel Jakob's betrug eine gute Meile und überdies wünschten Alle, sich baldmöglichst im eigenen Hause gemüthlich einrichten zu können. Wir sehen, mit welcher Freude die Vögel ihre Nester bauen; wie emsig sie umherfliegen, wie lustig sie zwitschern, wie unermüdlich sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend das Baumaterial zu ihrer künstlichen Wohnstätte herbeitragen. Wir Menschen sind mit demselben Instinkte begabt. Leute, denen das Glück prächtige, mit allen Bequemlichkeiten des Lebens versehene Häuser als Erbtheile gemächlich in den Schooß legt, können sich keine Idee machen, welches Vergnügen, welche Wonne sie dadurch verlieren, daß sie nicht selbst aus den Händen der allversorgenden Mutter Natur sich eine Stelle für ihren künftigen Wohnsitz auswählen, das Land urbar machen und sich dann nach eigenen Plänen und eigener Phantasie ihre häusliche Einrichtung selbst aufbauen können.

Seitdem der Engel mit dem flammenden Schwerte die ersten Menschen Adam und Eva aus den herrlichen Gefilden des Paradieses vertrieben, ist die süßeste Mahlzeit wohl jene, die ein junges Ehepaar genießt, wenn es sich zum ersten Male im eigenen Hause zum eigenen Tische niedersetzt und sei dieser auch eine rohe Bretterkiste und jenes aus Baumstämmen gezimmert. Und der süßeste Schlummer, seit Adam und Eva die Rosenhaine des Paradieses verließen, ist gewiß der, den ein Ehepaar genießt, wenn es sich am Abend zum ersten Male unter dem eigenen Dache zur Ruhe niederlegt, und schimmern auch die

Sterne lustig zwischen den Spalten des Daches hindurch. Gegen Ende Juni stand das Wohnhaus vollendet da und früh am Morgen des hochwichtigen Tages regten sich alle Hände, um bei der Uebersiedelung zum neuen Wohnsitze behilflich zu sein. Den Abend zuvor hatte Kratzi unglücklicher Weise seine Axt droben im Cedernholze liegen gelassen und da er beim Packen und Laden unmöglich entbehrt werden konnte, so mußte Fränk sogleich nach dem Frühstück aufbrechen, um die Axt herbeizuholen.

„Das ist doch ein bischen zu toll," sprach er, etwas mürrisch auf das Pferd steigend. „Um nichts in der Welt hätte ich mir die Freude nehmen lassen, den Einzug in's neue Haus diesen Morgen mitzumachen, und da muß ich nun ganz allein in das einsame Holz hinaufreiten. Jedenfalls werde ich aber meine Büchse mitnehmen, wer weiß, vielleicht läuft mir eines dieser niedlichen Eichhörnchen in die Hände." Seit Fränk seine Büchse erhalten, hatte er beinahe täglich hinter dem Hause, nach verrichteter Tagesarbeit, sich im Schießen geübt, ohne jedoch bis jetzt etwas erlegt zu haben, obschon er bereits eine ziemliche Quantität Pulver und Blei verschossen hatte.

„Laß einmal sehen, alter Junge, wie wir's anstellen wollen," sprach er zu seinem Pferde, als sie nach einem Ritte von ein Paar Meilen das Gehölz erreichten. „Richtig, dort hinter jenen Büschen fließt der Cedernbach. Es ist noch früh am Morgen und leicht möglich, daß ich eine Truthenne oder ein Eichhörnchen oder sonst etwas am

Wasser finde. Ich werde dich vor der Hand hier lassen und einmal hinüber kriechen und sehen. Wäre das nicht ein Hauptspaß, wenn ich ein eigenhändig erlegtes Eichhörnchen zum ersten Mittagsmahle in's neue Haus bringen könnte!"

Mit diesen Worten sprang er vom Pferde, band es an ein junges Cedernbäumchen und winkte seinem Hunde, der ihm unbemerkt von Hause gefolgt war und nun keuchend daher gerannt kam, sich beim Pferde niederzulegen. Dann nahm er seine Büchse und schlich vorsichtig und geräuschlos gegen den Bach hin. Als er bis etwa auf fünfzig Yards hinan gekrochen war, blieb er einen Augenblick ruhig auf seinen Knieen liegen und blickte neugierig durch das dichte Buschwerk. Wie wenn plötzlich eine Schwäche über ihn gekommen, entfiel die Büchse seinen zitternden Händen und sein Herz begann mächtig, beinahe ungestüm zu pochen. Es war aber auch kein Wunder, denn so nahe vor ihm, daß er mit einem Steine hätte dahin werfen können, stand ein prächtiger Hirsch, den Kopf tief herab gebeugt, und aus dem Bache trinkend. Er mußte so eben erst angekommen sein und gewaltigen Durst haben, denn er trank, ohne einmal abzusetzen, in langen Zügen. Ein besonders günstiger Umstand für Fränk war, daß der leise säuselnde Hauch der Morgenluft vom Hirsch zu ihm herüber kam und ihn das Wild deshalb nicht wittern konnte.

Mehrere Minuten kniete Fränk unbeweglich im Grase, den Hirsch mit trunkenen Blicken betrachtend, ohne an seine Büchse zu denken; ja, man konnte sogar an seinem

ganzen Körper ein leises Zittern bemerken. Es war das sogenannte „Hirschfieber,“ das, wie die alten Jäger lächelnd behaupten, jeder Anfänger im edeln Waidwerk durchzumachen hat.

Endlich schien er, wie aus einem tiefen Traume zu erwachen. „O, wenn ich ihn tödten könnte,“ sprach er halblaut vor sich hin, „wäre das nicht herrlich! Ich gäbe eine Million darum! Wie würden sie sich zu Hause wundern! Aber ich treffe ihn nicht. Ja, wenn Onkel Jakob da wäre, der würde ihn hübsch wegpfeffern. Ach, was; versuchen kann ich es wenigstens. Es wäre eine Schande, ihn entwischen zu lassen, ohne ihm vorher Eines auf den Pelz zu brennen.“

Mit zitternder Hand hob er die Büchse vom Boden auf und legte den Lauf zwischen zwei gabelförmige Aeste eines kleinen Bäumchens vor ihm. Dann zielte er eine gute Weile nach dem immer noch trinkenden Hirsch, der völlig schußgerecht, mit der ganzen Seite ihm zugekehrt, da stand; schloß schnell die Augen und drückte los. Beinahe außer sich vor Aufregung, sprang er vom Boden auf und wollte eben in einem lauten Hurrah seinen Gefühlen Luft machen, als er plötzlich wie gelähmt seine Arme herabsinken ließ und regungslos nach der Stelle hinstarrte, wo der Hirsch gestanden. Dieser war, sowie der Schuß krachte, senkrecht in die Höhe gesprungen, wohl zehn Fuß hoch, wie es Fränk vorkam, und dann leblos beinahe auf dieselbe Stelle zurückgefallen, wo er gestanden hatte, mitten durch das Herz getroffen. In ein Paar gewaltigen Sätzen hatte Fränk den Rand des Baches

erreicht und beugte sich nun, vor Freude und Verwunderung in die Hände klatschend, über das erlegte Wild. Lustig pfiff er seinem Hunde, der, laut bellend, durch Busch und Gestrüpp herbei rannte, und eilte dann nach dem Pferde, sich jedoch mehrere Male ängstlich nach dem Hirsche umblickend, als fürchte er, das Wild möchte jeden Augenblick wieder aufspringen und ihm entfliehen. Rasch band er das Pferd los und führte es, trotz Schnauben und scheuen Seitensprüngen nach dem Hirsche hin, wo er es, so nahe als möglich, an einem Baum band, um es allmälig an den Anblick des todten Wildes zu gewöhnen. Auf einmal aber fiel ihm die Axt ein; schnell hatte er das Pferd wieder losgebunden, sich darauf geschwungen und galoppirte ein Paar hundert Yards in das Cedernholz hinein, von wo er nach wenigen Minuten mit der Axt zurückkehrte. Nachdem er das Pferd wieder neben dem Hirsche fest gebunden, ergriff er die Hinterbeine des Wildes und zog sie mit Anstrengung aller seiner Kräfte auf den Sattel. Es war ein hartes Stück Arbeit und mehr als einmal glitt die schwere Last wieder aus seinen Armen auf die Erde herab. Er ließ sich jedoch die Mühe nicht verdrießen, bis es ihm endlich gelang, den Hirsch quer über dem Sattel liegen zu haben. Dann wurde sofort, ohne eine Minute auszuruhen, zur Heimfahrt aufgebrochen. Mit der Axt und Büchse auf der rechten Schulter und mit der rechten Hand das Pferd am Zügel führend, während er mit der linken das prächtige Geweih des Hirsches hielt und ihn so am Heruntergleiten aus dem Sattel verhinderte, zog Fränk

langsam und nicht ohne einigen Stolz den Weg entlang, auf welchem die Baumstämme zur neuen Wohnung geschleppt worden waren.

Es ging freilich nicht sehr rasch von Statten, doch nach ungefähr einer Stunde hatte er den neuen Wohnplatz erreicht, wo auch die Familie bereits eingetroffen war. Mit hochklopfendem Herzen und stolzer als Alexander der Große nach einer gewonnenen Schlacht, lenkte Fränk sein Pferd mit der kostbaren Last mitten unter die geschäftigen Leute, die ihn gar nicht hatten kommen sehen. Auf einmal aber sammelten sich Alle, Groß und Klein, rings um ihn und nun ging es an ein Verwundern, Staunen und Fragen, das beinahe kein Ende nehmen wollte. Ziemlich ermüdet setzte sich unser junger Held auf einen nahen Baumstumpf nieder, während Onkel Jakob und Heinrich den Hirsch vom Pferde herunter nahmen und ihn an den Hinterbeinen an den Ast eines hinter dem Hause stehenden Baumes aufhingen. Mit wohlgefälligem Schmunzeln betrachtete Onkel Jakob das erlegte Wild nun von allen Seiten und sprach zu Fränk, indem er das große Jagdmesser aus dem ledernen Gürtel zog und mehrere Male damit über die flache Hand strich, als wolle er es noch mehr schärfen: „Nun, Fränk, du bist wirklich ein Hauptbursche! Hab' mein Lebtag keinen schönern Hirsch gesehen, aber auch noch keinen bessern Schuß."

Fränk, nicht wenig geschmeichelt durch diese Worte seines Onkels, der sonst mit Lobspenden ziemlich geizig war, stand auf und ging nach dem Hause, um sich zu

waschen und seine Kleider zu wechseln. „Mutter," sprach er beim Eintreten in das Haus, „kann nicht Johanna ein Stück vom Hirsch für unser Mittagessen zurecht machen? Es war am Ende doch nicht gar so übel, daß ich die Axt holen mußte."

Von jenem Tage an war Fränk in Aller Augen bedeutend gestiegen und man erlaubte ihm auch bei den Familienberathungen ein Paar Worte mehr, als früher.

„O, es war ein bloßer Zufall, daß ich traf," sprach er lächelnd, während er sich doch selbst gestehen mußte, daß etwas mehr, als bloßer Zufall dazu gehöre, mitten durch das Herz zu treffen. Manches Stück Wild lieferte er noch später für die Küche, aber von keinem Schusse erzählte er mit stolzerer Miene; er blieb für ihn eine der süßesten Freuden seines Lebens.

Den Nachmittag und die Nacht über blieb Onkel Jakob bei ihnen, um bei dem Einräumen behilflich zu sein.

„Vor einem Monat ungefähr bemerkte ich drunten am Flusse Anzeichen von Bienen," sagte er am nächsten Morgen beim Frühstücke. „Die Sonne geht gerade auf und wir haben übrige Zeit genug. Mit Wildpret seid ihr auch versehen; wie wäre es, wenn wir nun noch einen Vorrath von Honig für die neue Hauswirthschaft herbeischafften? Nun, Fränk und Heinrich, was meint ihr dazu? Wir werden nicht gar zu lange ausbleiben."

Der Vorschlag wurde natürlich mit allgemeiner Freude angenommen und bald saßen unsere Bienenjäger, mit Wassereimern und Aexten versehen, auf ihren Pferden und ritten wohlgemuth den Fluß hinunter. An einer ebenen,

sandigen Stelle am Ufer stiegen sie ab und banden ihre Pferde an. Onkel Jakob setzte sich gemächlich auf einen nahe liegenden Baumstamm, legte die Beine über einander und fächelte sich mit seinem Strohhute.

„Ja, wo ist nun aber der Honig?“ fragte Heinrich, indem er sich nach allen Seiten umblickte.

„Siehst du nicht dort?“ erwiderte Onkel Jakob, vor sich auf den Sand deutend. „Da ist ja, was wir suchen.“

Dem Fingerzeige des Onkels mit den Blicken folgend, bemerkten die Knaben in einiger Entfernung auf dem Sande mehrere Bienen, welche aus dem Boden Feuchtigkeit aufzusaugen schienen.

„Nun, Jungens,“ sprach Onkel Jakob, sich rasch auf das Pferd schwingend, „ihr bleibet jetzt hier mit euern Aexten und Eimern, bis ich wieder zurückkomme oder ihr mich rufen hört.“

Während er dies sprach, verwandte er kein Auge von den Bienen, und als sich bald darauf eine derselben vom Boden erhob und eine Zeit lang im Kreise herum schwebte, dann aber mit einem Male in gerader Richtung nach dem Walde hin flog, drückte er seinem Pferde die Sporen in die Weichen und galoppirte, der Biene folgend, in das Gehölz hinein. Im nächsten Augenblicke war er ihren Blicken entschwunden.

„Dazu sind schärfere Augen nöthig, als die meinigen,“ meinte Heinrich lächelnd.

„O, man weiß nie, was man zu thun im Stande ist, bis man es erst einmal versucht hat,“ antwortete Fränk etwas ernst, indem er ohne Zweifel dabei an seinen gestrigen

Schuß dachte. „Ich denke, es ist nicht gar so schwierig," fuhr er fort. „Die Biene fliegt ja nach ihrer Wohnung, nach Hause, in gerader Richtung und da kann man schon nachkommen. Ja, wenn sie allerlei Umwege machte, dann wäre es freilich eine größere Kunst oder am Ende ganz unmöglich."

„Ich hoffe, wir brauchen nicht lange zu warten," sprach Heinrich. Und er täuschte sich nicht, denn in ein Paar Minuten vernahmen sie das helle, laute „Halloh!" ihres Onkels. Jetzt ging es in einem Sprunge auf die Pferde, daß die Eimer und Aexte rasselnd an einander schlugen und bald hatten sie ihren Onkel erreicht. Sie fanden ihn auf einem Baumstamme sitzend.

„Nun, Jungens," sprach er, „bindet die Pferde etwa hundert Yards von hier dort drüben unter die Bäume, denn wenn die Bienen an sie gerathen, dann gibt es am Ende mehr Spaß, als uns lieb ist. Lasset eure Sachen hier!"

Als die Knaben wieder zurückkamen, zeigte er auf einen großen Klumpen laut summender Bienen, die sich auf einem nahe liegenden Baumstamme einquartirt hatten.

„Heute werden wir einmal zwei Fliegen auf einen Schlag fangen," bemerkte er lächelnd, während er eilends trockenes Reisig sammelte. Mit Hilfe der Knaben flackerte bald ein lustiges Feuer und nachdem dasselbe noch durch Hineinschütten von etwas Pulver zum Hellauflodern gebracht worden, überdeckten sie es mit einer dichten Schichte von Blättern, daß ein dicker Rauch mächtig empor qualmte.

„In was sollen wir sie aber auffangen?" fragte Fränk.

„Ihr solltet eure Pferdedecken immer in einen Sack zusammengenäht haben," erwiderte Onkel Jakob, die seinige mit beiden Händen auseinander haltend; „sie thut so den gleichen Dienst und läßt sich manchmal recht hübsch gebrauchen, wenn man auf der Jagd ist."

Mit diesen Worten hob er mehrere lange Ruthen, die er sich geschnitten, vom Boden auf, bog sie in einen Reif zusammen und band sie mit einigen Ranken wilder Reben fest. Dann steckte er sie in die Pferdedecke, fügte noch einige, gerade aufstehende Ruthen hinzu und bald stand der improvisirte Bienenkorb fertig vor ihnen, der dann noch inwendig tüchtig mit Honig bestrichen wurde.

„Nun, Fränk," sprach Onkel Jakob, „fasse diese Schnur hier am obern Ende unsers Bienenkorbes an; halte ihn über den Schwarm und decke ihn dann langsam darüber. Ich will unten die Oeffnung halten und das Hineinschieben des Schwarmes selbst besorgen. Laß' dich aber durch ein Paar Stiche nicht aus der Fassung bringen!"

Langsam und vorsichtig gingen sie zu Werke und bald befanden sich die Bienen wohlbehalten im neuen Korbe, den Onkel Jakob rasch und behutsam an der Oeffnung zusammen schnürte.

„Wo sollen sie aber Luft herbekommen, wenn du die Oeffnung zubindest, Onkel?" fragte Fränk.

„Nun, da schneidet man Schlitze in die Decke," meinte Heinrich.

„Ja, und läßt Luft hinein und die Bienen heraus," erwiderte Onkel Jakob lächelnd. „Da bliebe uns nichts, als die leere Decke übrig. Gib mir einmal deinen Hut

her; er ist aus Stroh grob geflochten und kommt gerade wie gewünscht. Du kannst dir so lange dein Taschentuch um den Kopf binden. Ein ächter Texaner muß sich immer zu helfen wissen."

Es dauerte nicht lange, so hatte er die Krone des Hutes in die Oeffnung des Bienenkorbes hineingeschoben und diesen um den Hutrand fest zusammen gebunden.

„Nun, da habt ihr einen hübschen Bienenschwarm für eure Mutter, Jungens," sprach Onkel Jakob, das Werk mit wohlgefälliger Miene betrachtend. „Binde das Ende der Schnur dort an den Busch, Fränk, daß der Rand des Hutes auf den Boden zu stehen kommt. Und jetzt, Jungens, munter vorwärts an den Honig!"

„Wo hast du ihn denn her bekommen?" fragte Fränk.

„Siehst du das Loch dort in dem Baumwollbaume?" sprach ihr Onkel, indem er auf einen mächtigen Baum zeigte, in welchem sich, etwa zehn Fuß vom Boden, eine thalergroße Oeffnung befand. „Und siehst du diesen langen Stock? — Das ist das Wo? und Wie?"

„Wie konntest du aber so weit hinaufreichen? Du bist gewiß mit dem Pferde ganz nahe hingeritten; nicht wahr, Onkel?"

„Richtig gerathen; und als ich den Stock voll Honig herauszog, ging es in vollem Galopp davon, denn die Bienen nahmen den Spaß übel auf. Jetzt aber die Aexte her," fuhr er fort, indem er seinen Rock auszog, „und frisch an's Werk! Heinrich, mache hier beim Baume ein tüchtiges Feuer und schleppe Blätter genug herbei, damit wir die Bienen gehörig ausräuchern; und du, Fränk,

hilfst mir am Baume! Es ist weiches Holz und noch dazu hohl."

„Fort, Kastor! Aus dem Wege!" rief Fränk seinem Hunde zu, während er die Axt hoch schwang und, dem Onkel gegenüber, aus Leibeskräften in den Baum hieb, daß die Holzspähne lustig umher flogen. Es kostete jedoch eine gute Stunde harter Arbeit, wobei sie öfters inne halten mußten, um auszuruhen und Athem zu schöpfen, indem ihnen der Schweiß an Stirne und Armen herunterlief, bis der Baum sich zum Falle neigte.

„Blätter, Blätter, Heinrich! Wirf Blätter auf das Feuer!" rief Onkel Jakob, als endlich der Baum mit donnerndem Gekrache zu Boden stürzte. Im nächsten Augenblick waren die beiden Hunde, laut bellend, zwischen den Aesten und Zweigen, in der Hoffnung, ein Eichhörnchen oder Possum zu erhaschen, doch eben so schnell rannten sie heulend und winselnd durch Strauch und Gebüsch in den Wald hinein, verfolgt von einem Schwarme laut summender Bienen.

Die Knaben waren dem Beispiele ihres Oheims gefolgt, und hatten sich in gewaltigen Sprüngen zu den Pferden hinüber geflüchtet. Es dauerte indessen mehrere Minuten, bevor sie es wagten, zu dem Baume zurückzukehren und auch dann noch waren sie nur im dichtesten Rauche vor den Stichen der wuthentbrannten Bienen sicher. Allmälig gelang es Onkel Jakob, das Feuer an den Baumstamm hinzuschieben, und als es sich unmittelbar unter der Oeffnung befand, welche den Eingang in das Honigmagazin bildete, ergriff er die Axt und begann

an der Erweiterung der kleinen Oeffnung zu arbeiten. Zuerst machte er unterhalb derselben einen Quereinschnitt über die ganze Breite des Stammes und etwa drei Fuß weiter oben einen andern. Dann sprang er, während ihn die Knaben mit einer frischen Laubauflage in dichten Rauch einhüllten, auf den Baumstamm und es war ihm bald gelungen, das Stück zwischen den beiden Einschnitten mit ein Paar gewichtigen Hieben heraus zu spalten. Nun aber ließ er schnell die Axt fallen und ergriff mit den Knaben abermals die Flucht. Als sie sich nach einer guten Weile wieder zurück wagten, bot sich ihren vom Rauche noch thränenden Augen ein überaus einladender Anblick dar. Durch die mit der Axt eingehauene Oeffnung erblickten sie in der weiten Höhlung des Baumes Schichte auf Schichte des schönsten Honigs; genug, um Fässer statt Wassereimer damit anzufüllen.

„Esset nach Herzenslust, Jungens," sprach Onkel Jakob, jedem eine Honigscheibe, so groß wie eine Suppenschüssel, hinreichend und dann selbst in eine andere wacker einbeißend. „Es ist ungefähr Mittagszeit und etwas Anderes bekommen wir doch nicht. Honig kann euch nicht schaden."

Die Knaben bedurften keiner weitern Einladung und bald war unsere kleine Gesellschaft auf dem Boden gelagert und that sich gütlich an ihrem eroberten Schatze. Nachdem der Hunger gestillt war, begannen sie, den Baum zu leeren und die Eimer mit Honig anzufüllen, worauf Onkel Jakob den Bienenkorb vom Busche ablöste und zu sich auf das Pferd nahm.

„O, Onkel, es ist doch Schade, so viel Honig zurück zu lassen," rief Heinrich seinem voraus eilenden Onkel nach.

„Das thut nichts, Heinrich," erwiderte der Texaner; „der Honig wird nicht verloren gehen. Die Bienen werden sich schon darüber hermachen und, so viel sie können, nach einer neuen Behausung schleppen. Und überdies wird sich auch ohne Zweifel heute Nacht ein gewisser schwarzer Gentleman hier einfinden, der ein besonderer Liebhaber von Süßigkeiten ist. Am Ende sprechen wir morgen noch ein Wörtchen mit einander. Quien sabe? sagt der Mexikaner."

Die Knaben hatten zu viel mit dem Festhalten und Balanciren der mit Honig gefüllten Eimer zu thun und waren auch zu müde und übersättigt, um ihren Onkel noch weiter mit Fragen zu bestürmen. Sie ritten stillschweigend hinter ihm her und bald war man zu Hause angekommen.

Frau Werner war höchlich erfreut über den reichen Fund und Kratzi hatte bald eine Kiste zusammengenagelt, in welcher der Bienenschwarm untergebracht wurde, an den sich dann, im Laufe der Zeit, noch mehrere reihten, Abkömmlinge dieser Stammfamilie.

„Nun," sprach Herr Werner, als er die, von Schweiß triefenden, vom Rauche geschwärzten und von Honig über und über beschmierten Knaben erblickte, „ich denke, ihr könntet nichts Besseres thun, als im San Hieronymo ein tüchtiges Bad nehmen, wenn ihr euch erst vorher abgekühlt habt."

V. Kapitel.

Geschichte von Texas.

„Ihr habt, wie ich sehe, heute allerlei Abenteuer bestanden," sprach Frau Werner beim Abendessen, „und doch glaube ich, das Sonderbarste erlebt zu haben, obschon ich zu Hause geblieben."

„Was war das?" riefen Alle neugierig.

„Ich war den ganzen Morgen allein," antwortete Frau Werner. „Vater war mit Kratzi draußen auf dem Felde, Johanna hatte die kleine Marie mit nach dem Flusse hinab genommen, wo sie wusch, und ihr befandet euch ja Alle auf der Jagd nach Honig und hattet mir nicht einmal die Hunde zurückgelassen. Ich saß am Tisch und nähte, als ich auf einmal einen Schatten nicht weit vor mir auf dem Boden bemerkte. Nichts ahnend blickte ich auf, wäre aber vor Schrecken beinahe ohnmächtig vom Stuhle gefallen."

„War es ein Bär, Mama?" fragte Heinrich, sich über den Tisch vorbeugend.

„Ein Indianer?" rief Fränk.

„Nein, es war ein weißer Mann," sprach die Mutter, „aber welch ein Mann! Sein ganzes Gesicht war von einem Barte bedeckt, der ihm, wie es mir schien, bis zu den Lenden reichte. Seine Kleider hingen ihm in Lappen vom Leibe."

„Schwarzes Tuch, nicht wahr?“ unterbrach sie Onkel Jakob.

„Ja, ich bemerkte dies Alles trotz meiner Angst. Er hielt seinen Hut in der Hand, wie es anständige Leute im Hause zu thun pflegen; überhaupt sein ganzes Benehmen ließ mich in ihm einen Gentleman vermuthen, der sich schon seit Wochen in den Wäldern verirrt hatte.“

„Was wollte er denn?“ fragte Herr Werner.

„Nun, obschon ich mich Anfangs vor Schreck kaum zu rühren vermochte, beruhigte mich doch sein Benehmen bald wieder. Indessen erstaunte ich nicht wenig, als er mich in deutscher Sprache anredete. Ich bitte um Entschuldigung, Madame, sprach er, sich verbeugend, daß ich Sie so unangenehm überrasche. Ich muß in der That, nach Ihrer ängstlichen Miene zu urtheilen, eine Schrecken erregende Gestalt sein. Entschuldigen Sie: dürfte ich wohl um einen Trunk Wasser bitten?“

„Das ist derselbe,“ rief ihr Schwager.

„Es kam mir sonderbar vor,“ fuhr Frau Werner fort, „daß er in das Haus um Wasser kommen sollte, da doch hundert Schritte davon der Fluß vorbeiläuft. Er mußte meine Gedanken aus meinen Mienen errathen haben, denn er sprach sogleich: „Um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, Madame, ich bin äußerst hungrig, ja, wie ich glaube, dem Hungertode nahe.“

„Derselbe Bursche, den ich unlängst einmal traf,“ unterbrach sie Onkel Jakob. „Ich stieß vor etwa einem Monate, nicht weit von hier, im Walde plötzlich auf ihn. Ein paar Tage zuvor war einer meiner Zugochsen, ich

weiß nicht, an welcher Krankheit, gefallen, und dieser Mann hatte, ihr mögt es glauben oder nicht, die Aasgeier verscheucht und sich ein Stück Fleisch abgeschnitten, das er an einem Feuerchen briet, als ich unversehens dazu kam. Sobald er meine Schritte hörte, sprang er auf, ohne sich einmal umzuschauen, und rannte davon, als ginge es um's Leben. Schießen wollte ich natürlich nicht nach ihm, und bevor ich wußte, was ich davon denken sollte, war er meinen Blicken entschwunden."

„O Mutter," sprach Fränk, „erinnerst du dich noch, daß Johanna einmal des Abends vom Kühemelken so ängstlich zitternd in das Haus gesprungen kam und behauptete, sie habe einen Mann gesehen, der eine Kuh in seinen Hut zu melken versuchte?"

„Ja," erwiderte die Mutter, „ich achtete aber nicht darauf, da ich wußte, daß man Johanna noch in Deutschland so viel von Indianern eingeredet hatte, daß sie hinter jedem Strauche einen zu sehen glaubte, und war der Meinung, es sei bei ihr bloße Einbildung."

„Kratzi sagte mir, er habe einen solchen Mann droben im Cedernholz gesehen," sprach Herr Werner; „jetzt fällt es mir wieder ein. Er erzählte, er habe ihn eines Morgens in aller Frühe angetroffen. Der Mann sei in einer Art von Nest, das er sich aus Rinde bereitet, auf dem Boden ausgestreckt gelegen und habe fest geschlafen."

„Dann ist es am Ende sein Messer, das ich damals unten am Flusse auf dem Steine fand. Ihr wißt noch, wie wir uns darüber wunderten. Hier ist es," fuhr Fränk fort; „ein recht hübsches Messer mit einer Perlmutterschale

und auf dem kleinen, silbernen Plättchen befinden sich zwei Buchstaben L. K."

„Du hast uns aber noch nicht Alles erzählt, Mutter," sprach Herr Werner, den die Sache sehr zu interessiren schien.

„Es bleibt mir wenig mehr zu erzählen übrig," erwiderte Frau Werner. „Ich gab ihm von Allem, was sich gerade im Speiseschranke vorfand, reichlich, und wickelte es ihm in ein Tuch ein. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Ich danke Ihnen tausendmal, Madame, sprach er, indem er sich der Thüre zuwandte. Wollten Sie mir noch einen Gefallen thun, so würde ich Ihnen sehr verbunden sein. Ich möchte Sie nämlich bitten, gegen Niemand etwas von meinem Besuche zu äußern. Ich bemerkte ihm, daß ich dies nicht versprechen könnte, da ich euch Alles erzählen müßte, sobald ihr nach Hause kämet. Dann blieb er, mit dem Hute in der Hand, noch einen Augenblick stehen, als wollte er noch etwas sagen, dankte noch einmal, sich tief verbeugend, und eilte mit raschen Schritten davon. Es kam mir Alles wie ein Traum vor, und ich war herzlich froh, als ihr nach Hause kamet."

„Wer mag wohl dieser Mann sein?" murmelte Herr Werner nachdenklich vor sich hin.

„Am Ende hält er sich irgendwo in der Nähe auf und beobachtet unser Gehen und Kommen, um seinen Besuch zu wiederholen, wenn wir wieder einmal Alle von Haus fort sind."

„O, jetzt fürchte ich mich nicht mehr im Geringsten vor ihm," erwiderte Frau Werner. „Indessen möchte es

doch gut sein, einen der Hunde hier zu lassen. Der Mann dauert mich wirklich. Ich bin überzeugt, daß er weder mir, noch irgend Jemand ein Haar krümmen möchte. Nichts als der Hunger trieb ihn in unser Haus und es scheint sein einziger Wunsch zu sein, daß er verborgen bleibe und man ihn nicht beobachte."

„Ein Texaner ist er in keinem Falle," meinte Onkel Jakob, „oder er würde sich im Walde genug Wildpret erlegen. Vielleicht hat er aber kein Gewehr; wirklich, ein sonderbarer Mensch und noch dazu schwarz gekleidet. Das ist kein Anzug für einen Jäger. Ich kann nicht klug daraus werden."

„Es kommen eben gar sonderbare Leute nach Texas," sprach Herr Werner.

„Unser Schullehrer in Deutschland sagte uns in der Geographiestunde, Texas sei der Ort, wo alle Verbrecher, alle Mörder und Diebe hinflüchteten," erzählte Fränk. „Und er sagte, auch die Texaner hätten den größten Schurkenstreich begangen, den die Welt je gesehen, als sie Texas von Mexiko wegnahmen."

„War das nicht derselbe Herr," fragte Onkel Jakob, „von dem ihr mir geschrieben, daß er sich in eurer Revolution so sehr hervorgethan und deßhalb Reißaus nehmen mußte?"

„Ja," erwiderte sein Neffe; „aber noch viele Leute haben mir das gesagt. Wie ist denn aber das Wegnehmen geschehen, Onkel, und was war die Ursache dazu? Hatten denn die Texaner wirklich ein Recht, sich von Me-

xiko loszureißen? Bitte, erzähle es uns, Onkel; es ist noch eine gute Stunde bis zum Schlafengehen."

„Ja, Bruder, wir hören es Alle gerne," sprach Herr Werner, als sie vom Tische aufstanden und es sich rings im Zimmer bequem machten. „Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich habe noch nicht viel über diesen Gegenstand gelesen."

„Dabei dürfen wir aber nicht vergessen, daß es ein Texaner ist, der uns die Geschichte seines Staates erzählt," bemerkte Frau Werner lächelnd, indem sie sich mit ihrem Nähzeuge niedersetzte.

„Nun," erwiderte Onkel Jakob, den großen Schaukelstuhl zur Seite schiebend, „ich will mir hier meinen Thron aufschlagen; ein ächter Texaner muß immer in Bewegung sein, selbst wenn er sitzt. Geh', Marie, ziehe dein Nachtkleid an! — So, nun komme und setze dich auf meinen Schooß; ich will dich in Schlaf schwatzen. — Also, die Schlacht von San Jacinto trug sich folgendermassen zu — "

„Ach, nein, Bruder," unterbrach ihn Herr Werner; „gehe weiter zurück und erzähle den ganzen Verlauf von Anfang an."

„Nun, damit werde ich bald durch sein, auch wenn ich von Anfang an beginne," erwiderte Onkel Jakob. „Ganz Mexiko und Texas bildeten einst den Wohnsitz eines Volkes, von dem uns beinahe gar nichts bekannt ist, — eines civilisirten, glücklichen Volkes. Wo dieses Volk her kam und wo es hin ging, ist bis jetzt noch nicht ermittelt worden. Im ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts eroberte der spanische Cavalier und Abenteurer

Ferdinand Cortez Mexiko und fügte es dem Königreich Spanien bei. Die spanische Regierung machte einen dummen Streich nach dem andern, indem sie nur Spanier zu Gouverneuren einsetzte und auch alle übrigen Stellen mit allerlei Subjekten besetzte, die sie herüber schickte. Dies brachte die eingebornen Bewohner von gemischtem spanischem und mexikanischem Blute gegen sie auf. Als Napoleon in Spanien eindrang, riß sich Mexiko los, indem es sich als ein eigenes Land erklärte und von der Oberherrschaft des Mutterlandes nichts mehr wissen wollte, sondern eine Art sogenannter Republik bildete, die nach dem Muster der Vereinigten Staaten gebildet war, das heißt, auf dem Papier. Was nun Texas anbetrifft —"

„Was bedeutet denn eigentlich der Name Texas, Onkel?"

„So viel ich weiß, ist Texas oder Tejas ein spanisches Wort für Indianerhütten oder vielmehr die Dächer derselben. Nun," fuhr der Texaner in seiner Erzählung fort, „La Salle, ein Franzose, war der erste Europäer, der seinen Fuß auf den Boden von Texas setzte; er landete im Jahre 1685. Viele, lange Jahre hindurch stritten sich Frankreich und Spanien um den Besitz des Landes, während sich auch die Eingebornen, die Indianer, öfters gegen die Fremdlinge empörten. Mehr als hundert und fünfzig Jahre hindurch war Texas der Schauplatz der blutigsten Schlächtereien, Kriege und Abenteuer. Doch nun zur Geschichte unseres jetzigen Texas. Im Jahre 1821 erhielt Moses Austin, in Connecticut geboren, von der mexikanischen Regierung die Erlaubniß, dreihundert Familien nach Texas zu bringen und mit ihnen eine Colonie

zu gründen. Er starb jedoch bald darauf, nachdem er noch vor seinem Ende seinem Sohne Stephan Austin die Ausführung des begonnenen Werkes übertragen hatte. Dieser führte redlich aus, was ihm sein Vater anbefohlen und Texas und Coahuila wurden zusammen als ein Staat der vereinigten Staaten von Mexiko unter der föderalen Verfassung vom Jahre 1824 anerkannt. Diese Verfassung wurde im Jahre 1827 öffentlich angenommen und von allen Beamten und Einwohnern feierlich beschworen. Insoweit kann doch gewiß von keinem Schurkenstreich oder Raube der Amerikaner die Rede sein. Die Colonisten ließen sich auf ausdrückliche Ermuthigung von Mexiko im Lande nieder und erhielten zu verschiedenen Malen und unter mehreren auf einander folgenden Regierungen Ländereien angewiesen. Was Mexiko zuerst beunruhigte, war der Versuch der Vereinigten Staaten, ihm Texas abzukaufen. Nicht weniger als drei dieser Versuche wurden von den Vereinigten Staaten innerhalb der Jahre 1825 bis 1829 gemacht. Von Rechtswegen gehörte auch Texas zu den Vereinigten Staaten, denn es bildete in der Wirklichkeit einen Theil des Territoriums, das die Vereinigten Staaten unter dem allgemeinen Namen Louisiana dem Kaiser Napoleon abgekauft hatten, und hätte nie an Spanien abgegeben werden sollen."

„Davon habe ich noch nie etwas gehört," unterbrach ihn Herr Werner.

„Es hat Alles seine Richtigkeit, wie ich sage," fuhr Onkel Jakob fort. „Einmal in Bezug auf Texas beunruhigt, begann nun Mexiko eine Reihe tyrannischer Hand-

lungen gegen das arme Land. In Mexiko selbst folgte eine Revolution auf die andere, bis es zuletzt im Jahre 1835 Santa Anna gelang, die Staatsgesetzgebung abzuschaffen, die ganze Regierungsform zu stürzen und sich zum Alleinherrscher emporzuschwingen. Da macht man so viel Aufhebens von der Losreißung der dreizehn Colonien von England. Ich denke, Texas hatte hundert Mal mehr Ursache, sich von dem treulosen, tyrannischen Mexiko zu trennen. Ja, sie hätten uns wirklich und in der That zu Sklaven gemacht, wenn es ihnen gelungen wäre! Bei einer, am 2. März 1836 in dem kleinen Städtchen Washington, am östlichen Ufer des Brazos, abgehaltenen Volksversammlung wurde Texas als eine freie, unabhängige Republik erklärt. Am darauf folgenden ein und zwanzigsten April kam es zwischen uns und den Mexikanern bei San Jacinto zu einer Schlacht, in der wir siegten und Texas war frei. Da habt ihr nun die ganze Geschichte."

„O, erzähle uns etwas von der Schlacht bei San Jacinto, Onkel," bat Fränk. „Du warst ja dabei."

„Nun, ich will die Sache kurz machen. Es war an einem Sonntag, den sechsten März, als in der Stadt San Antonio die Alamo gestürmt und die ganze Garnison niedergemetzelt wurde. Es kamen sechzehn Mexikaner auf einen Texaner und doch verloren sie im Kampfe dreimal so viele Leute, als die ganze Anzahl der Texaner betrug. Santa Anna kommandirte in eigener Person und ich glaube nicht, daß die Weltgeschichte ähnliche Heldenthaten aufzuweisen hat. Travis, Crockett, Bowie und wie sie alle heißen, diese edeln Helden, wollten nichts von Uebergabe

wissen; sie schossen, so lange noch eine Kugel oder eine Hand voll Pulver zu finden war, dann griffen sie nach ihren Messern und hieben mit den Gewehrkolben um sich, bis sie von den Schwärmen der Mexikaner, die über die Wälle stiegen, buchstäblich erdrückt wurden. An einem andern Sonntage, den sieben und zwanzigsten März, wurden Fannin und seine Leute, die sich auf das Versprechen der Begnadigung ergeben hatten, auf Befehl Santa Anna's kaltblütig erschossen. Ich kannte zwei junge Bursche darunter, noch beinahe Knaben, die selbst kurz vor ihrem Tode ihre Hüte schwenkten und mit einem Hurrah für Texas! ihr Leben aushauchten. Drei hundert und dreißig Männer waren es, die dort bei Goliad auf eine so elende Weise abgeschlachtet wurden. Nach diesen Greuelthaten drang Santa Anna mit seiner Armee weiter gegen Osten vor."

„Ihr könnt euch wohl denken, welch ein Schrecken, welche Angst sich überall der Leute bemächtigte. Männer, Weiber und Kinder verließen Haus und Hof und flohen vor dem unmenschlichen Feinde. Die Straßen wimmelten von Flüchtlingen, die, ich weiß nicht, auf welche Weise über die Flüsse setzten und vor Kälte, Hunger und allerlei Mühsalen beinahe umkamen. Das ganze Land leerte sich vor den heranrückenden Mexikanern und Viele brannten ihre Häuser und Dörfer nieder, um den gelben Schurken so wenig als möglich zurückzulassen. Es war eine schreckliche Zeit, das kann ich euch versichern. Die ganze Zeit über retirirte auch die einzige Armee, die Texas im Felde hatte, unter General Houston's Oberbefehl immer weiter nach Osten, um einen bessern Stand zu fassen. Endlich,

auf der kleinen Prärie bei San Jacinto, stellte sich unsere Armee, die nur sieben hundert und drei und achtzig Mann zählte, der des Feindes entgegen. Der alte Sam-Houston, meine ich, befehligte uns, während Santa Anna der General der Mexikaner war."

„Am zwanzigsten fielen ein Paar kleine Scharmützel vor, doch ohne Bedeutung, und der Morgen des ein und zwanzigsten April brach hell und klar über die beiden Armeen herauf. Um neun Uhr bekamen die Mexikaner noch Verstärkung durch General Cos und ihre Armee zählte nun an sechszehn hundert Mann. Dies konnte ihnen jedoch wenig helfen, denn ihr Schicksal war besiegelt; ihre Greuelthaten hatten die Wuth der Texaner nur noch vermehrt und Jeder zitterte vor Erwartung, den Tod der Gemordeten rächen zu können, und ich glaube, wenn fünf tausend statt sechszehn hundert Gelbgesichter uns gegenüber gestanden hätten, sie hätten alle in's Gras beißen müssen, so fest waren die Texaner entschlossen, zu siegen oder zu sterben. Ich kann mich noch aller Vorgänge so gut erinnern, als wäre es erst gestern gewesen."

„Zwischen uns und dem Feinde befand sich ein kleiner Mot, das ist eine kleine Baumgruppe, hinter der wir uns um zwei Uhr Nachmittags in Schlachtordnung aufstellten. Der taube Smith, unser unermüdlicher Kundschafter, war so eben angekommen; er hatte die Brücke über den Bayou, den einzigen Ausweg zur Flucht für die Mexikaner, abgebrannt. Santa Anna, die hochmüthige Memme, glaubte, uns schon ganz sicher in seiner Hand zu haben und hatte sich nach dem Essen zu einem Mittagsschläfchen oder Siesta,

wie sie es heißen, niedergelegt. Bei uns war natürlich an's Schlafen nicht zu denken und wir standen da, das Gewehr in der Hand, wie Katzen, die auf Mäuse lauern. Unsere zwei kleinen Kanonen, die „Zwillingsschwestern", — ein Geschenk der Stadt Cincinnati, — wurden bis auf zwei hundert Yards vor die Mexikaner hingebracht und begannen den Tanz mit einem Hagel von Kartätschen.

„Bei dem ersten Kanonenschuß glich unsere kleine Schaar einem Pulvermagazin, in welches ein brennender Funke gefallen. Rings erschallte, wie aus einer Kehle, der bedeutungsvolle Ruf: „Denket der Alamo! Denket an Goliad!"

„Nun feuerten die Mexikaner auf uns, doch wir hielten, trotz unseres Durstes nach Rache, unser Feuer zurück, bis wir auf Pistolenschußweite herangekommen waren; dann aber nahm Jeder von uns seinen Mann auf's Korn und ein prasselnder Kugelregen putzte die Mexikaner von ihrer Brustwehr herab, die sie während der Nacht aufgeworfen hatten. Jetzt aber ging es mit einem Hurrah vorwärts über den Erdwall hinauf; die Büchsen wurden umgedreht, und mit den Kolben hoch in der Luft und den blinkenden Messern in der erhobenen Rechten stürmten wir unter dem Schlachtgeschrei: „Denket der Alamo!" unter die vom Schrecken gelähmten Gelbgesichter. In fünfzehn Minuten war Alles vorüber und die Mexikaner flohen in die Prärie hinaus, wie eine Heerde Schafe, verfolgt von den siegestrunkenen Texanern. Sie hatten nicht einmal Zeit gehabt, ihre geladenen Kanonen abzuschießen.

„Ehe die Nacht herein brach, lagen sechs hundert und dreißig Todte und zwei hundert und acht verwundete Mexi-

kaner rings auf dem Schlachtfelde zerstreut und sieben hundert und dreißig befanden sich als Gefangene in unsern Händen. Die ganze Prärie war mit Trümmern von Gewehren, Lagergeräthschaften, Provisionen und todten und sterbenden Mexikanern übersät, während wir in unserer Schaar nur acht Todte und fünf und zwanzig Verwundete zählten."

„Am nächsten Morgen bei Tagesanbruch machte ich mich mit noch vier Kameraden auf, um irgendwo in der Nähe ein Wild zu erlegen. denn ihr könnt euch wohl denken, daß man nach so harter Arbeit einen tüchtigen Appetit bekommt. Wir waren noch nicht weit vom Lager weg, als Sylvester, einer meiner Gefährten, sein Pferd anhielt und auf einen Hirsch anlegte, den er in geringer Entfernung seitwärts erblickte. Wie er so zielte, bemerkte er in der gleichen Richtung einen Mexikaner durch das Gras schleichen. Da wir mittlerweile etwas weiter von ihm weggeritten waren, so rief er uns zu; wir wandten um und ritten nach dem Mexikaner hin. Dieser hatte sich unterdessen auf den Boden gekauert und mit seiner wollenen Decke zugedeckt und lag, wie ein Wurm, zu unsern Füßen. Ich sagte ihm, er solle aufstehen, er schob aber nur die Decke etwas vom Gesichte zurück."

„Endlich nach vielem Zureden und einigen Drohungen stand er auf, ging, wie ein nasser Pudel auf Sylvester zu und küßte ihm nach Mexikaner Art die Hand, die indessen nicht die sauberste war."

„Auf die Frage, wer er sei, antwortete er, ein gemeiner Soldat; sobald ich aber auf sein fein gesticktes Hemd

und die goldenen Hemdknöpfe zeigte, fing der arme Bursche an, zu weinen und gestand, ein Adjutant Santa Anna's zu sein. Da er über große Müdigkeit klagte und, wie es mir schien, vor lauter Angst auf kein Bein zu stehen vermochte, so nahm ich ihn hinter mich auf das Pferd und brachte ihn nach unserm Lager. Als wir bei den gefangenen Mexikanern vorbei ritten, blickten sie uns mit großen Augen nach und riefen: El Presidente!"

„Ja, er war es in der That, der große General Santa Anna, der Napoleon des Westens, wie er sich selbst zu nennen beliebte."

„Wurde er erschossen, Onkel, und alle die Gefangenen?" fragte Heinrich, mit größter Spannung der Erzählung folgend.

„Nein, nein," erwiderte Onkel Jakob; „das ist ja eben der Unterschied zwischen Mexikanern und Texanern. Sie wurden mit aller Menschenfreundlichkeit behandelt. Für Mexiko wäre es ohne Zweifel besser gewesen, wenn Santa Anna in der Schlacht seinen Tod gefunden hätte."

„Warum hielten ihn denn aber die Mexikaner für einen so großen Mann?" fragte Fränk.

„Nun, weil er der größte war, den sie hatten," antwortete der Texaner. „Du weißt ja, unter Blinden ist der Einäugige König."

„Was sind denn die Mexikaner eigentlich für Leute, Onkel?" fragte Fränk weiter.

„Nun, ich lebe jetzt schon eine gute Weile unter ihnen. Einige Mexikaner zählten zu den edelsten Patrioten unserer Revolution, doch viele sind eine unwissende, faule,

treulose, verrätherische, grausame, feige Brut; jedoch nicht ohne edle Ausnahmen. Ich spreche hier von der untersten Klasse der Mexikaner und ich hoffe, sie sind in Wirklichkeit besser, als ich sie dafür halte; ein alter Texaner, wißt ihr, mag seine Vorurtheile haben. Es ist auch kein Wunder, denn sie sind eine gemischte Race von Indianern, Negern und Spaniern; sie kommen mir beinahe wie die Hindus vor. Gebt einem Mexikaner seine wollene Decke, seinen Mustäng, seine Tortillen und ein Paar Hände voll rothen Pfeffer, hier und da einen Fandango, einen Hahnenkampf, ein Spiel Karten und eine Flasche Branntwein, und er wünscht sich weiter nichts in der Welt. Ihre Regierung, oder vielmehr Verregierung, befindet sich in den Händen Weniger, während die große Masse des Volkes, einer Heerde Schafe gleich, von nichts weiß und sich weiter um nichts bekümmert, als um ihre täglichen Bedürfnisse und Genüsse. Hierunter verstehe ich das Volk im Allgemeinen oder den großen Haufen, wie man sonst zu sagen pflegt; natürlich gibt es da ebenfalls Ausnahmen."

„Wie kommt es aber, Onkel, daß sie so verschieden von uns sind?" fragte Fränk.

„O, wir sind von einem ganz andern Stamme und Geblüt. Auch mag ihr Klima viel dazu beitragen; es ist ein üppiges, entkräftendes. Sie haben selten oder nie Veranlassung, sich aus ihrem Sinnenrausche aufzuraffen. Ihre Regierung wechselt ab zwischen Revolution und Tyrannei. Ich glaube, man könnte eben so gut einen Strohmann zum Handeln bringen, als einen Mexikaner. Spricht man

zu ihm, so nickt er höchstens mit dem Kopfe und spricht: Si, si, Sennor, ohne aber dabei weiter nachzudenken."

„Sie werden aber durch den Umgang und die Vermischung mit Amerikanern und Europäern ohne Zweifel gebessert und veredelt; nicht wahr, Schwager?" meinte Frau Werner.

„Ungefähr so viel, wie Feuer von Wasser veredelt wird," erwiderte der Texaner. „Nein, sie weichen, machen Platz, sterben aus; erheben sich aber nie. Es ist die alte Geschichte vom Indianer und weißen Mann; die eine Race schmilzt, wie Schnee, vor der andern. Es ist Jammerschade für das prächtige Land, dessen Bewohner von den zahllosen, politischen Parteien und anderm Raubgesindel gemordet und geplündert werden. Ich denke, wenn der liebe Gott einmal lange genug zugesehen hat, dann wird Er auch dort aufräumen. — Aber, du lieber Himmel, ich schwatze ja die halbe Nacht hindurch," sprach der Texaner, vom Stuhle aufstehend. „Die Kleine hier schläft schon über eine Stunde. Hier, Mama, bringen Sie Ihr Töchterchen zu Bett! Morgen heißt es wieder früh auf die Beine, denn ich will noch einmal bei dem Honigbaume vorsprechen; ich wette, es findet sich noch etwas Anderes dort, als Honig."

VI. Kapitel.

Ein doppeltes Abenteuer.

Die Familie saß eben beim Frühstück, als Onkel Jakob, der noch in der Nacht nach Hause zurückgekehrt war, wieder zu San Hieronymo, wie die neue Ansiedlung nun genannt wurde, erschien. Die Büchse in der Hand, ein Paar Reiterpistolen und ein mächtiges Bowiemesser im Gürtel, trat er mit einem freundlichen „Guten Morgen!" in die Thüre.

„Diesmal ist die Reihe an dir, Martin, mich zu begleiten," sprach er zu seinem Bruder, indem er sich auf eine leere Bank setzte. „Ich denke, es lohnt sich wohl der Mühe, noch einmal nach dem Honigbaume hin zu reiten."

Herr Werner schlug jedoch die Einladung mit einem entschiedenen Kopfschütteln ab. Er war noch nie ein Freund der Jagd gewesen und überdies gab es in der neuen Ansiedlung noch so sehr viel zu thun, daß er an solches Zeitvergeuden, wie er es nannte, durchaus nicht denken durfte. Der Texaner jedoch war anderer Ansicht. Alles hat seine Zeit, meinte er. Sich immer draußen im Busche herumtreiben, möchte ihm ebenso wenig behagen, als das beständige Einerlei des Farmerlebens.

„Dann muß ich mir am Ende wieder Fränk zum Begleiter wählen," sprach er lächelnd. „Ich thue es jedoch ungern."

„Warum, Onkel?“ fragte etwas rasch sein Neffe, der seit seinem ersten glücklichen Schuße keine Gelegenheit versäumte, wo er Proben seiner Tapferkeit ablegen konnte.

„Das wirst du noch vor Einbruch der Nacht ausfindig machen, mein Junge,“ erwiederte sein Onkel. „Wenn du aber mitgehen willst, so mußt du genau befolgen, was ich dir sage.“

„O, nimm mich auch mit, Onkel!“ rief Heinrich.

„Daraus wird nichts, mein Sohn,“ antwortete der Texaner in entschiedenem Tone. Während die Familie sich vom Tische erhob, war Fränk mit ein Paar lustigen Sprüngen hinausgeeilt und erschien schon nach wenigen Augenblicken wieder, sein Pferd gesattelt an der Hand führend. Seine Büchse, die immer geladen an der Wand hing, wurde ihm hinaus gereicht und nachdem er noch, auf Befehl seines Onkels, ein großes Messer zu sich gesteckt hatte, und die Hunde angebunden worden waren, damit sie nicht nachlaufen konnten, schwangen sich die beiden Jäger munter auf ihre Pferde und waren bald den Blicken der Ihrigen entschwunden. Statt indessen in gerader Richtung nach dem Honigbaume hin zu reiten, lenkte der Texaner sein Pferd seitwärts nach einem dichten Gebüsche. „Wir wollen einen Umkreis machen wegen des Windes,“ sprach er nach längerem Stillschweigen.

„Wegen welchen Windes, Onkel?“ fragte Fränk. „Und auf was machen wir eigentlich Jagd?“

„Das wirst du noch frühe genug ausfinden; sei nur auf deiner Hut und thue, was ich dir sage,“ erwiderte sein Onkel.

Sie stießen jedoch auf ein Hinderniß, an das sie nicht im Geringsten gedacht hatten.

„Was für Spuren sind dies?“ fragte Fränk, plötzlich sein Pferd anhaltend und auf den Boden zeigend. „Das müssen einige unserer Schweine sein. Ich dachte aber nicht, daß sie sich so weit vom Hause verliefen.“

„A, bah,“ sprach sein Onkel, sobald er die Spuren erblickt hatte; „wie konnte ich aber auch so unbedacht sein! Wir müssen auf der Stelle umkehren. Komme schnell!“

Während Onkel Jakob noch sprach, hatte Fränk einige Schritte von ihnen das Thier entdeckt, von dem die Spuren herrührten. Sobald er sah, daß es ein wildes Thier war, hatte er mit einem: „O Onkel, sieh' dort!“ seine Büchse erhoben und abgefeuert.

„Alle Wetter! Zum Kuckuck mit deinem Gepuffe!“ rief der Texaner nicht in der rosigsten Laune. „Fort mit dem Gewehr und hinauf in den nächsten Baum, schnell! Da sind sie schon! Vorwärts, rasch!“ Mit diesen Worten war er vom Pferde gesprungen und hatte sich auf einen nahestehenden Baum geflüchtet, während Fränk seinem Beispiele folgte und am Stamme eines jungen Bäumchens empor kletterte. Er war jedoch nicht schnell genug. Noch ehe er sich halbwegs hinauf gearbeitet, fühlte er, daß Etwas seinen Schuh gepackt hatte und daran zerrte. Er hielt sich aus Leibeskräften an einem überhangenden Aste fest, als auf einmal der Schuhriemen riß, worauf es ihm gelang, sich mit Verlust des Schuhes in eine, über ihm befindliche Gabel des Baumes zu schwingen.

Dort saß er nun, etwa acht Fuß vom Boden, sich ängstlich nach allen Seiten umblickend, indem er nicht wußte, ob er weinen, oder lachen sollte. Unter ihm, auf dem Boden, wimmelte es von einem Schwarme kleiner Thiere. Sie sahen in der That beinahe wie Schweine aus, besonders, was den Kopf und die Fangzähne betraf, nur war ihr Leib hinten etwas dünner und zierlicher gebaut und über und über schwarz gestreift.

Mit wild aufgerichteten Borsten und unheimlich funkelnden Augen drängten sich die kleinen Thiere um die Bäume, auf denen unsere Jäger Zuflucht gefunden hatten, während sie mit einem heisern Gekrunze wüthend um sich bissen. Fränk konnte sich jedoch des Lachens nicht erwehren, als er aus seinem sichern Verstecke zum Onkel hinüber blickte. Dieser saß mit einem halb ängstlichen, halb verdrießlichen Gesichte in einem jungen Bäumchen, beide Arme um den Stamm geschlungen, der sich unter der gewaltigen Last schwankend zur Seite neigte. Daß Onkel Jakob, den Frank seither für einen zweiten Herkules gehalten, vor einem Rudel so kleiner Thiere sich auf einen Baum flüchtete, kam unserm jungen Nimrod so lächerlich vor, daß er nicht umhin konnte, seinen Gefühlen durch ein herzliches Gelächter Luft zu machen, wobei er jedoch seine eigene Sicherheit keineswegs außer Acht ließ.

„Was sind dies, Onkel? Was werden wir thun? Wann werden sie wieder fortgehen?“ rief er endlich in einem Athemzuge hinüber.

„Das sind Peccaris, mexikanische Schweine; wir werden so lange bleiben, wo wir sind, bis sie sich entfernt haben, ausgenommen, du hast Lust dich von ihren scharfen Zähnen in Stücke zerreißen zu lassen; und ob und wann sie sich davon trollen, das müssen wir eben abwarten," erwiderte sein Onkel, indem er nicht die lieblichsten Blicke auf die kleinen Thiere hinabsandte. „An Schießen dürfen wir nicht denken, denn es sind ihrer zu viele und zudem habe ich nicht mehr Pulver und Blei bei mir, als ich für den Honigbaum gebrauche."

Es blieb ihnen eben nichts Anderes übrig, als sich mit Geduld in das Unvermeidliche zu fügen. Ein Paar Male beugte sich Fränk, so weit er konnte, nach dem Boden hinab und hieb mit dem Messer in der rechten Hand nach den kleinen Bestien, sich dabei mit der Linken fest am Stamme haltend. Sie wurden jedoch nur noch wüthender und er setzte sich wieder ruhig hin, indem er befürchtete, sie möchten in ihrer Wuth den Baum unterwühlen und zum Sturze bringen. Nach und Nach verging ihm auch das Lachen und nach Verfluß einer Stunde kam es ihm vor, als sei das Warten hier oben im Baume kein gar so angenehmer Zeitvertreib, zumal da ihn seine Arme und Beine zu schmerzen begannen und die kleinen Schweine noch keine Miene machten, Reißaus zu nehmen.

„Nun, Fränk," rief nach einer Weile Onkel Jakob herüber, „wie gefallen dir die kleinen Dinger? Sind das nicht die muntersten Schweine, die du noch je gesehen? Ich hatte einmal ein zahmes zu Hause und habe wohl hundert Mal versucht, es beim Schwanze zu fassen,

während es fraß, doch jedesmal streckte er mir die Schnauze entgegen, noch ehe ich mit der Hand darnach gegriffen hatte."

Abermals verstrich eine Stunde und wie lange sie noch auf den Abzug der Schweine hätten warten müssen, ist schwer zu bestimmen, wenn nicht auf einmal eine ganz unerwartete Erscheinung sie aus ihrer ganz unbequemen Lage erlöst hätte. Plötzlich standen die kleinen Dinger stille und begannen, mit erhobenen Schnauzen, nach allen Richtungen hin zu schnüffeln; dann rannten sie mit wildem Grunzen in das Dickicht und waren im nächsten Augenblicke außer Sicht.

„Stille," rief der Texaner dem erstaunten Knaben zu, „sei mäuschenstille!" Ziehe dich, soweit du kannst, in den Baum hinauf, aber rege keinen Finger! Ah, ich dachte mir's, — da kommt er!"

Während er noch sprach, erschien, vom Flusse her, ein ungeheuerer, schwarzer Bär, der sich ganz gemächlich, etwa fünfzig Fuß von ihnen entfernt, vorbei bewegte. Fränk kam das Thier, wie es sich durch Gebüsch und Strauchwerk Bahn brach, von riesiger Gestalt vor und er zitterte vor Aufregung.

„Der kommt nicht nach den Peccaris," sprach der Texaner, von seinem Baume herabgleitend, nachdem der Bär eine gute Strecke von ihnen vorbei war." Gerade wie ich mir's vorstellte; es ist der Honig. Er war die ganze Nacht über da, ist jetzt beim Flusse gewesen, um zu trinken und geht wieder zurück. Dem Bären geht nichts in der Welt über Honig. Nun, Fränk, fuhr er

fort, sich an seinen Neffen wendend, „ich denke, das Beste für dich wird sein, die Pferde, die dort drüben grasen, herbei zu holen, dich auf das Deine zu setzen und nach Hause zu reiten. Der Kamerad, den wir so eben gesehen, läßt nicht mit sich spassen und es wird ein Stück Arbeit absetzen, zu welchem es nicht rathsam ist, Jungens, wie dich, mitzunehmen."

Fränk hatte unterdessen seinen Schuh wieder angezogen, seine Büchse aufgehoben und hörte mit gesenktem Haupte die Worte seines Onkels.

„Du hast mich aber doch heute Morgen mitgenommen und mir versprochen, wenn ich —" „Ja, ja, ich weiß es; ich habe mich aber unterdessen anders besonnen. Geh' nach Hause, Fränk; ein anderes Mal will ich dich dafür wieder mitnehmen;" und mit diesem kurzen Bescheide schritt der Texaner, seine Büchse schulternd, vorwärts durch das Dickicht.

Fränk, der wohl wußte, daß er weder mit Bitten, noch Beten etwas bei dem Onkel ausrichten würde, wandte sich mit unzufriedener Miene nach den Pferden, band das seines Onkels an einen nahen Baum und schwang sich mißvergnügt auf das seine.

Nachdem er sich noch mehrere Male umgeschaut hatte, ritt er langsam an den Fluß hinab und erreichte bald die Stelle, wo sie die Bienen im Sande erblickt hatten, die ihnen zum Honigschmause verholfen. Als käme ihm plötzlich ein neuer Gedanke, hielt er sein Pferd an und starrte eine Weile vor sich in den Sand.

„Ich weiß schon," murmelte er halblaut vor sich hin, „warum mich mein Onkel nicht mitnehmen will. Er hat Angst, es könnte mir etwas passiren, und denkt, er sei für mich verantwortlich. Wie wäre es aber, wenn ich ohne sein Wissen und gegen seinen Willen ginge? Dann hat er jedenfalls die Verantwortlichkeit nicht auf sich und er könnte sagen, er habe mich geheißen, nach Hause zu gehen. Hier kann ich noch deutlich die Spuren unserer Pferde sehen nach dem Honigbaum und wieder zurück. Wie würde mich Heinrich auslachen, wenn er hörte, ich wäre von der Jagd nach Hause geschickt worden! Nun, es ist noch frühe am Tage; ich will vorerst einmal eine kleine Strecke den Spuren nachreiten. Am Ende könnte aber auch dem Onkel etwas passiren und dann wäre es doch gewiß gut, wenn ich bei ihm in der Nähe wäre."

Mit allerlei solchen Vernunftgründen suchte der junge Jäger sein Gewissen zu beschwichtigen und obwohl er sich gestehen mußte, daß sie alle nicht stichhaltig waren, so siegte doch endlich die Leidenschaft zur Jagd, die sich seit jenem ersten glücklichen Schusse seiner bemächtigt hatte.

Wie von einem innerlichen Fieber ergriffen, sprang er vom Pferde und führte es mitten in dichtes Buschwerk, um es den Augen seines Onkels zu verbergen, im Falle dieser vielleicht hier zufällig vorbeikommen sollte. Dann schlich er, die Büchse in der Hand, vorsichtig nach dem Honigbaume hin, indem er von Zeit zu Zeit stehen blieb und sich nach allen Seiten hin umschaute, ob er nichts von seinem Onkel hören konnte. Endlich

erblickte er den Baum, der noch gerade so da lag, wie sie ihn umgehauen hatten; die Spalte jedoch war durch das dichte Gebüsch verdeckt; vom Onkel ließ sich nirgends eine Spur entdecken. „Nun nimmt es mich aber doch Wunder, was ihn mag aufgehalten haben,“ sprach er zu sich selbst, indem er unschlüssig stehen blieb. „Ich denke, das Beste wird wohl sein,“ fuhr er nach einigem Besinnen fort, „ich klettere auf diesen Baum, von wo ich Alles beobachten kann, was rings um mich her vorgeht.“

Ohne weitere Umstände streifte er den Riemen seiner Büchse über den Kopf und kletterte rasch und geräuschlos den Baum hinan. Er hatte sich eben auf einem, mit Moos bewachsenen Aste zurecht gesetzt, als er in der Ferne einen Flintenschuß vernahm. „Ah, das ist der Onkel,“ murmelte er sichtlich erleichtert, indem er sich anschickte, wieder hinab zu steigen. „Nein, ich bleibe,“ fuhr er fort, sich wieder auf den Ast zurückschwingend; „es könnte auch Jemand anders sein; ich will erst abwarten und sehen.“

Mit diesen Worten hatte er das Laubwerk des Baumes etwas aus einander gebogen und neugierig nach dem Honigbaume hinüber geblickt, als er plötzlich mit einem lauten „Ach!“ etwas zurück fuhr und sich dann wieder um so hastiger vorwärts beugte.

Der Anblick, der sich ihm darbot, hätte aber auch gewiß einem minder enthusiastischen Jäger einen Ausdruck der Verwunderung entlockt, denn, keine sechzig Fuß entfernt, bewegte sich dort in dem aufgespaltenen Baumstamme die zottige Gestalt eines Bären. Er war Freund

Petz von heute Morgen, der, so weit er von Außen reichen konnte, bereits allen Honig aufgezehrt hatte und sich nun dazu bequemen mußte, seine unbeholfene Gestalt in die Höhlung hinein zu zwängen, um seinen Gelüsten fröhnen zu können. Er war auch bereits mit dem halben Leibe in dem Baum vorgedrungen und hatte mit den über und über von Honig überschmierten Nasen, Augen und Ohren weder den fernen Knall des Schusses vernommen, noch die Ankunft unseres jungen Helden gewittert.

Fränk hatte zwar schon mehrere Male in Menagerien Bären gesehen und auch einmal einen, der an einer Kette herumgeführt wurde und sogar auf den Hinterfüßen hin- und herschwankte, was sie tanzen nannten; aber einen wirklichen, wilden Bären draußen im Walde, in seiner Heimath, zu erblicken, und noch dazu einen so stattlichen Gesellen, wie Freund Petz drüben im Baume, das war denn doch etwas ganz Anderes, und Fränk wußte auch Anfangs in der That nicht, wie ihm geschah. Zwar Furcht verspürte er nicht im Geringsten, denn er saß ja da oben vollkommen sicher und zudem mußte auch sein Onkel jeden Augenblick eintreffen. Er mochte ungefähr eine halbe Stunde so gesessen haben, als er abermals einen Flintenschuß hörte, aber dieses Mal in noch größerer Entfernung. Er wußte, daß es sein Onkel sein mußte, denn der Schuß kam ungefähr von der Stelle her, wo er ihn verlassen, und überdies befand sich, so viel er wußte, sonst Niemand im Walde.

Schon seit geraumer Zeit war der Gedanke in ihm aufgestiegen, wie schön es wäre, wenn er den Bären erle-

gen könnte; das wäre doch zehn Mal besser, als der Schuß auf den Hirsch; aber eben so schnell hatte er auch die Idee aufgegeben. „Meine Kugel könnte ihm durch all' die Wolle und das Fell doch nichts anhaben," dachte er; „ja, wenn ich ihm Eines auf den Kopf brennen könnte, das wäre eine andere Geschichte."

„Aber," fuhr es ihm plötzlich durch den Sinn, „wenn dem Onkel am Ende anderes Wild aufgestoßen wäre und er es so weit verfolgte, daß er gar nicht mehr hieher zurück käme. Und wenn er dann nach Hause ginge und mich da nicht fände, wo sollten sie dann nach mir suchen? Und wer kann überhaupt sagen, wie lange der Bär dort noch an dem Honig leckt?"

Diese Besorgnisse gaben auf einmal seinen Gedanken eine andere Richtung und allmälig stieg die Idee in ihm auf, die wirkliche Tödtung des Bären zu versuchen. Es dauerte jedoch eine volle halbe Stunde, bevor er zu einem Entschlusse gelangen konnte. Endlich schien er mit sich einig geworden zu sein.

„Jedenfalls kann es nichts schaden, einen Versuch zu machen," murmelte er vor sich hin, indem er seine Büchse von der Schulter nahm. Bedachtsam legte er sie in die Gabel eines kleinen Astes vor ihm, zielte mitten auf den Rücken des Thieres und feuerte.

Wie der Schuß weithin durch den Wald donnerte, fuhr der Bär, wie von einem elektrischen Schlage durchzuckt, rückwärts aus dem hohlen Baume, doch mit solchem Ungestüm, daß er in die Höhlung unterhalb des Einschnittes gerieth und darin stecken blieb. Fränk konnte

nun sehen, daß sein Kopf so dick mit Honig und Wachs übertüncht war, daß er nicht aus den Augen zu sehen vermochte. Der Einschnitt in den Baum war natürlich nur so groß gemacht worden, als zum Herausnehmen des Honigs gerade nöthig war; und mußte es dem Bären schon schwer gefallen sein, seine unförmliche Gestalt hinein zu zwängen, so schien es jetzt eine Unmöglichkeit für ihn, sich herauszuarbeiten, da sein Leib durch den reichlichen Genuß des Honigs noch an Umfang zugenommen hatte. Auch schien die Kugel des jungen Texaners ihm den Rücken zerschmettert zu haben.

Wohl zehn Minuten rumorte das wüthende Thier im Innern des Baumes, sich unter dumpfem Gebrumme windend und drehend, bevor Fränk daran dachte, seine Büchse wieder zu laden. Unterdessen war es dem Bären gelungen, Kopf und Schultern aus der Oeffnung zu zwängen und er schien sich alle Mühe zu geben, auch den übrigen Theil des Leibes heraus zu arbeiten. Wieder knallte die Büchse, aber die Kugel schlug seitwärts vom Baume in den Boden.

Nun schien aber auch der Bär das Gefahrvolle seiner Lage eingesehen zu haben, denn er verdoppelte seine Anstrengungen und hatte bald die Hälfte seines Leibes frei gemacht. Einen Augenblick hielt er, schnaufend und stöhnend, inne, als eine andere Kugel vom Baume ihn auf den Kopf traf und das schwarze Ungestüm lag nach ein Paar convulsivischen Zuckungen regungslos halb auf, halb in dem Baume.

Der junge Texaner zeigte indessen keine Lust, seinen sichern Platz oben im Baume zu verlassen. „Wer weiß, was noch passiren kann," sprach er zu sich selbst; „am Ende will Freund Petz nur Versteckens mit mir spielen." Bald vernahm er ein Rascheln im Gebüsche unter sich und erblickte zu gleicher Zeit seinen Onkel, der, die Büchse in der Hand und zum Schusse bereit, vorsichtig heran schlich. Fränk hätte ihm gerne zugerufen, doch schämte er sich seines Ungehorsams und blieb deshalb ruhig sitzen. Unterdessen hatte sein Onkel den Baum erreicht, auf welchem er saß und mußte auch den Bären erblickt haben, denn er erhob, sich hinter den Baum stellend, sachte sein Gewehr und legte es zum Schusse an. Doch schon im nächsten Augenblicke ließ er es wieder mit einer sonderbaren Miene in den Arm fallen und schritt langsam und bedächtig auf den Baum zu. Dort angekommen, beugte er sich neugierig nach Vorn über und stieß zuletzt dem schwarzen Gesellen das Ende seines Gewehres in die Seite.

„Alle Wetter! Wer hat mir denn da wieder in das Handwerk gepfuscht?" platzte er unwillkürlich heraus, sich dabei etwas scheu umblickend.

Jetzt litt es aber Fränk nicht mehr länger droben im Baume. Behende, wie eine Katze, glitt er vom Stamme hinab und stand mit ein Paar Sprüngen neben seinem Onkel.

„O Onkel," stammelte er verlegen, „es thut mir so leid. Ich weiß wohl, daß ich hätte nach Haus gehen sollen. O verzeih' mir nur dieses Mal! Ich wollte nur da oben auf dich warten."

Ohne ein Wort zu erwiedern, setzte sich Onkel Jakob neben den Bären auf den Baum, bald das Wild, bald den Schützen betrachtend.

„Und du hast ihn geschossen?“ fragte er endlich wie aus einem Traume erwachend.

„Ja, Onkel; o, es thut mir so leid. Ich habe so lange auf dich gewartet. Bist du böse auf mich?“

„Ich, böse auf dich?“ fragte sein Onkel etwas rauh. „Was fällt dir ein, Junge? Aber erzähle, wie es zuging!“

Fränk, sichtlich erleichtert, ließ seiner Zunge freien Lauf und erzählte ausführlich, was sich zugetragen, seit er ihn nach Hause geschickt. Als er bemerkte, daß sich das Antlitz seines Onkels allmälig erheiterte, schien neues Leben in ihn zu kommen und mit einem wohlgefälligen Seitenblick auf das erlegte Thier beendete er seine Erzählung.

„Und jetzt Fränk, frisch an die Arbeit!“ sprach der Texaner, sich vom Baume erhebend. „Ziehe deinen Rock aus, streife die Hemdärmel hinauf und mache dein Messer zurecht!“

Mit nicht geringer Mühe zogen sie nun den Bären aus dem hohlen Baume und schleppten ihn aus dem Bereiche der immer noch rings umher schwärmenden Bienen. Dann zogen sie ihm das Fell ab, weideten ihn aus und zerschnitten ihn in kleinere Stücke, die sie in das Fell einwickelten und auf das stärkere der beiden Pferde befestigten, welche Fränk mittlerweile herbeigeholt hatte, worauf sie sich auf dem Heimweg begaben.

„Mir war ein Panther in den Weg gelaufen,“ begann Onkel Jakob unterwegs, „oder vielmehr ich war einem Panther in den Weg gelaufen. Zweimal schoß ich nach ihm, und dennoch schien er sich nur mit Widerwillen aus dem Staube zu machen. Ich hatte schon früher einmal die Ehre, die Bekanntschaft dieser Bestie zu machen, und zwar auf eine gar sonderbare Weise. Ich will dir die Geschichte erzählen. Du weißt, unser Freund Hagenbaum wohnt eigentlich mit seiner Familie ziemlich weit droben im Gebirge und hat sich drüben im Cedernholz nur einen temporären Wohnsitz aufgeschlagen, um eine Sägemühle zu errichten, die wir dann später in Gemeinschaft betreiben werden. Es war letzten Winter, an einem ziemlich kalten Tage, als ich mich mit Franzisko droben im Gebirge befand. Da der Nordwind barbarisch tobte, so beschloß ich bei Freund Hagenbaum einzukehren, bis die Kälte etwas nachgelassen. Wir hatten den Ochsenwagen bei uns, und ich lag, in die Decken gehüllt, hinten darauf ausgestreckt, während Franzisko vorne saß und die Ochsen leitete. Wir waren noch etwa eine Viertelmeile vom Hause entfernt, als auf einmal ein mörderisches Geschrei ertönte.

„Ich dachte nichts Anderes, als daß Indianer in der Gegend seien. Meine Büchse hatte ich zu Hause gelassen, eine unverantwortliche Nachläsiigkeit, die du dir nie mußt zu Schulden kommen lassen, Fränk. Als wir uns der Wohnung näherten, sahen wir die Frau mit ihren Kleinen, aus vollem Halse schreiend, wie wahnsinnig im Freien herumspringen. Ihr Mann war, wie wir später erfuhren, nach Neu-Braunfels geritten.

„Ich sprang rasch aus dem Wagen und sobald mich die Frau erblickte, kam sie athemlos auf mich zugerannt und erzählte mir unter Zittern und Beben, daß eben vorhin, während sie beim Mittagessen saßen, ein großer Panther mitten auf den Tisch gesprungen sei. Der Geruch des gebratenen Räucherfleisches hatte ihn herbeigelockt und eine halb angelehnte Hinterthüre ihm Eingang verschafft. Frau und Kinder suchten natürlich das Weite.

„Unterdessen war Franzisko mit dem Wagen angekommen, aber Niemand von uns hatte eine Waffe, nur die Frau hielt eine große Feuerzange in der Hand, die sie im ersten Schrecken ergriffen hatte. Während wir berathschlagten, was zu thun sei, kletterte der Panther den Kamin hinauf und sprang dann vom Dache nach dem Wagen. Wahrscheinlich hatte er es auf die Ochsen abgesehen, aber seinen Sprung verfehlt, denn er fiel mit einem dröhnenden Gekrache hinter die Ochsen auf die Deichsel, wobei der arme Franzisko, von einer Vordertatze getroffen, von seinem Sitze herab unter den Wagen kollerte. Im nächsten Augenblick hatte ich die Feuerzange ergriffen und hieb damit dem Thiere aus Leibeskräften über dem Kopf, doch ehe ich mich versah, war es zwischen den Ochsen hindurch geschlüpft und mit einem gewaltigen Satze im Busche verschwunden. Ich habe den Burschen heute Morgen sogleich erkannt an dem einen Auge, das ich ihm mit der Feuerzange ausgeschlagen. Er wird mir schon wieder einmal in den Wurf kommen, aber dann mag er sich gratuliren!"

VII. Kapitel.

Allerlei Insekten und Gewürm.

Fränk hatte in der That ungewöhnliches Glück für einen so jungen Anfänger in der edeln Waidmannskunst. Onkel Jakob war ganz entzückt und nannte ihn einen Jungen von ächtem Schrot und Korn. Sein Vater jedoch schüttelte bedenklich das Haupt. Er sah es wohl gerne, daß sein Sohn kühn, thätig, furchtlos und voll Energie war, befürchtete aber, die Liebe zur Jagd möchte bei ihm zur Leidenschaft werden und er darüber andere, wichtigere Arbeiten und Studien vernachläßigen. Deßhalb wurde, mit Zustimmung der Mutter, eine neue Hausordnung festgesetzt, nach welcher die Zeit von Montag Morgens bis Freitag Abends der Arbeit und dem Studium, und nur der Samstag Ausflügen auf die Jagd gewidmet werden sollte.

Es gab in Haus, Garten und Feld noch so viel zu thun, daß man einen täglichen, zweistündigen Unterricht für die Knaben genügend fand. Dieser wurde abwechselnd von Herrn Werner und Onkel Jakob ertheilt und öfters stellte sich auch Herr Hagenbaum ein, und die beiden hoffnungsvollen Studenten, wie er sie nannte, in das Gebiet der Naturwissenschaften einzuführen. Er schien einen besonderen Gefallen an den beiden Knaben gefunden zu haben und auch sie hörten seine interessanten Erzähl-

ungen und Beschreibungen mit gespannter Aufmerksamkeit an, während Onkel Jakob sich alle Mühe gab, seine Zöglinge in das praktische Leben einzuführen, sie mit der englischen Sprache vertraut zu machen und zu ächten Texanern heranzubilden. Es war auch wirklich staunenswerth, wie rasch die Knaben fortschritten, und schon nach kurzer Zeit waren sie im Stande, sich mit Amerikanern, die öfters zu San Hieronymo Besuche machten, ohne Anstoß zu unterhalten. Doch auch Frau Werner nahm Antheil an der Erziehung ihrer Söhne und wenn ihr Bestreben auch gerade nicht darauf ausging, sie zu ächten Texanern heranzubilden, so gab sie sich doch alle Mühe, ächte Christen aus ihnen zu machen, indem sie der Meinung war, ein guter Christ sei auch ein guter Bürger, sowohl in Texas, als auch sonst irgendwo.

Mit Ende Juli strotzte der Garten von den Erzeugnissen ihrer Arbeitsamkeit und man durfte es den Mitgliedern der kleinen Kolonie wohl nicht verargen, wenn sie mit einem gewissen Stolze auf die Resultate ihrer Arbeit und Geschicklichkeit blickten. Die Knaben hatten gelernt, Wassermelonen zu ziehen durch Umgrabung des Bodens in einer Tiefe von drei Fuß. Auf diese Weise vermögen die zarten Wurzelfasern von tief unten Feuchtigkeit an sich zu ziehen, wenn auch die Oberfläche trocken und verbrannt ist. Man nennt dies Untergrundpflanzen und in dieser Bearbeitung des Bodens liegt das Geheimniß, in einem so trocknen Lande, wie Texas, jeder Zeit eine ergiebige Ernte zu erzielen. In Deutschland waren die Knaben nur in den Garten gekommen, um sich an den Früchten

zu laben und hatten das Vergnügen nie kennen gelernt, mit eigener Hände-Arbeit, im Schweiße ihres Angesichtes, dem Boden Früchte zu entlocken. Und so war es auch mit den übrigen Mitgliedern der Familie; das Leben hatte für sie einen neuen Reiz gewonnen und in dem Keimen und Sprossen der Natur rings um sie erblickten sie jeden Tag neue Huldbezeigungen eines allgütigen Schöpfers und erkannten darin die Aufforderung, auf der einmal betretenen Bahn ländlicher Genügsamkeit und Arbeitsamkeit weiter zu wandeln.

Herr Werner legte besonderes Gewicht darauf, daß seine Söhne schon bei Zeiten lernten, ihre Gedanken kurz und verständlich niederzuschreiben. Um dies zu erzielen, hatte er mit dem Vorlesen kleiner Fabeln, Erzählungen und Beschreibungen von Thieren, Pflanzen und anderen Gegenständen begonnen, die sie dann, so gut sie es vermochten, wieder aus dem Gedächtnisse niederschreiben mußten. Nachdem sie darin einige Fertigkeit erlangt hatten, hielt er sie an, nach den gegebenen Mustern selbst Thiere, Pflanzen und andere Dinge zu beschreiben, die ihnen im täglichen Leben in Wald und Feld vorkamen, sowie ihre selbst erlebten, verschiedenen, kleinen Abenteuer möglichst genau und wahrheitsgetreu zu schildern. Einen neuen Aufschwung erhielt dieser Unterrichtszweig durch die Ankunft mehrerer Briefe aus der alten Heimath, unter denen sich auch einige für die Knaben befanden, welche dieselben nun zu beantworten hatten.

Es war an einem Samstag-Morgen gegen Ende August, als Fränk eben noch die letzten Zeilen einem

Briefe beifügte, den er einige Tage zuvor begonnen hatte und den er einem Schulfreunde senden wollte, welcher sich erkundigte, wie es ihm in Texas gefiele und wie er seine Zeit daselbst zubringe. Nachdem er ihm die ganze Lebensweise zu San Hieronymo geschildert hatte, schloß Fränk seinen Brief folgendermassen: „Ich glaube nicht, daß die Natur im Garten Eden für Adam und Eva wonniger und reizender sein konnte, als sie es hier für uns ist, hörte ich gestern Morgen erst Mama zu Papa sagen. Du kannst dir gar nicht denken, wie frisch und gesund unsere Eltern sind und sie kommen mir auch viel jünger vor. In Deutschland saß Papa oft Wochen lang im Zimmer, mit dem Lesen von Zeitungen und Büchern beschäftigt, und auch die leidige Politik bereitete ihm manche trübe Stunde; aber hier hat er gar keine Zeit, an so etwas zu denken und die einzige Zeit, die er im Hause zubringt, sind die Paar Stunden, die er unserm Unterrichte widmet. Auch Mama kann vor lauter Anordnungen, Einrichtungen und Verbesserungen kaum zum Sitzen kommen und Keines von Beiden ist noch einen Augenblick hier krank gewesen. Wir sind alle froh, daß wir nach Texas kamen, herzlich froh, und haben uns noch keine Minute wieder nach Deutschland zurück gesehnt. Wir haben hier freilich keine so hübschen, feinen Sachen im Hause, aber desto mehr außerhalb desselben. Die frische, gesunde Luft, die herrlichen, grünen Waldungen und Prärieen, die mannigfaltigen Blumen und Thiere, die man beinahe bei jedem Schritte antrifft, der muntere, klare Quell, der lustig vorbeirauschende Strom, ist dies Alles nicht tau=

sendfach angenehmer und erquickender, als die staubigen Straßen, das ewige Wagengerassel und einförmige Leben einer Stadt?"

„Doch ich darf nicht zu viel auf einmal schreiben, da ich mich noch öfters mit Dir unterhalten will. Papa sagt, daß es keine bessere Uebung im Aufsatzschreiben gebe, als einen wirklichen Brief an Jemand zu schreiben. Ich höre Onkel Jakob auf dem Hofe und zudem ist heute Samstag, mein Jagdtag, und ich muß meinen Brief schließen. Die herzlichsten Grüße an alle die Deinigen. Dein treuer Freund Fränk."

Onkel Jakob trat auch keinen Augenblick zu frühe in den Hof. Die kleine Marie spielte im Sande und rief eben: „O, Onkel, Onkel! Sieh' was für ein hübscher, langer Wurm! Er hängt sich immer an meinen Stock. Er hat ein und zwanzig Füße." Ihr Onkel trat näher und blickte ihr über die Schulter, doch schon im nächsten Augenblick hatte er ihn um den Leib gefaßt und mitten in den Hof hinaus geschnellt. Es war ein Hundertfuß, etwa acht Zoll lang. Er sah beinahe wie ein Wurm aus, nur war er platter und sein Leib bestand aus einer Art gelber, ziemlich harter Muschelschalen, die sich an einander reihten, als wären sie auf eine Schnur aufgezogen. Vorn neben dem Rachen standen zwei lange Fühlhörner hervor und auf jeder Seite hatte er nicht weniger, als hundert, lange, harte Füße mit gewaltigen Krallen.

„Es ist ein wahres Glück, daß ich zur rechten Zeit kam," sprach Onkel Jakob, indem er den Fuß erhob, um den Wurm unter dem Absatze seines Stiefels zu zertreten,

während die Mutter herauskam und das weinende Kind vom Boden aufhob. „Marie hielt es an einem Stückchen Holz, das keine drei Zoll lang war, und wie leicht hätte sie können in die Hand gebissen werden! Die elenden Dinger halten nicht nur mit ihrem Rachen fest, sie hacken auch jedes ihrer Beine tief in das Fleisch und aus jeder Kralle kommt Gift."

„Halt, Onkel!" rief Heinrich; „zertrete ihn nicht! Ich will schnell eine Flasche holen." Bald darauf kam er wieder aus dem Hause gesprungen, eine kurze, weithalsige Flasche in der Hand haltend. Darein schob er den Hundertfuß mit Hilfe eines Stöckchens, goß dann die Flasche voll Whiskey und korkte sie fest zu.

„In Whiskey ertrunken," sprach Onkel Jakob, als das Thier zu zucken aufhörte. „Was willst du aber damit anfangen, Heinrich?"

„O, ich lege mir ein kleines Naturalienkabinet an," antwortete der Knabe. „Herr Hagenbaum hat mir die Anleitung dazu gegeben und ich habe schon ein Paar hübsche Kameraden eingefangen. Komm' und siehe, Onkel!"

Onkel Jakob folgte ihm in das Schlafzimmer, wo an der Wand ein Brett angebracht war, auf welchem sich eine Reihe Flaschen befand, die er theils von der Mutter, theils von Herrn Hagenbaum erhalten hatte. In einer derselben stack ein halbes Dutzend Eidechsen aller Arten und Farben, blau, grün, gelb, gestreift, gefleckt, mit kurzen und langen Schwänzen.

„Es war ein ziemlich hartes Stück Arbeit, Onkel," sprach Heinrich, „diese Schnellfüßler zu erwischen. Sie

huschen durch's Gras hin, wie der Blitz. Es sind noch lange nicht alle Arten, die es hier gibt, aber ich konnte noch nicht mehr bekommen."

„Wo hast du denn diese Burschen aufgegabelt?" fragte sein Onkel, eine andere Flasche vom Brette nehmend, in der sich ein sonderbares Reptil befand. Es war eine Art Wurm, beinahe einen Zoll dick, von schwarzbrauner Farbe, mit einem großen Maule und kurzen Beinen; ein widerliches Geschöpf, an drei Zoll lang, etwas von einem Blutegel, Hundertfuß, einer Raupe und Schlange; Alles in Einem vereinigt.

„Den habe ich drüben bei dem Stalle gefunden," erwiderte Heinrich. „Was ist es, Onkel?"

„Ja, das weiß ich selbst nicht, mein Sohn. Dieß ist der zweite, der mir zu Gesicht gekommen. Ich habe bereits Herrn Hagenbaum gefragt, aber er konnte mir auch keinen Bescheid geben. Er sagt, die Wissenschaft kenne ihn noch nicht. Niemand weiß, ob er beißen kann, oder nicht; jedenfalls möchte ich ihm aber meinen Finger nicht hinhalten. Da wäre mir denn doch ein Hundertfuß noch lieber. Weißt du was, Heinrich? Wir wollen ihn Lacerta Henrici, auf Deutsch: Heinrich's Raupe nennen. Aber, ah, da hast du ja eine prächtige Tarantel! Wie hast du denn diese in die Flasche bekommen, ohne sie zu zerdrücken?"

„Ja, das war freilich ein sonderbarer Zufall, Onkel; ich muß dir's erzählen. Ich ging einmal gegen Abend auf die Prärie hinaus, um die Kühe aufzutreiben. Wie ich so, ohne an etwas zu denken, dahin schlendere, erblicke ich

auf einmal vor mir auf dem Boden den Meister Tarantel, wie er eben seinen Spaziergang macht. Ist es nicht ein Hauptbursche? So groß, wie ein Rebhuhnei und ganz voll schwarzer Haare. Herr Hagenbaum sagt, er gehöre in das Geschlecht der Spinnen und ich glaube auch, er ist der König, oder wenigstens der Großvater aller Spinnen. Glaubst du, daß er davonlief, als er mich sah? Nein, im Gegentheil, er that einen Sprung nach mir, als wolle er mich lebendig aufzehren. Ich muß gestehen, daß mir nicht so ganz wohl zu Muthe war, als der wüthende Bursche auf mich loskam, denn ich hatte nicht einmal einen Stock in der Hand. Wie ich so da stand und nicht wußte, ob ich davon laufen oder ihn angreifen sollte, bemerkte ich, wie eine ziemlich große Wespe im Kreise rings um ihn herum flog. Er mußte sie auch schon gesehen haben, denn er versuchte, sich aus dem Staube zu machen; aber die Wespe fuhr auf einmal mit solcher Gewalt gegen ihn, daß er über und über kollerte. Nun aber stellte sich mein Bursche auf die Hinterfüße und fuhr mit seinen Vorderpfoten in der Luft herum, wie ein ächter Boxer. Doch die Wespe schien sich wenig darum zu bekümmern. Sie summte beständig um ihn herum und paßte nur den Augenblick ab, wo sie ihm wieder Eines versetzen konnte. So dauerte der Kampf, den ich aufmerksam beobachtete, ich weiß nicht wie lange, fort, bis zuletzt Meister Tarantel auf den Rücken fiel und sich nicht mehr regte. Die Wespe flog noch einige Male um ihn herum, als wollte sie sich überzeugen, ob er wirklich todt sei, und summte dann über die Prärie hin. Ich

aber lief mit einem Hurrah nach Hause, holte mir eine Flasche und hatte den armen Burschen bald in Alkohol einbalsamirt. Hast du schon gehört, Onkel, daß Jemand von dem Bisse eines dieser Thiere getödtet wurde?"

„Ich kenne viele Personen, die von Taranteln und Hundertfüßen gebissen wurden, man wandte jedoch immer noch zur Zeit die richtigen Mittel an. Ein Hundertfuß kroch einst an Franzisko's Bein hinauf, während dieser fest schlief und heute noch ist die Stelle zu sehen, wo die Krallen in das Fleisch gingen, (und es schmerzt ihn noch öfters,) obschon er nichts davon spürte, bis er aufwachte."

„Einst war ich draußen auf der Prärie, um Land zu vermessen," fuhr Onkel Jakob fort, indem er mit Heinrich in die Wohnstube hinaus trat, wo sich die übrigen Glieder der Familie befanden. „Todtmüde legte ich mich eines Abends in meinen Kleidern auf die Erde und war bald fest eingeschlafen. Mitten in der Nacht fühlte ich Etwas unter meinen Kleidern am Beine hinauf kriechen. Ich vermuthete, daß es ein Hundertfuß sein müsse, und packte es rasch mit sammt den Hosen und hielt es vom Fleische ab, bis einige der Leute herbei kamen und mir die Kleider rings um meine Hand losschnitten. Ein anderes Mal, als ich Morgens aufstand, nachdem ich die ganze Nacht herrlich geschlafen hatte, fand ich eine große schwarze Tarantel gerade an der Stelle, wo ich mit dem Halse gelegen hatte."

„Heinrich hatte kürzlich ein ähnliches Abenteuer," unterbrach ihn Frau Werner. „Er hatte sein Gesicht im Waschbecken gewaschen und indem er die Augen zuhielt,

damit die Seife nicht hineinkommen sollte, nahm er das Handtuch, um sich abzutrocknen, warf es jedoch sogleich mit einem lauten Schrei weit von sich. Ein Skorpion, der im Handtuch gesteckt hatte, ohne daß er ihn sehen konnte, hatte ihn an der Nase gepackt. Ich erschrack natürlich sehr, wandte aber sogleich das Mittel an, das mir Herr Hagenbaum früher einmal angegeben hatte, nämlich Salmiak, und bis Abends war nichts mehr zu sehen."

„O, es that auch nicht mehr wehe, als wie ein Wespenstich," sprach Heinrich mit Lachen.

„Was aber am schlimmsten hier ist," meinte sein Vater, „das sind die Ameisen. Neben der Gartenthüre befindet sich ein Nest rother Ameisen, die ich nun schon seit Wochen bekriege, ohne bis jetzt etwas ausgerichtet zu haben. Zuerst begoß ich sie regelmäßig jeden Tag mit kochendem Wasser, dann bohrte ich mitten hinein, so tief ich konnte, und füllte die Oeffnung mit Pulver aus, das ich nachher anzündete und sie so in die Luft blies. Zuletzt probirte ich Pottasche, die ich in kleinen Klumpen in die Oeffnung des Loches legte und mit Wasser anfeuchtete. Jede Ameise, die darüber lief, blieb todt liegen. Aber bei allem Diesem scheint das Nest eher zu-, als abgenommen zu haben."

„Ich habe in meinem Hofe ein Nest, das ich schon seit Jahren zu vernichten bestrebt war. Ich habe eben dieselben Mittel angewendet, aber vergebens. Einmal mischte ich eine tüchtige Portion Terpentin und Ricinusöl, goß es über den Ameisenhaufen und zündete es dann an. Es brannte über eine Stunde lang, doch

die Ameisen sammelten sich wieder, sobald die Feuersbrunst vorüber war. Später versuchte ich es mit Schwefeldampf, aber auch dies half nichts und es ist zudem ein gefährliches Unternehmen; ich habe einen Mann gekannt, der dabei seinen Tod gefunden hat. Zuletzt versenkte ich mitten in das Nest eine große Flasche mit weitem Halse, deren Oeffnung etwa einen Zoll tiefer lag, als die Erdoberfläche. Hunderte und Hunderte von Ameisen fielen hinein, die ich dann zu Tode brühte, ohne jedoch die geringste Abnahme der Bevölkerung wahrnehmen zu können. Alte Texaner behaupten, man könne ein Ameisennest nur dadurch ausrotten, daß man es vollständig ausgrabe. Sie sagen, die Ameisen graben ihre unterirdischen Gänge so tief in den Erdboden hinab, bis sie auf Wasser stoßen. Ich kenne einen Farmer, der in seinem Hofe einen Brunnen graben wollte, und deßhalb an einer Stelle zu graben begann, wo sich ein Ameisennest befand. Er grub und grub wohl an vierzig bis fünfzig Fuß tief, ohne jedoch auf Wasser zu treffen. Ein Anderer wollte ein Ameisennest ausrotten, das er mitten im Hof hatte. Als er etwa sechs Fuß tief gegraben hatte, stieß er auf das Hauptnest, wo sich die Königinnen, die Großmütter der übrigen befanden; Bursche, beinahe so groß wie eine Wespe, mit einer Unmasse von Eiern. Er nahm die ganze Kolonie sorgfältig heraus und an deren Stelle quoll ein prächtiger Strom Wasser aus dem Boden hervor. Er sagte mir, sein Hof sei ein Paar Tage lang von lauter todten Ameisen überschwemmt gewesen und seitdem habe er keine Spur mehr von einer Ameise gesehen."

„Die braune Ameise thut am meisten Schaden," sprach Frau Werner. „Sie fraßen in einer Nacht alles Laub von unserm größten Akazienbaume ab. Eine Abtheilung war oben im Baume, mit dem Abbeißen der Blätter beschäftigt, während die andern unten auf dem Boden das herabgefallene Laub eben so rasch fortschleppten. Jedenfalls fehlt es uns hier nicht an lebendigen Ermahnern zur Thätigkeit und Arbeitsamkeit, wenn wir die Ameisen als solche betrachten dürfen."

„Und auch kein Wurm und kein Käfer, der nicht vom Schöpfer zu einem weisen Zwecke in's Dasein gerufen worden;" sprach Herr Werner.

„Da möchte ich denn doch wissen, wozu die Mosquitos und Bremsen eigentlich gut sind?" fragte Onkel Jakob.

„Ja, das vermag man wohl nicht so genau anzugeben. Die Millionen Insekten mögen in der Luft und Atmosphäre schädliche Dinge verzehren, die wohl auch wieder ihren weisen Zweck haben, welche aber die Erde am Ende unbewohnbar machten, im Falle sie nicht durch eben die Insekten in Schranken gehalten würden. Was nun die Bremsen betrifft, so weißt du wohl selbst, daß sie das Vieh nach Hause treiben und es auch im Sommer draußen auf der Prärie hüten, und so die Arbeit von Hunderten von Viehhirten verrichten. Die Mosquitos schwärmen über feuchten, sumpfigen Orten und wie viele Fieber und andere Krankheiten mögen sie wohl durch Auf-

saugen der schädlichen Dünste unterdrücken, wenn wir es nur wüßten! Wir vermögen nicht anzugeben, wozu jeder Stern am Firmament in's Dasein gerufen worden oder warum so mancher Blödsinnige unter uns Menschen weilt, doch so viel wissen wir, daß Alles aus der Hand eines allweisen und allgütigen Schöpfers hervorging. Es ist freilich merkwürdig, wie die Thiere sich vor dem Menschen flüchten und ihm zuwider leben und allerlei Schaden zuzufügen suchen. Das war, wie wir in der hl. Schrift lesen, ursprünglich nicht der Fall. Die Thiere und Menschen lebten im Paradiese in Frieden und Eintracht beisammen; doch sowie die Menschen durch die Sünde von Gott abfielen, wurden auch die Thiere dem Menschen entfremdet und lehnten sich gegen seine Herrschaft auf. Wo sie nun dem Menschen etwas stehlen oder sonst einen Streich spielen können, thun sie es nur zu gerne und sind über das Mein und Dein so wenig gewissenhaft, als manche gekrönte Häupter, die das Länderstehlen Anexiren nennen." „Nun, ihr habt keine Zeit zu verlieren," sprach Frau Werner nach kurzem Stillschweigen, „wenn ihr noch in das Cedernholz hinaufgehen wollt; es ist beinahe acht Uhr."

Herr Werner hatte schon seit mehreren Wochen droben im Cedernholz Zaunriegel hauen lassen und sie zu einem Floße zusammen gebunden, um sie auf diese Weise dem Colorado hinab treiben zu lassen. Unten an der Mündung des San Hieronymo sollte Kratzi mit Boot und Seilen bereit sein, das Floß aufzufangen und am Ufer fest zu machen, von wo man sie dann den Hieronymo

hinaufziehen und auf die Prärie bringen wollte, die eben eingezäunt werden sollte. Kratzi war bereits an seinen Posten abgesandt worden und bald brach auch unsere kleine Gesellschaft nach dem Holze auf. Da es heute ihr Jagdtag war, so hatten Onkel Jakob und Fränk ihre Gewehre mitgenommen. Nachdem sie etwa zwei Meilen über die Prärie und dann durch das Gehölz gegangen waren, kamen sie an die Stelle, wo das Floß, von ein Paar Seilen gehalten, auf den plätschernden Wellen tanzte.

„Einige unserer Kühe sind hier gewesen, wie ich sehe," sprach Fränk, auf Fußspuren am Ufer deutend.

Sie hätten aber Alle wohl gethan, die Spuren näher zu untersuchen, sowie auch die Seile, welche das Floß hielten.

„Freunde und Mitbürger!" begann Onkel Jakob, sich auf den Stumpf eines Baumes stellend. „Ich erlaube mir, einen Vorschlag zu machen, bevor wir das Floß in Bewegung setzen. Kratzi muß erst das Boot und die Seile zurecht machen und zu Hause sehnen sie sich nach einem Stücke frischen Wildprets. Wie wäre es, wenn wir eine Meile oder zwei am Cedernbach hinauf gingen und einen Hirsch erlegten? Ich wette, daß wir droben an der Hirschtränke ein Paar antreffen, die ihren Frühtrunk nehmen, und in weniger, als einer Stunde, können wir mit unserer Beute wieder hier sein."

Herr Werner gab seine Zustimmung unter der Bedingung, daß sie sich in zwei Stunden wieder einstellen

sollten, und blieb mit Heinrich zurück. Nachdem die beiden Jäger sich entfernt hatten, empfahl Herr Werner seinem Sohne, ruhig auf der Stelle zu bleiben, bis er wieder zurückkomme. Er wolle einen Augenblick am Ufer entlang gehen und eine Kaktusart suchen, die er dann ausgraben und in den Garten verpflanzen werde.

Heinrich, der sich unterdessen zu langweilen begann, zog aus seiner Tasche eine Angelschnur, band sie an eine Ruthe, die er von einem nahen Bäumchen geschnitten, steckte einen Wurm an den Angelhacken und begann, an einer tiefen Stelle neben dem Floße zu fischen. Es war ein lieblicher Morgen. In den klaren Fluthen des Flusses spiegelte sich des Himmels Bläue und aus der Ferne tönten die sonderbaren Rufe der texanischen grauen Eule herüber, während die Eidechsen und Käfer im Buschwerk am Ufer Versteckens spielten. Alles war stille und friedlich. Heinrich hatte bereits mehrere hübsche Forellen gefangen und blickte sich sehnsüchtig nach seinem Vater um, dem er sie gerne zeigen wollte, als er hinter sich ein Geräusch vernahm. Rasch drehte er sich um, erblickte aber nichts, als eine Kuh, die in der Nähe graste. Sie kam ihm etwas kleiner und auch dunkler gefärbt vor, als die ihrigen, doch ohne sie weiter zu beachten, wandte er sich wieder gegen den Fluß hin. Da bemerkte er, daß sie, sobald sie seiner ansichtig geworden, stille stand und ihren Kopf, wie drohend, auf und ab bewegte. Auf einmal fiel ihm ein, daß dies am Ende eine der wilden Kühe sein möchte, von welchen ihnen Franzisko schon so Vieles erzählt hatte. Es ist dies Vieh, das schon Jahre

lang wild herum gelaufen, oder von zahmen Thieren abstammt, ohne jedoch selbst je gezähmt worden zu sein. Man betrachtet sie als die gefährlichsten wilden Thiere, die man in den Prärieen oder Waldungen von Texas antrifft. Selbst die kühnsten Jäger fürchten sich, mit ihnen auf offener Prärie zusammen zu treffen, denn besonders, wenn sie verwundet sind, stürzen sie sich mit blinder Wuth auf ihre Angreifer. Was die Kuh an diese Stelle gelockt hatte, waren die Seile, mit denen das Floß an das Ufer befestigt war. Diese waren zu Hause in einem Salzfäßchen hinten im Stalle aufbewahrt worden und ganz vom Salze durchdrungen. Seit mehreren Tagen nun war die Kuh hieher gekommen und hatte an den Seilen gekaut, bis sie an mehreren Stellen beinahe entzwei waren, und auch heute hatte sie sich wieder hieher begeben, als sie den Knaben erblickte.

Im nächsten Augenblick rannte Heinrich's Hund, laut bellend, auf sie zu. Wäre dieser vorlaute Krakehler nicht dazwischen gekommen, so hätte sich die Kuh vielleicht entfernt, ohne den Knaben weiter zu belästigen, jetzt aber fuhr sie, über den Hund weg, wüthend auf ihn los. Mit einem lauten Hilferuf nach dem Vater sprang Heinrich, Angelruthe und Fische im Stiche lassend, vom Ufer auf das Floß. Dieses war von der Strömung bereits so weit flußabwärts getrieben worden, als die straff angespannten Seile erlaubten, und wäre von selbst losgerissen, da die beinahe durchkauten Seile es nur noch an schwachen Fasern fest hielten. Sowie daher der Knabe darauf sprang, erzitterte der Floß unter der plötzlichen

Erschütterung, die Seile gaben nach und langsam trieb das seltsame Fahrzeug am Ufer hin. Im nämlichen Augenblick polterte auch die wilde Kuh das Ufer herab und stürzte sich, dumpf brummend, auf das Floß, das sie jedoch nur mit ihren Vorderfüßen erreichte. Aber dieser gewaltige Stoß war hinreichend, den schwimmenden Holzhaufen der Strömung zu überliefern, die ihn auch bald, etwa zehn Fuß vom Ufer, in den Fluß hinaus gerissen hatte.

Doch auch jetzt noch hätte sich Heinrich retten können, wenn er sich an einen der überhängenden Aeste anklammerte; aber er war durch den Angriff der wilden Kuh so erschreckt worden, das er das Fortschwimmen des Flosses im Augenblicke gar nicht gewahrte. Er vermochte weiter nichts zu thun, als aus vollem Halse um Hilfe zu rufen.

Sein Vater war unterdessen, von einem blühenden Kaktus zum andern gelockt, eine ziemliche Strecke am Cedernbach hinauf gewandert, als er hoch oben am Ufer eine große, versteinerte Muschel, eine Art Ammonshorn, erblickte. Rasch legte er den ausgegrabenen Kaktus auf die Erde, brach sich einen Stock von einem Busch und kletterte damit das ziemlich abschüssige Ufer hinan. Soeben hatte er den Stock neben der Versteinerung in die Erde gesteckt, um sie auf diese Weise heraus zu heben, als er die Hilferufe seines Sohnes vernahm. In größter Bestürzung vergaß er Kaktus und Ammonshorn, rannte das Ufer hinab und längs dem Flusse hin, durch Busch

und Dickicht, über Baumstämme und Steinhaufen. Mehrere Male verlor er den Hut vom Kopfe und war sogar nahe daran, kopfüber das Ufer hinabzustürzen. Es schien ihm, als komme er gar nicht vorwärts, als könne er die Stelle nicht mehr erreichen, während er sich dabei Vorwürfe machte, daß er den Knaben allein zurückgelassen. Endlich näherte er sich der Stelle, mit bloßem Kopfe, außer Athem, an allen Gliedern zitternd. Mit einem letzten, gewaltigen Sprunge stand er auf einem Felsblocke, von wo er weithin über den Fluß sehen konnte, doch schon der erste Blick überzeugte ihn, daß das Floß verschwunden war und im nächsten Augenblick stürzte die wüthende Kuh auf ihn.

VIII. Kapitel

Das Floß.

Rascher und rascher glitt das Floß den Fluß hinab. Mehrere Male stieß es an vorstehende Landspitzen, wo Heinrich hätte an das Ufer springen können. Der arme Bursche war jedoch so sehr von Schrecken und Angst ergriffen, daß er sich nicht aufzurichten wagte, sondern auf den Boden gekauert, ein Holzstück mit beiden Armen fest umklammert hielt.

Weiter und weiter trieb er hinab. Bald rief er, weinend und jammernd, nach seinem Vater, bald versuchte er, sich auf die Kniee empor zu raffen und zu beten und Gott um Hilfe anzurufen. Ein Gedanke flößte ihm Muth und Hoffnung ein; er erinnerte sich, daß Kratzi unten an der Mündung des San Hieronymo im Boote auf das Floß wartete. Bald bemerkte er aber zu seinem, nicht geringem Schrecken, daß dieses immer mehr nach der andern, der westlichen Seite des Flusses hinübertrieb.

Sowie die Erdkugel sich unaufhaltsam gegen Osten hin um ihre Achse dreht, zeigen alle Gegenstände ein Bestreben, hinter dieser Bewegung zurückzubleiben und sich nach Westen zu wenden. Dies ist auch die Ursache, warum das westliche Ufer der Flüsse mehr vom Wasser ausgespült ist, als das östliche und warum das Treibholz mehr nach jener Seite hin geworfen wird, als nach die-

ser. Schon bei der Erschaffung der Welt ordnete Gott diese Bewegung der Erde um ihre Achse an. Diese Bewegung ist ein Theil der allweisen und unerforschlichen Einrichtung des Allmächtigen, wornach sich unsere Erdkugel in so vollendeter Harmonie mit der Sonne, dem Monde, den Planeten und all' den Tausend und aber Tausend Sternen bewegt. Heinrich nun war ein ganz kleiner Knabe. Er war nur wie ein Sandkörnlein am Meeresstrande im Vergleich zu der großen Erdkugel, auf der er sich befand; und wie viel kleiner und unbedeutender mußte er noch erscheinen im Vergleich zu dem unermeßlichen Weltall, das rings um die Erde sich ausdehnt. Und doch waltete über ihm die schützende Hand dieses großen Schöpfers und Weltregierers und rettete ihn gerade durch diese Bewegung der Erde um ihre Achse. Auf welche Weise dieses geschah, werden wir später sehen.

Unterdessen hatte sich das Floß der Farm seines Onkels genähert. Heinrich wußte, daß sich Franzisko irgendwo dort befinden mußte und begann daher, aus Leibeskräften nach ihm zu rufen und zu schreien. Franzisko war eben damit beschäftigt, seinen Sattel auszubessern. Er hörte die Hilferufe und rannte, so schnell er konnte, an das Ufer hinab. Aber gerade, ehe er am Flusse ankam, war das Floß um eine Landspitze weiter unten gebogen und außer Sicht. Ueber eine halbe Stunde blieb Franzisko unten, blickte sich nach allen Seiten um und rief mehrere Male über den Fluß hin, ohne jedoch etwas entdecken zu können. Zuletzt dachte er, er müsse sich getäuscht haben und kehrte wieder kopfschüttelnd zu seiner Arbeit

zurück. Er hätte indessen Heinrich doch nicht retten können, auch wenn er ihn gesehen. Sobald der Knabe an der Farm seines Onkels vorbei war, begann er, nach Kratzi zu rufen. Die Strömung hatte ihn unterdessen beinahe an das jenseitige Ufer getrieben. Kratzi saß im Boot und wartete, die Ruder in der Hand, auf das Floß. Zu seinen Füßen stand ein ziemlich großes, blechernes Gefäß, in welchem sich sein Mittagessen befand; er aber schlief fest. Das Boot war nicht angebunden, das eine Ende desselben aber hoch genug an das sandige Ufer hinaufgezogen, um es am Fortschwimmen zu verhindern. Kratzi hatte sich eingebildet, die ganze Gesellschaft werde sich mit lautem Halloh auf dem Floße den Fluß herabgeschwommen kommen und er ihre Stimmen frühe genug hören, um das Boot im Flusse bereit zu haben.

Heinrich war beinahe auf ihn gerannt, bevor er seine Rufe gehört hatte. Dann sprang er bestürzt auf und begann in verzweifelter Eile, das Boot in das Wasser hinab zu schieben; doch bevor ihm dies gelungen und er es umgedreht hatte, war das Floß bereits weit den Fluß hinab und auf die andere Seite getrieben. Nun begann auch das letzte Fünkchen Hoffnung, das den Knaben noch aufrecht gehalten, zu erlöschen und er sank erschöpft auf das gebrechliche Fahrzeug nieder. Sonderbare, phantastische Ideen fuhren ihm durch den Kopf, als er so ausgestreckt da lag. Bald kam es ihm vor, als befinde er sich auf dem Rücken eines großen Vogels, der mit ihm durch die Lüfte hin schwebte. Dann war es ihm wieder, als sei die wilde Kuh auf das Floß gesprungen und

drohe ihm mit den vorgestreckten Hörnern. Einmal schnellte ein ziemlich großer Hornfisch zwischen den Scheitern in die Höhe, dicht neben seinem Kopfe, so daß er mit einem lauten Schrei zur Seite fuhr.

Dumpfes Brausen drang jetzt vom Flusse herauf an das Ohr des Knaben, der in seinem halb wachenden, halb träumenden Zustande das Rasseln der Kornmühle zu Hause zu hören glaubte. Es war dies das Tosen eines Wasserfalles oder vielmehr einer Stromschnelle, wo die ungestümen Fluthen zwischen Felsblöcken hindurch sich Bahn brachen und schäumend und brausend hinabstürzten in das tiefer liegende Bett unterhalb derselben. Sowie das gebrechliche Fahrzeug sich dieser Stelle näherte, begann es, der Macht der wild tobenden Wasser nachzugeben. Allmälig wichen die Scheiter aus einander, einzelne glitten bereits mit dumpfem Krachen in die gähnende Tiefe und, mitten im siedenden Strudel angekommen, theilte sich das Floß in zwei Hälften. Noch ein Blick nach dem blauen Himmel, noch ein flüchtiger Gedanke an die Mutter und die Lieben zu Hause und, mit einem halb vollendeten Gebete auf den Lippen, versank der Knabe in den schäumenden Wogen.

Dumpf krachend polterten die Scheiter zwischen den Felsblöcken hindurch in die brausende Tiefe, Strohhalmen gleich von den wild tobenden Wogen umhergeschleudert, und bald war der Fluß von Ufer zu Ufer mit den schwimmenden Trümmern des Floßes übersät. Doch sieh'! regte sich nicht dort Etwas zwischen den Felsen am Ufer? Es war, als gleite ein dunkler Gegenstand durch die schäu=

mende Fluth. Was taucht dort auf? Dort — dort — ein Arm — ein Kopf! Vater im Himmel! — Es ist eine menschliche Gestalt, sie trägt auf der Schulter den verunglückten Knaben. Zur Zeit, als der Floß rascher und rascher der Stromschnelle zueilte, saß drüben am Ufer, auf einem morschen Baumstamme, eine sonderbare Gestalt. Lang und mager, in einem schwarzen Anzuge, der rings in Lappen herab hing; das blasse Gesicht mit den hohlen Wangen und den tief liegenden, unstät rollenden Augen beinahe gänzlich von einem wild wuchernden Barte verdeckt, während weit über die Schultern herab das dunkle Haupthaar wallte; glich die Erscheinung mehr einem übernatürlichen Wesen, als einem Menschen. Schon mehrere Minuten, bevor sich das Floß jener Stelle näherte, hatte es der Mann beobachtet und auch den Knaben darauf gesehen. Wohl voraussehend, was erfolgen würde, war er rasch in den Fluß hinab gesprungen und bis zu den Felsblöcken hin gewatet. Wie das Floß in Stücke ging und der Knabe untersank, ergriff er ihn rasch um den Leib, duckte sich zur Seite hinter einem der Felsblöcke, um nicht von den Holzscheitern beschädigt zu werden, und arbeitete sich dann mit seiner kostbaren Bürde wieder vorsichtig an das Ufer zurück.

Keine Mutter hätte ihr Kind sorgfältiger und zärtlicher zur Ruhe niederlegen können, als der Mann dort den Knaben auf den grünen Rasen bettete. Mit ängstlicher Miene beugte er sich dann über ihn und begann, ihm Hände und Füße und die Brust zu reiben, während das Wasser von den zerfetzten Kleidern, von Haaren und

Bart herab träufelte und seine Lippen sich, wie in stillem Gebete, bewegten. Endlich gewahrte er Zeichen des wiederkehrenden Lebens und als der Knabe nach einiger Zeit seine Augen aufschlug und einen tiefen Athemzug that, sank der Mann auf die Kniee nieder, faltete krampfhaft die Hände und flüsterte mit matter Stimme: „Dank dir, barmherziger, gnädiger Gott!“ Dann brach er, seiner selbst nicht mehr mächtig, in lautes Schluchzen aus, während seine Brust sich hob und senkte, als drohte ein tiefes, inneres Weh sie zu zersprengen.

Plötzlich sprang er erschöpft empor und blickte lauschend nach dem Fluß hinab. Es war das Geräusch von Ruderschlägen, das an sein Ohr gedrungen, und bald erblickte er auch Kratzi, der in seinem Boote wie ein Pfeil den Fluß herab schoß. Den Rücken nach der Stromschnelle zugekehrt, arbeitete er aus Leibeskräften, an nichts denkend, als an das Floß und den armen Knaben darauf.

„Zurück! Zurück!“ rief ihm der fremde Mann zu; „oder Ihr seid verloren!“ Kratzi fuhr wie aus einem tiefen Traume auf, schaute sich um nach dem dumpf brausenden Strudel hinter ihm und trieb sein Boot mit aller Macht dem Ufer zu. Es war auch keinen Augenblick zu frühe, denn eine Minute später hätte ihn die Gewalt der Strömung ergriffen und mit hinabgerissen.

Sobald Kratzi das Ufer erreicht hatte, hob der Fremde den Knaben vom Boden auf und trug ihn in das Boot hinab, wo er ihn leise niederlegte. Kratzi starrte den Mann an, als wäre er plötzlich aus den Wolken herab

gestiegen, und stand regnungslos da, wie an den Boden gewurzelt.

„Rudert sachte, aber so rasch Ihr könnt!“ sprach der Fremde zu ihm.

Jetzt erst, nachdem der Mann ihn angeredet, schien er an die Wirklichkeit der Erscheinung zu glauben, denn er wandte sich, ängstlich fragend, nach ihm um, indem eine helle Freude über sein Gesicht blitzte.

„Ist's wirklich wahr, Herr? Haben Sie unsern Jungen aus dem Wasser gezogen? Aber wie sind Sie hieher gekommen? Wie haben Sie ihn heraus geholt? Wo ist das Floß?“

„Kümmert Euch nicht darum,“ sprach der Fremde, die Fluth von Fragen unterbrechend, während er Kratzi's Ueberrock sorgsam unter den Kopf des Knaben legte. „Bringet den Knaben, so schnell Ihr könnt, nach Hause und saget seiner Mutter, sie solle ihm etwas Warmes zu trinken geben. Was habt Ihr hier?“ fuhr er fort, auf das blecherne Gefäß deutend, das mit dem Rocke zugedeckt gewesen.

„O, das ist mein Mittagessen, Herr.“

„Ich wollte, Ihr gäbet mir etwas davon,“ sprach der Mann mit zitternder Stimme, indem sich eine tiefe Röthe über sein Antlitz ergoß.

„Nehmt es, Herr; nehmt's;“ sprach Kratzi hastig, dem Manne das Gefäß aufnöthigend.

Ohne ein Wort zu sagen, ergriff der Fremde die dargereichte Gabe, sprang damit das Ufer hinan und war bald im Dickicht verschwunden.

Mit offenem Munde blickte Kratzi ihm nach, sprang dann kopfschüttelnd in das Boot und stieß vom Lande.

„Du bist doch ein dummer Gesell,“ sprach Kratzi zu sich selbst, indem er aus Leibeskräften den Fluß hinauf ruderte. „Hättest du ihn nicht einladen können, mit zum Hause hinauf zu kommen? Frau Werner hätte sich gewiß gefreut und ihm ein tüchtiges Mittagessen vorgesetzt. Der arme Bursche! Er sah aus, als hätte er schon ein Jahr lang nichts zu essen bekommen. Mit dem ist's nicht ganz sauber im obern Stübchen. Doch was geht's mich an?“ und mit diesen Worten holte er mit den Rudern aus, als gälte es eine Wettfahrt. Das Boot schoß nun beinahe eben so schnell den Fluß hinauf, als er herabgekommen war und bald hatte er den Landungsplatz erreicht und legte an dem flachen Felsen hinter dem Hause an.

Das Boot festzubinden, den Knaben auf die Arme zu nehmen und mit ihm in das Haus zu eilen, war das Werk eines Augenblickes. Frau Werner, Johanna und die kleine Marie, eben mit der Zubereitung des Mittagessens beschäftigt, kamen weinend und jammernd in das Haus gelaufen, da sie im ersten Schreck den Knaben für todt hielten. Doch schnell überzeugten sie sich vom Gegentheil und bestürmten den stille vor sich hin lächelnden Kratzi mit neugierigen Fragen. Dieser erzählte nun den ganzen Hergang, soviel er wenigstens davon gesehen hatte, und als er des fremden Mannes und seines sonderbaren Benehmens erwähnte, rollten Thränen über seine Wangen Nachdem er seine Erzählung noch mehrere Male hatte

wiederholen müssen, bevor sie von Allen recht verstanden worden, legte Frau Werner den Knaben behutsam auf das Bett und begann, ihm die nassen Kleider auszuziehen, während Johanna nach der Küche eilte, um etwas Warmes für ihn zurecht zu machen.

Und nun, liebe Leser, wollen wir uns wieder nach dem Cedernholz hinauf begeben, wo wir unsere Gesellschaft so ohne alle Umstände verließen. Herr Werner, den die wilde Kuh so unerwartet überfallen, hatte kaum Zeit, durch einen Seitensprung dem Bereiche ihrer Hörner zu entkommen. Da er die grimmige Natur dieser Thiere aus den Schilderungen seines Bruders wohl kannte, und auch vor Angst und Besorgniß um den Sohn an keine Vertheidigung denken konnte, zumal, da er keine Waffen bei sich hatte, so sprang er, ehe sich die Kuh wieder umgewandt, ohne langes Besinnen das Ufer hinab und in den Fluß. In kurzer Zeit war er eine ziemliche Strecke den Fluß hinab geschwommen, hatte sich dann rasch wieder an das Ufer geschwungen und seinen Lauf über Felsblöcke und Baumstämme fortgesetzt, ohne auf die von Wasser triefenden Kleider zu achten.

Unterdessen wandte sich die Kuh, nachdem sie alle ihre Gegner in die Flucht getrieben hatte, mit sichtlichem Wohlgefallen, das sie in dumpfem Brummen kund gab, wieder an die salzigen Seile und fuhr gemächlich in ihrem Kauen fort. Es dauerte jedoch nicht lange, so wurde sie abermals darin unterbrochen.

Es war nämlich Onkel Jakob und Fränk gelungen, oben im Gehölze einen Hirsch zu erlegen, den sie auch

sogleich ausgeweidet und in Stücke zerschnitten hatten. Da sie jedoch nicht alles Fleisch mitschleppen konnten, so hatten sie nur die besten Stücke ausgesucht und waren eben im Begriff, die Heimreise anzutreten, als Herr Hagenbaum, die Axt auf der Schulter, unerwartet aus dem Gebüsch auf sie zutrat. Er bot sich sogleich freiwillig an, ihnen das Fleisch tragen zu helfen, was jene auch bereitwilligst annahmen, und so wanderten denn die Drei unter munteren Gesprächen durch den Wald hin. Voran schritt Herr Hagenbaum, der trotz seiner Wohlbeleibtheit doch schneller lief, als seine Begleiter, die ihm mehrere Male zuriefen, er solle doch kürzere Schritte machen. Bald hatten sie das Ziel ihrer Wanderschaft erreicht und Herr Hagenbaum bog eben die Aeste eines Busches aus einander, um darüber hinweg auf den freien Platz zu treten, als er plötzlich kopfüber in den Busch zurück taumelte, während die wilde Kuh über ihn hinstürmte. „Zurück! Zurück!" rief Onkel Jakob seinem Neffen zu, warf das Fleisch zur Erde und flüchtete in das Dickicht, gefolgt von Fränk. Die Kuh schien indessen keine Lust zu haben, die Beiden weiter zu verfolgen, denn sie drehte sich rasch um und wandte sich wieder gegen Herrn Hagenbaum; doch dieser hatte sich bereits vom Boden aufgerafft und war ebenfalls im Gebüsch verschwunden. Einen Augenblick blieb sie brummend stehen und schnupperte dann an dem Fleische auf dem Boden, als plötzlich zwei Schüsse krachten. Das Thier that einen gewaltigen Sprung in die Höhe, wankte einige Augenblicke hin und her und stürzte dann todt nieder.

„Aber wo in aller Welt ist dein Vater und Heinrich?“ sprach der Texaner, mit seinem Neffen aus dem Gebüsch tretend.

„Das Floß ist fort,“ rief Herr Hagenbaum vom Ufer herauf, wohin er sich in der Eile geflüchtet hatte.

„O, Onkel, was mag da vorgefallen sein?“ fragte Fränk mit ängstlicher Stimme, indem er nach der Stelle eilte, wo das Floß befestigt gewesen. „Komm’, sieh’ einmal, Onkel!“ rief er. „Die Seilenden sehen aus, als wären sie zerkaut und da liegt auch Heinrich’s Angelschnur auf dem Boden. Ach, mein armer Vater, mein armer Bruder!“ und der Knabe lief jammernd am Ufer hinab.

Sein Onkel, der unterdessen die zerkauten Seile selbst untersucht hatte, schien bereits über das Verschwinden des Floßes im Klaren zu sein, denn mit einem sonderbaren Blicke auf die todte Kuh rief er seinem Neffen zu: „Komme, Fränk, laß’ uns so rasch, als möglich nach Hause gehen! Deinem Vater und Bruder ist wahrscheinlich die Zeit zu lange geworden und sie sind mit dem Floße zu Kratzi hinab geschwommen. Sie sind am Ende jetzt schon zu Hause.“ Mit diesen Worten der Beruhigung, an die er jedoch selbst kaum glaubte, sammelte Onkel Jakob das herumliegende Fleisch und verbarg es in einem Busch, um es später von Kratzi holen zu lassen. „Sind Sie verletzt?“ fragte er Herrn Hagenbaum, als sie mit eiligen Schritten den Weg quer über die Prärie einschlugen.

„Nichts weiter, als ein blauer Fleck in der Seite, aber meine Pfeife, mein prächtiger Meerschaum, in tausend Stücke zerschlagen! Das verwünschte Biest!“ —

*
* *

Die Familie saß nach dem Abendessen in traulichem Gespräche beisammen, sich über die verschiedenen, theils traurigen, theils lächerlichen Ereignisse des Tages unterhaltend und sich in allerlei Vermuthungen ergehend über die Persönlichkeit des geheimnißvollen Retters des Knaben. Heinrich, der sich von seinem Unfalle rasch erholt hatte, aber noch schwach und angegriffen aussah, saß, in Kissen gebettet, auf dem Schaukelstuhle, während sein Bruder in einer Ecke des Zimmers mit dem Reinigen seines Gewehres beschäftigt war. Auch Herr Hagenbaum schien den Verlust seines prächtigen Meerschaums wieder verschmerzt zu haben, denn er lachte gutmüthig über die drolligen Späße und Bemerkungen, die Onkel Jakob und Fränk über seine Abenteuer machten und selbst Frau Werner konnte sich des Lächelns nicht erwehren, als ihr Schwager in seiner gewohnten Weise das Zusammentreffen mit der Kuh beschrieb und wie Freund Hagenbaum strampelnd und keuchend auf dem Rücken lag.

„Na, lacht nur,“ erwiederte dieser; „ich kann Euch aber versichern, daß ein Mann, der vor den Gewehrmäulern der mexikanischen Bluthunde gestanden und ihren mörderischen Kugeln entronnen ist, sich wahrlich nicht in's Bockshorn jagen läßt von einer Kuh, und wäre es auch eine wilde!“

„Wie? Sie wären schon in solcher Gefahr gewesen, Herr Hagenbaum?“ fragte Herr Werner neugierig.

„Versteht sich,“ antwortete sein Bruder; „wißt ihr es denn nicht? Freund Hagenbaum war einer von Fannin's Leuten und verdankt sein Leben nur einem verfehlten Schuße.“

„Wie war das, Herr Hagenbaum? Bitte, erzählen Sie es uns!“ bat Fränk, sich neben seinen Onkel auf die Bank setzend.

„So ungern ich mich auch an die blutige Vergangenheit zurück erinnere,“ sprach Onkel Jakob, „so dürfte es doch für meinen Bruder interessant sein, zu vernehmen, wie treulos und verrätherisch die Mexikaner an den Texanern handelten, und Sie würden mir deshalb, Herr Hagenbaum, ebenfalls einen großen Gefallen thun, wenn Sie die Begebenheit von Anfang erzählen wollten.“

„Nun, gegen solche Bitten darf man freilich nicht taub sein,“ bemerkte Herr Hagenbaum lächelnd, stopfte sich eine frische Pfeife, die ihm Herr Werner geliehen, zündete sie an und blies einige dicke Rauchwolken vor sich hin. „Ja, sehen Sie,“ begann er nach einer kleinen Weile, „wir befanden uns, etwa dreihundert Mann stark, unter dem Oberbefehl des Oberst Fannin, zu Goliad, als plötzlich, wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel, die Nachricht vom Falle der Alamo eintraf. Da man nun ein Vorrücken des Feindes erwarten durfte, so flüchteten die meisten Kolonisten nach Osten, ihre Wohnungen und unbeweglichen Habseligkeiten theils im Stiche lassend, theils zerstörend. Auch Oberst Fannin hatte vom Ober-

befehlshaber der Armee, General Huston, Befehl erhalten, Goliad zu verlassen und sich nach Viktoria zurückzuziehen, aber unglücklicher Weise in einem Augenblick, wo er seine Truppen vertheilt hatte und nicht eher wieder vereinigen konnte, als bis es zu spät war. Endlich, am Morgen, des achtzehnten März, begann der Auszug und der Uebergang über den San Antonio-Fluß. Unser Weg führte durch eine jener reizenden Landschaften, wo kleine Prärieen mit lichten Waldungen von Eichen ohne Unterholz abwechseln. Obschon wir ein scharfes Auge hatten auf Alles, was rings um uns sich regte, so war doch nirgends eine Spur von einem Feinde zu sehen und wir hatten bereits die sogenannte Neunmeilenprärie, eine bedeutende, baumlose Ebene, etwa neun Meilen östlich von Goliad gelegen, erreicht, als plötzlich unsere Nachhut mexikanische Reiterei bemerkte, die uns zu verfolgen schien. Es dauerte nicht lange, so zeigte es sich als nur allzu wahr, daß uns der mexikanische General Urrea mit etwa neunzehnhundert Mann gegenüber stand. Um zwei Uhr begann ein Gefecht, in welchem jeder Angriff der Mexikaner mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen wurde, und das bis zum Einbruch der Nacht fortdauerte. Obschon unsere Büchsen ihre Wirkung thaten, so zeigten die Mexikaner doch mehr Bravour, als gewöhnlich und eines ihrer Bataillone war beinahe ganz aufgerieben.

„Fannin hätte sich in der Nacht zurückziehen können, aber diese einzige Möglichkeit der Rettung Aller wurde dem Gefühle der Menschlichkeit gegen die armen Verwundeten geopfert, deren wir sechzig hatten, und die Nacht

dazu verwandt, Verschanzungen aufzuwerfen, so gut solche möglich waren. In der Nacht erhielt der Feind Verstärkung an Artillerie und hatte uns mit Anbruch des Morgens von allen Seiten umringt. Es mochte gegen sieben Uhr sein, als wir uns versammelt hatten, um zu berathen, auf welche Art der Feind anzugreifen sei und wie wir uns am besten durchschlagen könnten, als uns plötzlich die Geschütze der Mexikaner einen guten Morgen entgegen brüllten und Kartätschen durch und über die Versammlung flogen, wodurch wir auf einmal bestimmt wurden, sogleich aufzubrechen und uns mit unsern Büchsen und Bowiemessern durch die, auf der Straße aufgestellte Division durchzuhauen und den Wald zu gewinnen. Alles war bereit; selbst einige Schwerverwundete wollten lieber kämpfend sterben, als hilflos ermordet werden.

Sieh'! da stieg unerwartet vor uns aus dem Holze die weiße Flagge, das Friedenszeichen, empor und hielt uns in unserm Vorschreiten auf. Mißtrauisch wollten wir dennoch unsern Entschluß ausführen, aber Fannin's Kommando fesselte unsere Bewegungen. Neue Hoffnungen waren, wie es schien, in ihm emporgestiegen und er gedachte wahrscheinlich die ihm anvertrauten und zum Theile durch seine Schuld in diese verzweifelte Lage gebrachten Kameraden zu retten und wäre es durch eine ehrenhafte Kapitulation. Der arme Mann kannte damals die Mexikaner noch nicht.

„Drei Abgesandte des Feindes näherten sich unserm Lager, darunter ein deutscher, Namens Holzinger, ein Oberst der mexikanischen Artillerie. Mit Hilfe dieses

Letztern wurden nun die Unterhandlungen gepflogen, indem die beiden Andern kein Englisch verstanden, und da auch er dieses nur sehr gebrochen sprach, so mußten unsere Verhandlungen öfters erst in's Deutsche übersetzt und von da wieder in das Spanische übertragen werden.

„Nach langen Unterhandlungen schloß Fannin endlich dahin ab: daß wir unsere sämmtlichen Waffen abgeben sollten; daß unser Privateigenthum respektirt und wir selbst über Copano oder Matamoras nach Neu-Orleans geschifft und in Freiheit gesetzt werden, und daß wir, so lange wir Kriegsgefangene wären, dieselben Rationen erhalten sollten, wie sie das mexikanische Militär erhielt. Unsere Verpflichtung sollte unser Ehrenwort sein, nicht mehr gegen die gegenwärtige Regierung Mexiko's zu fechten. Diese Uebereinkunft wurde von Fannin und Urrea unterzeichnet und ratifizirt; wir lieferten unsere Waffen ab und wurden, unter Bedeckung nach Goliad zurückmarschirt, daselbst in die alte Kirche gestopft. In der That gestopft; denn Mann an Mann standen wir so dicht, daß nur höchstens der vierte Theil im Stande war, sich gedrängt niederzusetzen, und wir hätten ersticken müssen, wenn die Kirche niedriger gewesen wäre. Drei Tage und drei Nächte brachten wir in diesem Loche zu, während welcher Zeit wir einmal des Tages Wasser und die ganze Zeit über ein einziges Mal Fleisch, und zwar sechs Unzen auf den Mann, erhielten, welches wir jedoch roh verzehren mußten. Endlich am vierten Tage vertauschten wir das enge Kerkerdach der Kirche mit dem weiten des Himmels und erhielten eine Stellung innerhalb der Mau-

ern des Fortes unter starken Wachen. Im Laufe der nächsten Tage kam es uns vor, als ob die Mexikaner Verrath beabsichtigten und man begann im Stillen von Ueberfallen der Wachen und Besitznahme des Fortes zu sprechen, was uns auch ohne Zweifel gelungen wäre, hätten wir unser Vorhaben dem Oberst Fannin verheimlicht, der sich der Ausführung des Planes widersetzte und auf diese Weise das letzte Mittel zu unserer Rettung verloren gehen ließ. Am vierten Morgen empfingen wir für jede Person dreiviertel Pfund Rindfleisch, welches wir an mehreren kleinen Feuern brieten. An diesem Tage bekamen wir einen Zuwachs von hundert und zwanzig neuen Leidensgefährten, die sich, nach achttägigem Umherirren auf den ihnen gänzlich unbekannten Prärieen, nachdem sie von unserer Kapitulation gehört, unter denselben Bedingungen ergeben hatten. Am nächsten Morgen wurden alle Deutschen von Holzinger, dem Artillerie-Oberst, herausgerufen und aufgefordert, bei den Mexikanern Dienste zu nehmen; doch, zu ihrer Ehre sei's gesagt, kein Einziger wollte sich dazu verstehen. Ich selbst war gar nicht vorgetreten, da jetzt, meiner Meinung nach, kein Unterschied mehr Statt fand; wir waren weder Engländer, noch Deutsche, noch Amerikaner, wir waren, vom Anfange unseres Zusammentreffens in Texas an, nur eine Nation: wir waren Texaner.

„Am sechsten Tage erhielten wir, zum dritten und letzten Male, eine Ration von vielleicht einem Pfunde Rindfleisch. Alle unsere Habseligkeiten waren in die Hände der Mexikaner gewandert und wenn hier und da

noch Einige theure Gegenstände besaßen, so liefen sie jeden Augenblick Gefahr, dieselben durch Diebstahl oder auf andere Weise zu verlieren. Am siebenten Morgen brachten die Mexikaner noch hundert Mann Gefangene; es waren dies Freiwillige, die direkt von New-York kamen und sogleich bei ihrer Landung zu Copano gefangen genommen wurden.

„Der trübe Morgen des achten Tages brach an; es war der Palmsonntag. Ein Courier von Santa Anna war mit der Entscheidung über unser Schicksal während der Nacht angekommen. Gespannt sahen wir der Nachricht entgegen und hofften, dem Vertrage gemäß, sogleich nach Matamoros aufzubrechen. Endlich trat ein Offizier unter uns mit Santa Anna's Befehl in der Hand, aus dem er uns jedoch nicht mehr wissen ließ, als daß wir sogleich abmarschiren sollten.

„Wir waren schnell marschfertig und hatten uns bald in Reih und Glied aufgestellt. Nachdem die Liste verlesen, wurde der Befehl zum Abmarsch gegeben und stillschweigend traten wir durch das dunkle Thor in die Prärie hinaus.

„Draußen empfing uns auf jeder Seite ein Trupp Mexikaner, die, wie wir, Mann hinter Mann gestellt, zwei Reihen bildeten, so daß wir, von ihnen eingeschlossen, vorwärts marschirten. Wir zählten etwa dreihundert und fünfzig Mann und der Feind wenigstens sieben hundert, die Reiterei, die in kleinen Abtheilungen auf der Prärie herum schwärmte, nicht mitgezählt.

„Lautlos und stille marschirte die Colonne vorwärts, aber nicht den Weg, den wir erwartet, sondern den, der nach Viktoria führte. Das auffallende Schweigen der sonst immer plaudernden Mexikaner und die schwüle Hitze steigerten die Beklommenheit banger Erwartung, die mir bereits schwer auf der Brust lag. Unruhig wandte ich meinen Blick nach dem letzten Theile der Mannschaft, um zu sehen, ob die zuletzt angekommenen New-Yorker auch mit uns abmarschirt wären. Doch zu meinem nicht geringen Erstaunen waren weder sie, noch die vorher eingetroffenen Hundertundzwanzig, noch auch Fannin's Leute zu sehen. Man hatte uns getrennt, ohne daß wir es bemerkt hatten, und nur meine Compagnie, die sogenannten Mobile-Grauen, von ihrem Anzuge so geheißen, und einige der Kolonisten marschirten in der Abtheilung, bei welcher ich mich befand. Oberst Fannin selbst nebst den Doktoren und deren Gehilfen, sowie der Dolmetscher und die Verwundeten waren im Forte zurückgelassen worden, um sie, wie es hieß, später auf einem nähern Wege nach New-Orleans zu senden. Einen Blick sandte ich auch unserer Eskorte hinüber, und jetzt erst fiel mir ihr Feierkleid und ihre gänzliche Gepäcklosigkeit auf und blutige Bilder tauchten in meiner Seele empor.

„Wohl eine Viertelstunde mochte vergangen sein, seitdem wir das Fort verlassen hatten, und noch war kein Laut weder über unsere Lippen, noch über die der Feinde gekommen. Plötzlich ertönte das Kommando des Mexikaneroffizieres, vom Hauptwege ab nach Links zu marschiren, und da wir es nicht verstanden, so ging der

Offizier selbst voraus und wir folgten ihm sorglos. Zu unserer Linken zog sich ein etwa sechs Fuß hoher Miesskitzaun in gerader Linie nach dem San Antonio-Flusse hinab, der einige tausend Schritte von uns zwischen den hohen, steilen Ufern dahin brauste. Den Zaun hinab und dem Flusse zu waren unsere Schritte gerichtet, und plötzlich erfaßte uns Alle der Gedanke, wohin man mit uns wolle, und staunend bemerkten wir, daß die Reihe der Mexikaner, die zwischen uns und dem Zaune ging, zurückgeblieben war und sich jetzt auf der andern Seite mit aufpflanzte. Während wir uns noch über diese Bewegung in Vermuthungen ergingen, wurde: Halt! kommandirt und es durchzuckte uns wie ein Todesurtheil, denn in demselben Augenblicke vernahmen wir aus der Ferne das dumpfe Rollen einer Musketensalve, wobei wir unwillkürlich an die Kameraden dachten, die von uns getrennt und jedenfalls nach jener Seite abgeführt worden.

„Erstaunt und bestürzt sahen wir einander an und warfen fragende Blicke nach den Mexikanern hinüber, da erschallte ein zweites Kommando: Knieet nieder! Nur Wenige von uns verstanden spanisch und die Meisten konnten oder wollten den Befehl nicht befolgen. Indessen hatten die kaum drei Schritte von uns entfernten mexikanischen Soldaten ihre Gewehre auf unsere Brust gerichtet und wir befanden uns in schrecklicher Ueberraschung. Noch hielten wir es Alle für unmöglich, zu glauben, daß man uns erschießen wollte, da kommandirte der Häuptling der Mörder mit drohenden Geberden und gezogenem Schwerte zum zweiten Male jenes barsche: Knieet nieder! Wieder

donnerte eine Salve aus einer andern Richtung zu uns herüber und während wir noch einige Sekunden lang regungslos nach der Gegend hin starrten, von wo der dumpfe Schall gekommen, krachte es plötzlich aus den Gewehrschlünden und dann war Alles stille. Ein dicker Dampf wälzte sich langsam dem San Antonio zu. Das Blut meines Lieutenants war auf meinen Kleidern und um mich herum zuckten meine Freunde, mit dem Tode ringend. Mehr sah ich nicht; aber schnell entschlossen sprang ich empor und, vor dem schwarzen Pulverdampf verborgen, stürzte ich den Zaun hinab und dem Flusse zu. „Ich hörte nicht mehr und sah nichts, und nur das Rauschen des Wassers war mein Führer. Da schmetterte ein gewaltiger Säbel mir betäubend über den Kopf und vor mir aus dem dicken Dampfe tauchte die Gestalt eines kleinen mexikanischen Lieutenants auf, und ein zweiter Hieb von ihm fiel auf meinen linken Arm, mit dem ich ihn parirte. Voll Verzweiflung warf ich mich auf ihn und der Feige floh mit ächt mexikanischer Tapferkeit. Bald hatte ich das Ufer erreicht und stürzte mich dann mit hochklopfendem Herzen in die rettende Fluth.

„Matt und langsam schwamm ich durch den Strom, von Zeit zu Zeit aufgemuntert durch die Kugeln, die mir die Mexikaner nachsandten. Am jenseitigen Ufer angekommen, warf ich noch einen Blick auf die Stelle zurück, wo meine Kameraden bluteten, während die Kugeln noch immer um mich herum sausten, und wandte mich dann zur Flucht; denn ich mußte eilen, wenn ich den Uhlanen, die schon an dieser Seite des Flusses inner=

halb einer halben Meile von mir waren, nicht in die Hände fallen wollte.

„Ich warf weg, was zu entbehren war, indem das Wasser meine Kleider bedeutend schwerer gemacht hatte, und nur mit den höchst nöthigen Kleidern versehen, ja sogar ohne Rock und Mütze, welch' letztere ich im Flusse verloren hatte, eilte ich vorwärts durch die Prärien und Wälder des großen Westens."

„Und die Verwundeten wurden nach ihrer Heimath gesandt, nicht wahr, Herr Hagenbaum?" fragte Herr Werner voll Theilnahme.

„So wenig, als wir. Die Leichtblessirten mußten die schwerer Verwundeten in die Mitte des Fortes schleppen, wo sie auf die gleiche Weise ihr Leben endeten. Auch Oberst Fannin fiel, von Kugeln durchbohrt, als Märtyrer der guten Sache."

„Es gereicht mir immer noch zum Troste," sprach Onkel Jakob mit unheimlich leuchtenden Augen, „daß jener grausame Mörder und seine Armee auf dem Schlachtfelde zu San Jacinto einer furchtbaren Wiedervergeltung anheim fielen, und ich freue mich noch heute, daß ich damals, ungeachtet meines jugendlichen Alters, mein Scherflein zu ihrer Züchtigung beitragen konnte."

„Und mich tröstet die Gewißheit," entgegnete Herr Werner mit bewegter Stimme, „daß über uns Einer zu Gerichte sitzt, ohne dessen Willen kein Härchen auf unserm Haupte gekrümmt wird!"

IX. Kapitel.

Wein, Pekans und Antilopen.

Als Herr Hagenbaum damals nach Heinrich's Unfalle mit dem Floße zu San Hieronymo übernachtet, hatte er versprochen, in einigen Wochen wieder zu kommen und ihnen zu zeigen, wie man in Texas einen „ausgezeichneten" Wein bereiten könne. Wein! Aber woher sollten die Trauben kommen? So wird wohl der geneigte Leser mit ungläubigem Kopfschütteln fragen. Die allsorgende Mutter Natur hatte sie gepflanzt und in Hülle und Fülle reifen lassen. Von der Hausthüre zu San Hieronymo aus konnte man, seit der Herbst nun begonnen, alle die Waldungen rings von Trauben strotzen sehen. Die Reben rankten bis hoch hinauf in die Aeste der mächtigen, altersgrauen Eichen und Pekanbäume und brachen beinahe unter der Last der dunkeln Traubenbüschel, deren dicht gedrängte Beeren die Größe von Flintenkugeln erreichten. Man hätte einen ganzen Wagenzug damit beladen können. Die Kinder hatten sich bereits zur Genüge daran gelabt und die saftigen Beeren boten auch in diesen heißen Tagen eine nicht zu verachtende Erquickung dar.

Seinem Versprechen getreu, stellte sich Herr Hagenbaum an einem lieblichen Septembermorgen zu San Hieronymo ein. Die Familie stand eben auf der Verandah

beisammen, als sie Herrn Hagenbaum in der Ferne erblickten.

„So oft ich Herrn Hagenbaum sehe,“ sprach Onkel Jakob lächelnd, „muß ich immer an Mollie Magruder denken.“

„Und wer ist Mollie Magruder?“ fragte Frau Werner, welche neben ihm stand.

„Wie, Sie haben noch nichts von Mollie Magruder gehört, Schwägerin?“ erwiderte Onkel Jakob. „Nun, dann will ich Sie mit ihr bekannt machen. Am Morgen vor der Schlacht zu San Jacinto hielt General Houston eine Berathung mit seinen Offizieren unter dem Baume, wo er geschlafen hatte. Die Sache der Freiheit von Texas hatte ihre Krisis erreicht. Wenige Stunden sollten entscheiden, ob all' dieses herrliche Land noch ferner eine elende Provinz des noch elendern Mexiko bleiben, oder ob es eine freie und unabhängige Republik werden sollte; ob wir die Mexikaner mit blutigen Köpfen nach Hause schicken, oder ob sie uns eben so barbarisch niedermetzeln sollten, wie sie es mit Fannin's Leuten gethan. Es war in der That ein ernster, feierlicher Augenblick. Sämmtliche Offiziere hatten sich versammelt und erwogen in reiflicher Ueberlegung die Vortheile und Nachtheile einer sofortigen Schlacht. Plötzlich erschien mitten unter ihnen eine stämmige Irländerin, die beinahe eben so dick, als lang war, in hohen Reiterstiefeln und Pumphosen. Ich habe sie selbst gesehen. Die Schildwachen wollten sie zurückhalten, doch sie brach sich mit ihren Fäusten Bahn. Welches ist hier Mister Houston? fragte sie. General Houston, immer sehr höflich

gegen Damen, erwiderte mit einer leichten Verbeugung; Ich bin es, Madame. — Und dies hier sind Ihre Leute, nicht wahr? fragte sie, mit der Hand auf die Offiziere und Soldaten ringsum deutend. — Dies ist die texanische Armee, Madame, antwortete er mit Würde. — So? Nun, es sind Ihre Leute, hat man ihr gesagt. Wissen Sie auch, daß Sie hier gar kein Recht haben? Dies ist mein Land, Mollie Magruder heiß' ich, wenn Sie's wissen wollen; Sie treten mir das Gras zusammen, Sie verscheuchen mir die Kühe und ich verlange, daß Sie auf der Stelle mit Ihren Leuten abziehen. Ich bin keine von Denen, die mit sich spassen lassen, Mollie Magruder heiß' ich, und wenn ich auch eine Wittfrau bin, so laß' ich mir doch nicht auf der Nase herum tanzen; versteh'n Sie?"

„Guten Morgen, Herr Hagenbaum," unterbrach ihn Frau Werner, dem korpulenten Freunde, der mittlerweile auf die Verandah getreten war, die Hand reichend. Es dauerte nicht lange, so regten sich alle Hände in geschäftiger Eile. Herr Werner zog es vor, zu Hause zu bleiben und auch Johanna konnte nicht entbehrt werden, doch alle die Uebrigen boten ihre Dienste an für das neue Unternehmen.

Onkel Jakob trieb den Wagen unter die Bäume, während Fränk und Heinrich hinauf kletterten und die Traubenbüschel haufenweise herab warfen. Herr Hagenbaum hatte mit Kratzi's Hilfe die Presse zurecht gemacht, die von Letzterm einige Tage zuvor angefertigt worden war. Sie bestand ganz einfach in einer starken Kiste, etwas größer, als ein ganz gewöhnliches Weinfaß, und stand

am Stamme eines Pekanbaumes hinter dem Hause. In einem Einschnitte im Baume über der Kiste stand eine lange, starke Stange, die, als Hebebaum, dazu dienen sollte, einen schweren Holzblock, der vorher passend gemacht worden, in die Kiste hinab zu drücken. Der Boden der Kiste war durchlöchert und Rinnen so angebracht, daß der Saft in Eimer rann, die man darunter stellen konnte.

Nach kurzer Zeit stand der Wagen wieder, mit Trauben angefüllt, neben der Presse. Nachdem die Trauben in die Kiste geworfen, wurden sie mit einer saubern Spate zerhackt, dann der Holzblock darauf gelegt und die Stange in den Baum gesteckt. An das andere Ende desselben hingen sich nun Herr Hagenbaum und Kratzi und bald rann der Saft in rothen Strömen so rasch aus den Löchern hervor, daß die Andern alle Hände voll zu thun hatten, um ihn in den Eimern aufzufangen. Sobald aller Saft aus den Trauben ausgepreßt war, wurden sie herausgenommen und frische an deren Stelle gethan, so daß noch vor Einbruch der Nacht neben der Presse eine lange Reihe von Fässern aufgepflanzt war, die von dem edeln Traubensafte beinahe überliefen.

Doch damit war die Arbeit noch keineswegs zu Ende. Tage, ja Wochen lang war nun Herr Hagenbaum beschäftigt, alle die Geheimnisse der Weinkultur, die er noch aus dem alten Vaterlande mitgebracht, in Anwendung zu bringen. Da wurde gemischt und geprüft, umgerührt und durchgeseiht, bald Zucker, bald etwas Anderes hinzugethan und dann der Inhalt des einen Fasses wieder in ein anderes gegossen, bis zuletzt mehrere Fässer des besten Weines

zum Versenden bereit lagen; denn da für den Hausgebrauch eines derselben genügte, so wurden die übrigen nach Neu-Orleans verschifft, wo sie einen guten Preis brachten.

Ein besonders reges Leben zu San Hieronymo verursachte das Einheimsen der Pekanernte. Dies fand bald nach Anbruch des Herbstes Statt. Den ganzen Sommer über waren die Bäume beinahe unter der Last der Nüsse zusammen gebrochen und es gibt auch in der That kaum etwas Schöneres, als den Anblick eines dieser hohen, majestätischen Bäume, von den untersten Aesten bis zum höchsten Gipfel mit den länglichen Nüssen überladen, die in dichten Büscheln zusammengedrängt sind und in ihren Schalen an Farbe kaum von den Blättern abstechen.

Als endlich die Hülsen abzufallen begannen, machte sich Alles, Jung und Alt, auf die Beine, um sich an diesem Hauptspasse, wie sie es nannten, zu betheiligen. Südlich vom Hause, längs dem Flusse hin, erstreckte sich auf Meilen weit eine ganze Waldung von Pekanbäumen. Es gibt Leute, welche die Bäume umhauen, um zu den Nüssen zu gelangen, doch zu San Hieronymo wurde eine bessere Methode angewandt. Kratzi, mit einer langen, dünnen, biegsamen Stange bewaffnet, wurde in den Baum hinauf gesandt, wo er dann bis hinaus auf die äußersten Aeste dermaßen um sich hieb, daß die Nüsse aus dem grünen Laubgewölke, einem Hagelsturme gleich, prasselnd herab fielen. Körbe, Blechpfannen, Eimer, Hüte, Schürzen, Alles wurde von den geschäftigen Händen herbeigeholt, um die Nüsse darin zu sammeln, welche rings den

Boden bedeckten, und es war erstaunlich, wie schnell der Wagen damit angehäuft war, der doch nicht weniger als dreißig Büschel hielt. Er war schon so oft beladen nach dem Hause gebracht worden und dann wieder leer zurück gekehrt, um eine neue Ladung zu holen, so daß dadurch von der Pekanwaldung nach dem Hause ein ordentlicher Weg gebahnt wurde. Auf dem flachen Felsen am Flusse war eine kleine Einzäunung angebracht worden, wo man die Nüsse ablud und sie dann später leicht aus den Hülsen drosch. Noch vierzehn Tage lang nach dem Pekansammeln hätte man meinen können, die Kinder, selbst die kleine Marie nicht ausgenommen, trügen schwarze Handschuhe, so sehr waren ihre Hände von dem Safte der Hülsen gefärbt worden. Nur am Rande der Waldung, in der Nähe des Hauses, wurden die Bäume ihrer werthvollen Frucht beraubt, und der übrige Theil des Meilen weit sich erstreckenden Pekanwaldes blieb unberührt und diente als Vorrathshaus für die Pekkaris, Eichhörnchen, Bären, Vögel und die andern hungrigen Bewohner der Wälder. Auch die Schweine zu San Hieronymo vermehrten sich über alle Maßen und mästeten sich an den Pekannüssen und Eicheln der Umgegend. Als der Wein nach Lavaca gesandt wurde, um von da nach Neu-Orleans verschifft zu werden, packte man auch die Pekans mit, die in Säcke gefüllt wurden. Dafür schickte ihnen der Kaufmann von Neu-Orleans eine ziemliche Summe an baarem Gelde und so viele Waaren für den Hausgebrauch, daß sie Monate lang damit ausreichten. Aber das größte Vergnügen davon war, daß sie Alles ihrer eigenen Arbeit

und Anstrengung verdankten. Bei all den Mühen und Entbehrungen und Unannehmlichkeiten bietet das Leben des Ansiedlers von Texas doch eine solche Fülle von Ungebundenheit, Freiheit und Unabhängigkeit, daß er wie ein kleiner Fürst auf seinem Gebiete thront, — ungebunden, wie die Prärie, die rings um ihn sich ausbreitet, frei, wie das Wild in den majestätischen Wäldern, und frisch und gesund, wie die Luft, die über ihm hinweht, — und sich gar bald heimisch fühlt.

Die ersten Tage des Dezember fanden die Farm so weit vorgeschritten, als nur immer zu erwarten war und man würde wohl kaum glauben, was willige Hände und froher Muth auszuführen im Stande sind. Sämmtliche Mitglieder der Familie hatten seit dem Monat Mai mehr gedacht, mehr überlegt, mehr entworfen, mehr gearbeitet, mehr erlebt, aber auch mehr Freude, mehr Vergnügen und bessere Gesundheit genossen, als ihr ganzes vergangenes Leben in Deutschland.

„Bruder,“ sprach Onkel Jakob, als Herr Werner ihn eines Abends in traulichem Gespräche noch eine Strecke nach Haus begleitete; „ich kann mich nicht genug freuen über euer frohes, glückliches Leben in der neuen Heimath und über das glückliche Gedeihen aller eurer Unternehmungen. An dir bewahrheitet sich, was ich schon tausendmal gesagt. Eine gute, deutsche Hausfrau, welche die falsche, verkehrte Erziehung der Amerikanerinnen nicht genossen und die Vorurtheile derselben nicht annimmt, kann ihrer Familie in Texas das Leben so angenehm machen,

in Hinsicht der Genüsse des Tisches, als irgendwo in der Welt, besonders wenn der Familienvater, wie du es gethan, nicht vergißt, daß Land- und auch Gartenbau die ersten Bedingungen einer angenehmen Existenz sind. Unsere Flüsse wimmeln von Fischen, unsere Waldungen von Wild, aber jene müssen gefangen, diese erlegt und zubereitet werden; wer hier in Texas gebratene Tauben anzutreffen hofft, der ließe sich lieber in ein Narrenhaus einsperren. Ein Boden, der fast alle Produkte gemäßigter und warmer Zonen hervorbringt, und ein Klima von beinahe immerwährendem Sommer, muß dennoch auch eine Saat- und Erntezeit haben. Obschon das Land von Milch und Honig fließt, müssen die Kühe gemolken und der Honig gesammelt werden. Auch in Texas muß der Mensch im Schweiße seines Angesichtes sein Brod erwerben, der Natur abgewinnen, was sie darbietet, und die Kunst nach seinem Belieben selbst hinzufügen. Leider findet sich unter den Einwanderern in fremde Länder immer eine Anzahl jener Charaktere, welche die Unzufriedenheit stets in sich selbst mit herumtragen und häufig nur aus Trägheit oder Thorheit in ihrem frühern Wohnorte der Armuth verfielen und dann auszogen, ein Land zu suchen, wo es möglich wäre, ohne Arbeit zu leben. Es findet sich also auch in Texas, besonders in den Städten, eine solche Beimischung der Bevölkerung, die deshalb, da ihre wenigen Bedürfnisse leicht zu befriedigen sind, ihre Anstrengungen darnach bemißt. Durch diesen Zustand, durch die schlechte Lebensweise, die der Ankömmling findet, darf sich ein fleißiger, genügsamer Ansiedler nicht abschrecken lassen. Pariser Köche,

Wiener Konditoren, Oper und Schauspiel darf Niemand in Texas suchen wollen, und nur, was der Mensch an Kunst in sich selbst trägt und selbst erschaffen kann, findet er hier. Die Natur bietet nur die Materialen mit freigebiger Hand dar. Wer aber aus der Thätigkeit seiner jüngern Jahre einen Fond für sein Alter zu bilden wünscht, und sich mit den einfachen Bedürfnissen der Natur zufrieden geben will, der wird in Texas ein Land finden, in welchem persönlicher Fleiß eben so gut, wenn nicht noch besser belohnt wird, als irgendwo." —

Es war in der zweiten Woche im Dezember; das Wetter war bisher sehr angenehm gewesen, allmälig wärmer und wärmer werdend, bis man es zuletzt beinahe heiß nennen konnte. Onkel Jakob, der herüber gekommen war, um mit Fränk auszureiten, saß beim Frühstück und führte eben eine Tasse Kaffee zum Munde, als er sie rasch wieder auf den Tisch stellte und einen Augenblick, wie lauschend, stille sitzen blieb. „Hört ihr's? Endlich doch einmal ein Nordwind," sprach er. „Ihr habt hier noch keinen erlebt, aber bald könnt ihr das Glück haben."

„Ich kann doch nichts von einem Winde bemerken," entgegnete Frau Werner; „es regt sich kein Blättchen an dem Baume dort."

„Ich habe auch keinen Wind gehört, aber wilde Gänse, die über uns hinflogen," erwiderte ihr Schwager. „Es ist gerade kein gewisses Zeichen, denn in Texas ist nichts gewiß, als das Ungewisse, aber man darf im Allgemeinen immer auf einen Nordwind rechnen, wenn sie sich einstellen."

„Fertig zum Abmarsch, Onkel," rief Fränk, an die Thüre reitend, während er das Pferd seines Onkels am Zaume nachführte.

Der Texaner schwang sich in den Sattel und betrachtete kopfschüttelnd den Himmel. „Geh', Heinrich, und hole schnell zwei wollene Decken!" sprach er zu seinem Neffen. „Ich gehe heute nicht gern auf die Prärie," fuhr er fort, die beiden Decken hinten an seinem Sattel befestigend; „jedenfalls werden wir uns nicht sehr weit entfernen." Fränk lächelte über die Idee, an einem so warmen Tage Decken mitzunehmen, doch Onkel Jakob erwiderte nichts; während er zum Gruße den Hut schwang, gab er dem Pferde die Sporen und Beide jagten in vollem Galopp über die Prärie hin.

Sie waren etwa zwei bis drei Stunden in allen Richtungen über die Prärie geritten, ohne jedoch ein einziges Stück Vieh von ihrem Brande angetroffen zu haben.

„Keinen Zoll weiter heute, mein Junge," sprach der Texaner, eine wellenförmige Erhöhung hinan reitend, die, wie eine Insel mitten in der See, eine Aussicht auf zwanzig Meilen im Umkreise darbot. Dann zog er aus der Tasche ein kleines Fernrohr, das er immer mit sich nahm, wenn er nach Vieh ausritt, und blickte rings am Horizonte auf und ab, um zu sehen, ob er nichts in der Ferne in dem hohen Grase entdecken könnte.

„Ah, dort ist eine Heerde!" sprach er endlich. „Pah! nein," fuhr er fort, nachdem er noch eine Weile hingeblickt hatte, „es sind nur Antilopen."

„Antilopen, Onkel? Antilopen? Wo? Wo?“ rief sein Neffe hastig.

Schon seit Monaten hatte sich Fränk darnach gesehnt, einmal diese Thiere zu Gesichte zu bekommen, und es ging ihm, wie eben jedem neuen Ankömmling in Texas, er wurde von einem Enthusiasmus, von einer Art Wahnsinn ergriffen.

„Siehst du die Baumgruppe etwa eine Meile von hier?“ sprach sein Onkel, nach Osten zeigend. „Blicke scharf rechts davon in die Prärie —“

„Ja, ja, ich sehe sie,“ unterbrach ihn Fränk. Doch eben so schnell hatte er sein Gewehr von der Schulter gestreift und jagte im nächsten Augenblicke quer über die Prärie hin.

„Halt! — Halloh! — Halt!“ schrie ihm sein Onkel nach, doch des Letztern Pferd begann jetzt Miene zu machen, dem andern folgen zu wollen, denn es stürzte sich mit aller Macht vorwärts, biß und zerrte an dem straff angehaltenen Gebiß, sprang plötzlich zur Seite, drehte sich blitzschnell im Kreise herum, schlug wüthend aus und bäumte sich zuletzt hoch auf; doch Alles vergebens; der Texaner war nicht aus dem Sattel zu bringen und schien nur noch fester zu sitzen. Endlich gelang es ihm, mit Anwendung aller seiner Kräfte, den halbwilden Mustäng zur Ruhe zu bringen. Doch Fränk war unterdessen so weit über die Prärie hin gejagt, daß er die Zurufe seines Onkels nicht mehr hören konnte.

„Oh!“ rief der Texaner. „Ich sehe gern Muth an einem Knaben — oh! sag' ich! — aber hinter den Antilopen her zu jagen — ruhig, du Bestie! Ebenso gut könnte er einem Adler in die Luft nachsetzen. — So, nun muß auch noch die Decke hinunter fallen. — Ruhig, sage ich! Warte nur, bis ich die Decke wieder angeschnallt habe, dann will ich dir zeigen, wer Meister ist!“

Es schien aber, als wollte der Mustäng ihm etwas Derartiges zeigen. Der Texaner war abgestiegen, hatte die herabgefallene Decke aufgehoben und war eben im Begriff, sich wieder in den Sattel zu schwingen, als das halbwilde Thier vor der Decke scheute, mit einem gewaltigen Rucke zurücksprang, daß die Zügel aus der Hand des Texaners glitten und im nächsten Augenblick über die Prärie hin setzte. „Das heißt man denn doch wirklich Pech!“ brummte der Texaner, dem davon fliehenden Thiere nachblickend. „Zehn Meilen und noch weiter von Hause, zwei Uhr vorüber, ein Nordwind im Anzuge, ich zu Fuß und der Junge hinter den Antilopen her! Das einzige Gute ist noch, daß der Mustäng nach Hause läuft; vielleicht gelingt es mir, ihn einzufangen, und wenn ich ihn erst wieder habe —!“

Ja, wenn —, welch erbärmliches Wörtchen! Zu Fuß eilte nun der Texaner dem entlaufenen Thiere nach und nach kurzer Zeit erblickte er es auch, in einiger Entfernung ruhig grasend. Vorsichtig schlich er sich durch das ziemlich hohe Gras nach ihm hin und bemerkte bald, daß das um den Sattelknopf gewundene Seil oder Lariät

von da herab geglitten war und nun der vollen Länge nach auf dem Boden nachgeschleift wurde. Verstohlen kroch er näher und näher, nannte das Thier, das er lieber hätte durchbläuen mögen, bei den süßesten Namen und legte eben seine Hand auf den Knoten am Ende des Seiles, als der Mustäng, wie ein Blitz, davon schoß.

Unverdrossen folgte ihm der Texaner eine weitere Strecke nach, wieder blieb das Thier stehen, um zu grasen, wieder ließ es seinen Herrn bis zum Knoten des Seiles heran kommen und wieder setzte es, als wäre es zur eigenen Belustigung, über die Prärie hin. Es war übrigens sehr weise von dem Mustäng, der die Wuthausbrüche seines Herrn gewiß schon mehrmals mußte kennen gelernt haben, aber sehr unangenehm für diesen Herrn, der, im Schweiße gebadet, unter der Last des Gewehres und der schweren Decken daher keuchte, besonders da die Sonne unbarmherzig auf ihn niederbrannte.

„Gerade, wie ich mir's dachte; ein Nordwind in allem Ernste!" sprach der Texaner, als er eine Heerde Vieh bemerkte, die seither in einer Vertiefung der Prärie seinen Blicken entzogen gewesen und nun in einer langen Linie der nächsten Waldung zueilte. Sonst war jedoch noch nirgends die geringste Spur eines angehenden Windes wahrzunehmen. Die schwüle Hitze hatte eher zu- als abgenommen und am Himmel zeigte sich kein Wölkchen.

„Warum mußte ich ihn auch gerade heute Morgen mitnehmen?" sprach der Texaner im Tone des bittersten

Vorwurfes, als er mit raschen Schritten heimwärts eilte. „Was wird seine Mutter sagen? Was wird Martin thun, wenn Fränk —." Hier hielt er einen Augenblick inne, rollte die Decken, die er bisher unter dem Arme getragen, auf, legte sie über die Schulter und begann zu laufen. Es war jedoch bereits dunkel geworden, bevor er das Gehölz erreicht hatte, denn er war viel weiter auf der Prärie draußen gewesen, als er vermuthet hatte.

Als er in das Gehölz trat, rauschte ein leichter Windstoß durch die Wipfel der Bäume, doch schon im nächsten Augenblicke ging er in ein hohles, dumpfes Brausen über, während ein kalter, eisiger Hauch ihn anwehte. Zuerst eilte der Texaner nach Kratzi's Stube, rief ihn heraus und schickte ihn nach dem Stalle, mit dem Befehle, die besten zwei Pferde in aller Eile zu satteln. Dann lief er nach dem Hause, traf aber im Hofe auf seinen Bruder, der ein Geräusch vernommen hatte und heraus gekommen war, um zu sehen, ob die Beiden endlich zurückgekehrt seien. Mit ein paar Worten hatte er ihm Alles erzählt, was sich seither zugetragen.

„Aengstige deine Frau nicht," sprach er; „ziehe deine wärmsten Kleider an, nimm ein Paar wollene Decken und eine Flasche Branntwein und komme mit, so schnell, als du kannst. Kratzi sattelt die Pferde."

„Das Beste ist, ich erzähle meiner Frau Alles, wie es sich verhält," erwiderte sein Bruder. „Gehe nach dem Stalle, ich werde in ein Paar Minuten bei dir sein!"

So kurz auch die Minuten waren, so kamen sie doch dem ängstlich wartenden Texaner wie so viele Stunden vor, bis endlich sein Bruder in den Stall trat.

„Sie wird weinen und schreien?“ fragte er, als Herr Werner eilends die Decken auf den Sattel schnallte.

„Nein, das thut sie nie. Sie ist blaß, aber ruhig und gefaßt. Um sie brauchst du keine Sorge zu haben,“ antwortete Herr Werner.

Als die Brüder aus dem Hofthore ritten, bemerkte der Texaner, daß ihnen Kratzi auf einem Maulesel folgte. „Nein, Kratzi, nein; Ihr bleibt zu Hause!“ sprach er rasch und in scharfem, entschiedenem Tone. „Jemand muß bei den Frauen bleiben; man weiß nicht, was passiren kann,“ fuhr er, zu seinem Bruder gewandt, fort, während sie rasch durch die Finsterniß und den schneidend kalten Wind hinritten. Bald waren sie aus dem Walde in die Prärie gekommen und hatten eben die Spitze einer kleinen Anhöhe erreicht, wo man Meilen weit über die Prärie hinblicken konnte, als der Texaner sein Pferd plötzlich mit einem lauten Ausruf der Verwunderung anhielt.

„Schau' einmal scharf dort hinüber, Martin!“ sprach er, nach Norden zeigend. „So wahr ich lebe, die Prärie brennt! Und in einer solchen Nacht!“

Doch nicht lange konnte Herr Werner nach dem roth leuchtenden Feuerscheine hinüber sehen, denn rasch sprach sein Bruder in lautem und beinahe rauhem Tone: „Martin, laß mich nur heute, diese einzige Nacht, gewähren!

Reite so schnell als möglich nach Hause zurück! Es wird euer Aller Kräfte und Anstrengung kosten, das Feuer von der Farm und dem Hause abzuhalten. Erinnerst du dich noch, wie du es anzufangen hast? Ich habe es dir früher einmal erklärt und auch Kratzi. Rufe ihn sogleich heraus und gehet ohne Verweilen an's Werk. Ihr werdet alle eure Kräfte gebrauchen, wenn es euch gelingen soll. Ueberlasse mir Fränk; ich werde ihn schon auffinden und so bald ich kann zurückbringen. Vorwärts, Martin, wenn du noch einen Zaunriegel oder eine Schindel retten willst!"

Und bevor Herr Werner antworten konnte, hatte ihm der Texaner den Branntwein und die Decken abgenommen, seinem Pferde die Sporen in die Weichen gedrückt und war in die Finsterniß, den brausenden Wind und die bittere Kälte hinaus gejagt.

X. Kapitel.

Ein Nordwind auf der Prärie.

Antilopen! Antilopen! Dies war der einzige Gedanke, der Fränk beseelte, als er über die Prärie hinsetzte, sein Pferd mit den ungeheuern Mexikaner-Sporen zu noch grösserer Schnelle antreibend.

Er ritt so, daß die Baumgruppe sich stets zwischen ihm und den Antilopen befand und, am Saume derselben angekommen, stieg er ab und ließ das Pferd zurück. Vorsichtig schlich er sich zwischen den Bäumen hindurch und blickte dann mit angelegtem Gewehre nach der Stelle hin, wo er sie hatte grasen sehen. Aber eben so gut hätte er erwarten können, die Schatten der gestrigen Wolken heute noch auf derselben Stelle anzutreffen. Eben so leicht und noch flüchtiger war die Heerde über die Ebene hin gehuscht, noch bevor er die Baumgruppe halbwegs erreicht hatte; denn von allen Thieren sind sie die scheuesten und haben das schärfste Gehör und wittern am weitesten. Einige hundert Yards von der Stelle, wo sie gegrast hatten, erhob sich die Prärie zu einer gewaltigen Woge, die Alles, was dahinter lag, verdeckte. In seinem Eifer war der junge Texaner bereits die Erhöhung hinauf gerannt, bevor er daran dachte, daß er sein Pferd zurückgelassen. Rasch kehrte er um, band den Mustäng los und schwang sich, zitternd vor Aufregung, in den Sattel. Bei-

nahe auf dem Rücken des Hügels angekommen, sprang er vom Pferde, nahm das um den Sattelknopf gewundene Lariät, dessen eines Ende um den Hals des Thieres gebunden war, herab und trieb den am andern Ende befindlichen, mächtigen eisernen Nagel mit dem Absatze seines Stiefels tief in die Erde. Dann kroch er, das Gewehr in der Hand, und beinahe ganz von dem Grase verdeckt, die Anhöhe vollends hinan.

Als er in die Vertiefung hinab blickte, sah er, daß der Hügel, auf dem er sich befand, der Rand eines großen Beckens war, und tief unten, in der Mitte dieses Beckens, grasten die Antilopen, die ihm jetzt eher wie eine Heerde Ziegen vorkamen. Während er noch hinab sah, bemerkte er eine andere, größere Heerde, die, von Osten kommend, nach der erstern hineilte; auch fiel ihm auf, daß sie nicht in Sprüngen und Sätzen, wie die Hirsche und Rehe, über die Ebene hinsetzten, sondern in einem regelmäßigen Trabe, flüchtiger und gleichmäßiger vorwärts eilten, so daß die Bewegung der Heerde mehr einem Schatten glich, der über die Prärie hinglitt.

Die Farbe der Antilopen stach sehr wenig von der des braunen Grases ab und gewiß nur ein Texaner hätte sie überhaupt sehen können. Fränk hatte, bei seinen Ausflügen nach Vieh und auf der Jagd, häufig Gelegenheit, die Schärfe seines Auges zu erproben und er hatte es so weit gebracht, daß er die kleinsten Gegenstände in beträchtlicher Entfernung erkennen und unterscheiden konnte, einem Seemanne gleich, der die Mastspitzen eines Schiffes, Meilen weit entfernt, am Horizonte auftauchen sieht. Es ist

dies Uebung, nichts als Uebung. Das uralte Sprichwort sagt ja schon: „Uebung macht den Meister.“ Ein Klavierspieler bringt es durch Uebung dahin, daß seine Finger mit erstaunlicher Schnelligkeit über die Tasten hingleiten. So kann auch ein Seiltänzer durch Uebung seine Füße daran gewöhnen, mit Sicherheit auf einem zolldicken Seile hin und her zu gehen, ja sogar auf einem dünnen Drahte, und wäre er auch hoch von Thurm zu Thurm gespannt oder über den Niagara. Es ist beinahe unglaublich, wie weit es ein Mann durch Uebung bringen kann. Was kaum Einer aus Tausend durch eigene Anlagen oder eigenes Genie zu erreichen im Stande ist, das erlangt ein Anderer, ohne besondere Gaben der Natur, einzig und allein durch anhaltende, fortgesetzte Uebung.

So kam es, daß Fränk noch einmal so weit und auch viel schärfer sehen konnte, als damals, wo er zum ersten Male seinen Fuß auf texanischen Boden setzte. Unermüdliche Ausdauer und Beharrlichkeit erreicht, was oft selbst dem Genie nicht gelingt. Für schwache Augen jedoch sind die Prärieen von Texas in ihrer beinahe endlosen Ausdehnung ungemein angreifend, weswegen auch neue Ankömmlinge sehr oft mit Brillen reisen müssen, was ihnen das Aussehen von Eulen gibt. Aus den dumpfen Städten, den düstern Schluchten und finstern Wäldern der Heimath mit einem Male hinaus zu treten in die unbegrenzte Majestät der Prärie, ist auch in der That der Flucht der Eule zu vergleichen aus der Nacht ihres Schlupfwinkels heraus in die Pracht und den Glanz des Tageslichtes. Man sagt, daß das Leben in solch weiten, end-

losen Flächen auch die Menschen großherziger, freimüthiger mache und verweist dabei auf die Seeleute. Wer je in Texas gereist ist, wird wohl erfahren haben, ob dies auf die Bewohner dieses Staates sich anwenden läßt. Jedenfalls scheint mir ihre besondere Neigung zu Uebertreibung und Enthusiasmus davon abgeleitet werden zu können. So viel ist gewiß, Fränk war seit seiner Ankunft hier viel lebhafter, energischer, männlicher, aber auch viel freier und unabhängiger geworden.

In Deutschland hätte er sich nie unterstanden, seinen Onkel so ohne alle Umstände zu verlassen und sich so seinem eigenen Antriebe zu überlassen, und er schien jetzt auch Reue zu fühlen, denn er wandte seine Blicke von den Antilopen nach der Gegend hin, wo er seinen Onkel zurückgelassen. Doch nirgends war eine Spur von ihm zu entdecken. Fränk kannte ihn indessen zu gut, um anzunehmen, daß er erzürnt werden könnte, wenn solch köstliches Wild im Spiele sei.

„Nun ich es einmal so weit habe kommen lassen,“ sprach er zu sich selbst, „darf ich nicht auf halbem Wege umkehren. Und überdies wäre es doch eine große Schande, wenn ich die verwetterten Thiere jetzt wieder laufen lassen wollte, ohne ihnen wenigstens Eines auf den Pelz zu brennen. Wer A sagt, muß auch B sagen. Ich denke, das Beste ist, ich gehe nach meinem Mustäng zurück und reite um das Becken herum, so daß mich die Thiere nicht sehen können, bis ich das obere Ende erreicht habe, wo sie sich hin zu ziehen scheinen, und dann kann ich mit mehr Erfolg unter sie feuern.“

Wie gesagt, so gethan; nur nahm es ihm längere Zeit, um das riesige Becken herum zu reiten, als er sich gedacht hatte. Nichts ist so täuschend, als eine Prärie. Man kann einen ganzen Tag lang nach einer Anhöhe hin reiten, die man am Morgen nur zehn Meilen entfernt glaubte, und sich am Abend noch beinahe in derselben Entfernung davon befinden. Diese Täuschung liegt wohl in der höchst sonderbaren Durchsichtigkeit der Atmosphäre.

Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange, als Fränk die andere Seite erreichte. Nachdem er das Pferd wieder, wie früher, mit dem eisernen Nagel am Boden fest gemacht hatte, glitt er rasch durch das hohe Gras hin und hob, auf der Spitze angekommen, eben seinen Kopf empor, um nach den Antilopen zu sehen, als diese, wie eine dunkle Staubwolke, über die Ebene hinrauschten. Weiter und weiter nach Westen schwebte die Wolke, so schnell und leicht, daß es selbst für den getäuschten Jäger eine Freude war, zuzusehen, bis sie zuletzt am entgegengesetzten Rande des Beckens, an derselben Stelle verschwanden, wo er früher gekniet hatte.

„Wartet nur, meine feinen Bürschchen," sprach Fränk, nicht in der rosigsten Laune, als sie seinen Blicken entschwunden waren; „ich werde euch schon noch einmal erwischen; aber dann paßt auf!"

Es ging ihm eben mit den Antilopen wie seinem Onkel mit dem davongelaufenen Mustäng; die Hauptsache hing von dem kleinen, nichtssagenden Wörtchen „wenn" ab, und wo dies der Fall ist, da dürfen die Bedrohten der Zukunft getrost entgegen sehen. Die Sonne war fern

im Westen hinter dem Waldsaume verschwunden, als Fränk das Pferd wieder bestieg und sich zur Heimreise wandte. Er hatte nicht die geringste Furcht, sich zu verirren, denn westlich von dem Hause seines Vaters, da, wo der Cedernbach entsprang, erhob sich ein spitzer, kegelförmiger Berg, dem die Knaben den Namen Hagenbaum's-Berg gegeben hatten, zu Ehren ihres Freundes Hagenbaum, der am Fuße desselben seine temporäre Hütte, oder sein Sommerhaus, wie er es nannte, aufgeschlagen hatte. Dieser spitze Berg konnte weithin über die Prärie gesehen werden und diente als trefflicher Führer. Während der Knabe in gerader Linie nach der entgegengesetzten Seite über das Becken ritt, hielt er mehrere Male lauschend inne, indem er jeden Augenblick erwartete, das Krachen der Büchse seines Onkels zu vernehmen, da die Antilopen ihm gewiß mußten in die Hände gelaufen sein.

Die Nacht brach rasch herein und es begann, unangenehm kühl zu werden. Ein banges Gefühl überkam den Knaben, als er nach einem scharfen Galopp den jenseitigen Rand des Beckens hinan ritt und, oben angekommen, nichts von seinem Onkel entdecken konnte und durch das Dunkel der Nacht kaum die Umrisse von Hagenbaum's Berg zu unterscheiden vermochte. Halb aus Furcht, halb aus Verzweiflung drückte er dem Pferde die Sporen in die Seiten und jagte von der Anhöhe in die Ebene hinab. In diesem Augenblick drang ein hohler, dumpfer Ton an sein Ohr und unwillkürlich blickte er sich um. Weit im Norden, hinter ihm, hing tief unten eine schwarze Wolke, in welcher Blitzschläge mit dumpfem Donner ab-

wechselten. Es war dies das schwarze, von Feuer durchzuckte, Banner eines schrecklichen Feindes, der mit Artillerie und Streitkräften heranzog, wie sie keine irdische Macht zu schaffen im Stande ist, und denen weder gezogene Kanonen, noch Zündnadelgewehre zu widerstehen vermögen. Näher und näher kam über die Prärie her, von Sekunde zu Sekunde an Heftigkeit zunehmend, ein wahrer Niagara von Wind. Den Augenblick, bevor er den fliehenden Knaben erreichte, war die Luft noch so ruhig und kühl, wie an einem lieblichen Sommerabende; in der nächsten Minute war der Nordwind da, wüthend wie ein Orkan und kalt wie der grimmigste Winter. Zum ersten Male in seinem Leben lernte jetzt der Knabe Furcht und Schreck kennen. Trotz der mächtigen Mexikaner-Sporen und trotz seiner ermunternden Worte schien sein Mustäng doch eher über den Boden hin zu kriechen, als zu fliegen. Es war unterdessen so finster geworden, daß er sich blindlings dem Instinkte des Pferdes überlassen mußte und es nur in der Richtung hin lenkte, wo er den Hagenbaums-Berg zuletzt gesehen hatte. Doch das Schlimmste war noch, daß Onkel Jakob die Decken bei sich hatte und unwillkürlich stiegen bittere Gedanken in ihm auf, daß ihn dieser sollte im Stich gelassen haben.

Er hatte schon oft genug von dem Nordwind erzählen hören und wie Leute, von ihm auf der offenen Prärie überrascht, elend umkamen.

„Wenn ich nur die Baumgruppe erreichen könnte, wo wir die Antilopen zuerst sahen," dachte er, „dann könnte ich mich doch etwas gegen den Wind schützen."

Er war jedoch schon zu weit links gekommen, als daß er hätte darauf stoßen können; aber selbst wenn es ihm gelungen wäre, sie aufzufinden, so wären die Bäume doch so dünn und die Baumgruppe lag so hoch, daß sie ihm wenig oder gar keinen Schutz dargeboten hätte.

Ohne anzuhalten ritt er durch die Nacht hin, bis die Kälte zuletzt unerträglich wurde. Rasch sprang er nun herab und versuchte, sich hinter dem Pferde gegen die Wuth des Windes zu decken, doch vergebens. Vom Froste geschüttelt blieb er einen Augenblick nachdenkend stehen, löste dann das Seil vom Sattelknopf, schlang es um die Beine des Mustängs gerade oberhalb der Hufe und zog es aus Leibeskräften an sich, indem er zugleich mit der ganzen Wucht seines Körpers gegen dessen Seite sich stemmte, bis es ihm zuletzt gelang, das Pferd auf die Seite in das hohe Gras zu werfen. Das Thier schien die Absicht seines Herrn zu verstehen, denn es blieb ruhig liegen, während Fränk sich zwischen dessen Beine in das Gras legte. Hier hoffte er, den Anbruch des Morgens erwarten zu können, da der Leib des Mustängs die ärgste Wuth des Windes einigermaßen von ihm abhielt.

Von Anstrengung, Kälte und Angst völlig erschöpft, konnte er sich kaum des Schlafes erwehren, während der Sturm an Heftigkeit zuzunehmen schien. Es war ihm, als müßte das Gras mit sammt den Wurzeln aus dem Boden gerissen werden und als ob die Erde selbst in ihren Grundtiefen erbebte. Sonderbar, daß er nicht an seine Pferdedecke dachte; doch auch diese hätte ihm keinen genügenden Schutz gegen die Kälte gewähren können, die in

Folge des schnellen, unerwarteten Wechsels der Temperatur um so empfindlicher für ihn war. Mit zunehmender Wuth heulte der Sturm über die Ebene her und bald gesellte sich zu den Schrecknissen der Nacht noch die eines fürchterlichen Hagelwetters.

„O Gott, erbarme dich meiner!" sprach der arme Knabe, die zitternden Hände über der Brust faltend. Je mehr seine Kräfte abnahmen, desto reger und verworrener durchkreuzten die sonderbarsten Gedanken sein Gehirn und sein vergangenes Leben mit all' den größern und kleinern Vergehen zog wie ein Panorama an seinem Geiste vorüber. Er erinnerte sich mit tiefem Schmerze jeder Ungehorsamkeit gegen seine Eltern, jeder Lieblosigkeit gegen seine Geschwister, und er fühlte in der schneidenden Kälte und dem Hagelwetter die strafende Hand Gottes für seinen Ungehorsam gegen seinen Onkel. Besonders beunruhigte ihn der Gedanke an einen Fluch, den er einst ausgesprochen; es war der erste, aber auch der letzte, der je über seine Lippen gekommen. Dies war zu einer Zeit geschehen, wo er sich in Gesellschaft einiger bösen Buben befand, deren schlechtes Beispiel so sehr auf ihn einwirkte, daß ihn eine wahre Begierde überkam, jenes ruchlose Wort auszustoßen. O wie bitter bereute er jetzt, so viele Jahre später, jenen unbedachtsamen Augenblick! Wie schrecklich war für ihn der Gedanke an den Tod, das Gewissen mit jenem Fluche belastet! Wenn Gott ihm nur dieses eine, dieses einzige Mal noch das Leben schenken wollte, wie innig, wie feierlich gelobte er, sich zu bessern! Wie ernstlich nahm er sich vor, mit Gottes Hilfe ein folgsamer

Sohn, ein liebevoller Bruder zu werden und Gott vor allen Dingen zu lieben und in Seiner Furcht zu wandeln! Kein Vergehen seines vergangenen Lebens, kein Wort der Ermahnung seines theuern Vaters, kein Gebet seiner zärtlichen Mutter, das sie Abends dort im dunkeln, einsamen Zimmer, an seinem Bettchen knieend, für ihn gen Himmel sandte, war seinem Gedächtnisse entfallen. Zum ersten Male in seinem Leben betete er dort, einsam und verlassen inmitten des grausen Sturmes, aus der Tiefe seines Herzens, inbrünstig und aufrichtig zu Gott um Gnade und Hilfe.

Und Meilen weit davon betete noch Jemand für ihn — seine Mutter und Heinrich, die mit gefalteten Händen zu Hause neben dem Bette knieten. Und hoch über dem Brausen des Sturmes thronte Einer, der ihr Flehen hörte — „ein Helfer in den Nöthen, die gar sehr uns heimsuchen. Darum fürchten wir nichts, wenn die Erde bebt —".

Wie der Knabe die Hände über die Brust gefaltet hielt, fühlte er etwas Hartes und plötzlich fiel ihm ein, daß ihm sein Onkel am Morgen ein Schächtelchen mit Zündhölzchen zum Aufbewahren übergeben und er es in die Brusttasche seiner Jacke gesteckt hatte. Rasch zog er es hervor, kniete aufrecht und schmiegte sich an den Leib des Pferdes, indem er den Kopf so tief als möglich auf den Boden beugte und versuchte, Feuer zu machen Hell flackerte das dürre Gras, doch ein Windstoß hatte es eben so schnell wieder ausgelöscht. Dichter drängte er sich an das Pferd und tiefer kauerte er sich auf den Boden und

indem er beide Hände hohl über das brennende Zündhölzchen hielt, gelang es ihm zuletzt, eine Flamme anzufachen. In der Hast hatte er sein Pulverhorn gar nicht beachtet, das ihm an einem Riemen über die Brust hing, und es war wirklich ein Wunder, daß es nicht Feuer fing und zerplatzte, zumal da es nur mit einem papiernen Propf zugestopft war. Sobald indessen der Mustäng die Nähe des neuen Elementes spürte und die plötzliche Helle des aufflammenden Feuers erblickte, arbeitete er sich zitternd und schnaubend auf die Beine und Fränk, der sich am Seile festgehalten, wurde mit emporgezogen.

Anfangs hatte der Knabe einige Besorgniß, der Wind möchte das noch schwache Feuer wieder auslöschen, doch bald überzeugte er sich von dem Gegentheile. Die ganze Prärie glich einer ungeheuern, drei Fuß hohen Strohmatratze, von welcher der Zwillichbezug abgenommen. Es waren kaum einige Minuten vergangen, bevor das hohe, dichte Gras auf zwanzig Yards vor ihm lichterloh brannte. Rasch schwang er sich auf sein Pferd, das er nur mit Mühe zurückhalten konnte und blickte voll Schrecken auf das mit Windeseile um sich greifende Element. Die Flamme konnte nicht in die Höhe schlagen, sondern wurde von dem Winde in langen, feurigen Zungen auf dem Boden hin in das dürre Gras vorwärts getrieben und glitt mit unglaublicher Schnelligkeit und Wuth durch das braune Heu.

Fränk hatte vermuthet, das Feuer werde durch die Gewalt des Sturmes nur vorwärts, von ihm weggetrieben werden, doch bald gewahrte er, daß es auch gegen den Wind vordrang und sich ihm langsam näherte. Er hatte

in der That das Feuer nur angezündet, um sich daran zu erwärmen, ohne dabei an die etwaigen Folgen zu denken und nun zerrte er den erschreckten Mustäng weiter und weiter zurück vor einer Gefahr, die noch schrecklicher war, als der Sturm. Mit dem kleinen Zündhölzchen hatte er die Prärie in ein Flammenmeer verwandelt und der bloße Gedanke daran erfüllte ihn mit Schreck und unbeschreiblicher Angst. Er hätte es jetzt gerne ausgelöscht, wenn es ihm möglich gewesen wäre und er machte sogar einen Versuch. Das Feuer, noch kurz zuvor in dem kleinen, rothen Tröpfchen an der Spitze des Hölzchens im Schächtelchen in seiner Tasche gefangen gehalten, hatte sich der Fesseln entrafft und wälzte nun, als die freie Tochter der Natur, den ungeheuern Brand über die Ebene hin.

Die Kälte war vergessen und auch die Nacht in der Hitze und dem Glanze der Feuersbrunst und nur der Gedanke an die Rettung seines Lebens riß den bestürzten Knaben aus seiner Betäubung auf. Er wandte sein Pferd, um zurück zu reiten, doch konnte er sich nicht dazu entschließen, die Entfernung vom Hause auch nur um einen Schritt zu vergrößern, und überdies schien sich das Feuer beinahe eben so schnell rückwärts auszubreiten. Dann kam ihm wieder der wilde Gedanke, den Mustäng noch einmal zu einem Ritte auf Leben und Tod anzuspornen und mitten durch das Feuer zu jagen. Zu diesem Zwecke nahm er den papiernen Propf seines Pulverhorns in den Mund und näßte ihn vollständig an, damit nicht etwa ein Funke das Pulver entzündete.

Doch plötzlich erinnerte er sich des Instinkts der Thiere, ließ unwillkürlich die Zügel auf den Hals des unruhig trippelnden Mustängs fallen, drückte ihm die Sporen in die Weichen und überließ sich seiner Schnelligkeit und Leitung. Im ersten Augenblick kam es Fränk vor, als wolle das Thier gerade in das Feuer hinein jagen und er griff schon nach dem Zügel, um es daran zu verhindern, da wandte es sich plötzlich nach rechts und hielt diese Richtung inne, bis sie aus dem Bereiche des Feuers waren, worauf es wieder nach links umbog. Dies brachte sie jedoch gerade wieder in die Richtung des Feuers und Windes, es war indessen der kürzeste Weg nach dem Stalle und darüber hinaus ging der Instinkt des Pferdes nicht. Das Gras war so dicht und verworren, daß der Mustäng nur langsam vorwärts kommen konnte, so kam es wenigstens dem Reiter vor. Mehrere Male stürzte das Pferd auf dem unebenen Boden und einmal flog Fränk über seinen Kopf, doch das dichte Gras dämpfte die Härte seines Falles. Rasch raffte er sich wieder auf, hielt das Pferd am Seile fest, das er nicht aus der Hand fahren ließ, und befand sich bald wieder im Sattel.

Die ganze Zeit über brauste das Feuermeer wie ein erbitterter, gefräßiger Feind hinter ihnen her und so oft Fränk seine Blicke nach der hell lodernden Flamme zurück wandte, kam ihm die Nacht, die vor ihm ausgebreitet lag, um so düsterer und finsterer vor, so daß er sich vornahm, nicht wieder zurück zu blicken, sondern unaufhaltsam in die Finsterniß hinein zu jagen, während der Hagel ihm unabläßig um die Ohren sauste.

In kurzer Zeit fühlte er am ungleichen Gange des Mustängs, daß sie eine sogenannte Schweinepfützen-Prärie erreicht hatten. Es ist dies eine Prärie, die das Aussehen hat, als sei sie über und über mit riesigen Blättern besät. Diese Erhöhungen, alle von derselben Form und Größe, haben einen Durchmesser von etwa acht Fuß und zwischen ihnen befinden sich Vertiefungen von etwa drei Fuß und das Ganze bietet einen Anblick dar, als sei es von Schweinen aufgewühlt worden, woher wahrscheinlich der sonderbare Name. Man erklärt jedoch die Erscheinung durch das Aufspringen der Erde während der trockenen Jahreszeit und das Nachsinken des Bodens in die Oeffnungen. Woher aber das Regelmäßige und Systematische der Vertiefungen kommt, das vermag man nicht anzugeben.

Sie hatten kaum hundert Yards auf dieser Prärie zurückgelegt, als plötzlich der Mustäng über etwas stolperte und so heftig vorwärts fiel, daß Fränk weit über seinen Kopf hinaus zur Erde flog. Das Gras war hier viel kürzer und spärlicher und der Knabe schlug dumpf polternd auf den harten Boden. Noch bevor er sich wieder auf die Füße empor arbeiten konnte, war der Mustäng verschwunden. Vergebens versuchte Fränk, zu pfeifen oder zu rufen; seine Stimme erstarb in dem Brausen des Sturmes und Rasseln des Hagels. Von Furcht, Kälte und Ermüdung erschöpft, sank er stöhnend wieder zur Erde nieder, als er auf etwas Hartes traf. Es war der Gegenstand, über den sein Pferd gestolpert und gefallen war. Als er es in der Finsterniß von allen Seiten betastete,

fand er, daß es das Skelett eines Ochsen war, der vielleicht schon Jahre zuvor, als die Prärie unter Wasser stand, in einer der Vertiefungen stecken geblieben und umgekommen war. Hungrige Wölfe hatten die Knochen abgenagt und rings umher zerstreut und nur die Haut war ganz geblieben und lag, hart und zusammengeschrumpft auf dem Boden, der Schale einer Schildkröte gleich.

Das lauter werdende Prasseln des heran brausenden Flammenmeeres weckte den Knaben aus seiner Betäubung auf. Er wandte sich um und sah, daß die Flamme mit ihren feurigen Zungen die Stelle, wo er sich befand, in wenigen Augenblicken erreichen mußte. Zu Fuße zu entkommen, wäre auf jeden Fall unmöglich gewesen und überdies war er auch zu sehr durch den Fall beschädigt und zu müde und kalt, als daß er nur im Entferntesten hätte daran denken können. Wie durch Instinkt getrieben, streifte er sein Pulverhorn über den Kopf und warf es so weit von sich, als er vermochte. Dann ergriff er seine Büchse, von der er sich selbst im Tode nicht trennen wollte, kroch unter die Ochsenhaut und kauerte sich, so gut er konnte, zusammen. Die Hände über die Brust gefaltet und das Gesicht zur Erde gedrückt, murmelte er noch einige Gebete zu Gott um Hilfe und überließ sich der schützenden Hand seines himmlischen Vaters.

XI. Kapitel.

Das Präriefeuer.

Herr Werner war kaum nach Hause zurückgekehrt, als auch schon Kratzi, Johanna und Heinrich unter seiner Anleitung alle Vorkehrungen trafen, das nahende Feuer zu bekämpfen.

Bevor Herr Werner seine Farm eingezäunt, hatte er auf Anrathen seines Bruders die Erde auf dreißig Fuß außerhalb der Zaunlinie umgepflügt, so daß sich ein ziemlich bedeutender, kahler Platz zwischen den Cederriegeln des Zaunes und dem hohen Grase der Prärie befand. Das Feld selbst lag zwischen der Prärie und dem Gehölze, in welchem das Haus stand, und wenn es ihnen gelang, das Feuer von dem Zaune abzuhalten, so war Alles gerettet. Schon das Verbrennen des Zaunes wäre ein schrecklicher Verlust gewesen, und bei einem solchen Winde war ein einziger Funke hinreichend, die ganze Linie des Zaunes, in welchem sich Tausende und Tausende von Riegeln befanden, in Brand zu stecken und in einem Augenblicke in einen Aschenhaufen zu verwandeln. Jeder Riegel kostete, bis er auf dem Platze war, nahezu an fünf Cents und überdies wäre es auch unmöglich gewesen, die Farm noch zeitig genug wieder einzuzäunen, so daß also auch die Ernte des nächsten Jahres auf dem Spiele stand. Mit einem Worte, Herr Werner war noch

vor Tagesanbruch um mehrere tausend Thaler ärmer, wenn das Feuer Herr über sie wurde, und wenn du, lieber Leser, in jener Nacht dort neben Heinrich gestanden und mit ihm den heran brausenden, feurigen Ozean gesehen hättest, so wäre auch dir, wie ihm, gewiß der Muth gesunken und der Gedanke gekommen, daß keine Hoffnung mehr war. Dasselbe fürchtete auch sein Vater und doch war er fest entschlossen, sein Möglichstes zu thun und begann, von emsigen, willigen Händen unterstützt, den Kampf gegen das verzehrende Element im festen Vertrauen auf Gottes Hilfe und Beistand. Aber, wird wohl mancher Leser fragen, wie war es den Paar Leuten möglich, so viel Wasser herbei zu schaffen? Ja, dazu hätte wohl das sämmtliche Wasser des San Hieronymo kaum hingereicht. Nicht mit Wasser, nein, mit Feuer kämpften sie gegen Feuer. Es gibt in der Heilkunde ein gewisses Verfahren, das Homöopathie genannt wird, und darunter versteht man das Bekämpfen einer Krankheit durch Anwendung derselben Mittel, welche die Krankheit hervorgerufen, nur in bedeutend kleinerer Quantität. „Similia Similibus“ — „Aehnliches mit Aehnlichem ist das Motto — der Gebrauch von Gift, um Gift zu vertreiben. Ich vermag natürlich nicht anzugeben, ob Homöopathie und Humbug nahe mit einander verwandt sind, oder nicht, nur so viel kann ich versichern, daß Herr Werner dieses Verfahren damals einschlug, um sein bedrohtes Eigenthum zu retten, und mit welchem Erfolge werden wir bald sehen.

Das Erste, was gethan wurde, war das Abbrennen der Prärie rings um den Zaun auf sechszig Fuß weit hinein. Mit Hilfe des Sturmes war dies rasch geschehen und jedes Grashälmchen bis hart an den Zaun vom Feuer verzehrt, ohne daß jedoch die Zaunriegel selbst darunter litten, denn Herr Werner mit seiner kleinen Mannschaft bewachte das Umsichgreifen der Flamme, die überdies nicht stark genug war, um ernstliches Unheil anrichten zu können. Auf diese Weise befand sich in einer halben Stunde rings um den Zaun ein sechszig Fuß breiter, kahler, schwarzer Streifen, auf welchem das herankommende Feuer auch nicht das Geringste finden konnte, das ihm als Nahrung hätte dienen können. Dasselbe wurde noch weiter hinaus wiederholt und bald hatte der schwarze Streifen eine Breite von achtzig Fuß erreicht. Doch nun galt es, die Eile zu verdoppeln, denn das heranströmende Feuermeer war mittlerweile völlig in Sicht gekommen. So wenig Zeit auch Herr Werner zu verlieren hatte, so konnte er es sich doch nicht versagen, der Betrachtung dieses schrecklich schönen Schauspieles einen Augenblick zu widmen.

So weit das Auge zu sehen vermochte, von einem Ende der Prärie zum andern, schien der ganze Horizont in Flammen zu stehen und lauter, als das Heulen des Sturmes, dumpfer und hohler, als das Rasseln des Hagels, tönte das Prasseln, Knistern und Krachen der haushoch auflodernden Flammensäulen herüber, deren glühend rother Feuerschein die Gegend Meilen weit erhellte und die Finsterniß der Nacht in helles Tageslicht verwandelte.

Aber das Schrecklichste von Allem war die Schnelligkeit, mit welcher der Brand sich vorwärts wälzte. Noch kurz zuvor schien er Meilen weit entfernt zu sein und nun hatte er den, rings am Zaune hinlaufenden, schwarzen Streifen schon beinahe erreicht. Wenn man so auf den heran wallenden, feurigen Ozean hinblickte, so schien jeder Versuch, seinem weitern Vordringen Einhalt thun zu wollen, eine kindische Thorheit zu sein. Und doch durfte nichts unversucht bleiben und keine Minute unbenützt verstreichen, denn schon trieb der Wind den schwarzgelben Rauch und brennende Funken herüber. Noch wenigstens ein Streifen der Prärie mußte abgebrannt werden, oder Alles war umsonst. Wohl hundert Fuß von der schwarzen Linie waren Kratzi und Johanna damit beschäftigt, das dürre Gras mit Feuerbränden, die sie in der Hand hielten, in Brand zu stecken, während Herr Werner und Heinrich dasselbe auf der entgegengesetzten Seite thaten. Doch der Held des Tages oder vielmehr der Nacht war ohne Zweifel Kratzi. Ungeachtet des kalten Nordwindes hatte er seinen Rock weggeworfen und rannte, seinen alten Hut tief in das Gesicht gezogen, mit beinahe übermenschlicher Anstrengung über die Prärie hin, indem er bei jedem Schritte innehielt und den Feuerbrand in das Gras steckte, bis es hell aufflackerte. Es war dies ein hartes Stück Arbeit, denn die Hitze des immer näher kommenden Feuermeeres war beinahe unerträglich geworden. Beinahe zur selben Zeit, als Kratzi und Johanna das eine Ende der schwärzen Linie erreichten, waren auch Herr Werner und Heinrich am andern Ende angekom-

men und der ganze Streifen Prärie stand in hellen Flammen. Trotz des heftigen Windes drang das kleine Feuer so unaufhaltsam gegen das große vor, als gelte es eine Wette, und unterstützt durch die brennenden Funken und die glühendheiße Asche, die aus dem großen Feuer herüberflogen, gewann es von Minute zu Minute an Größe und Ausdehnung. Nachdem nun Herr Werner mit seinen Leuten Alles gethan hatte, was Menschen zu thun vermögen, schickte er seinen Sohn zur Mutter in's Haus und setzte sich auf den Zaun, um den weitern Verlauf des Feuers zu beobachten, so weit es übrigens der erstickende Rauch erlaubte. Noch nie in seinem ganzen Leben hatte er sich in ähnlicher Aufregung befunden und wie er so in das wild tobende Element vor sich hin starrte, mußte er sich selbst wundern, daß er nach einem so sorglosen, beschaulichen, ja beinahe trägen Leben, wie er es in Deutschland geführt, noch solcher Aufregung fähig war; auch konnte er sich nicht verhehlen, daß der Gedanke an sein früheres Leben etwas Unangenehmes, Widerliches für ihn hatte und er sich jetzt kaum mehr entschließen konnte, je wieder in ein solches Schlaraffenthum zurück zu versinken. Ich glaube auch nicht, daß ein Mensch nach einer so plötzlichen Entwicklung oder, ich möchte wohl sagen, gänzlichen Umgestaltung dieser Art je wieder in einen frühern Schlendrian zurückfallen könnte.

„Wißt Ihr, Mister Werner,“ sprach Kratzi, der zu ihm an den Zaun herangetreten war, „der Farmer da drunten am Fluß, — 's ist, glaub' ich, ein Böhm', er

hat so 'nen vertrackten Namen, — der holt seine Zaunriegel jedes Jahr heim, wenn die Ernte drinnen ist und bringt sie das nächste Frühjahr wieder 'raus, wenn gesäet wird. Die Leut hier 'rum lachen ihn aus, aber ich denk', er hat 'ne gescheite Nas'." Herr Werner schien jedoch wenig auf Kratzi's Bemerkung zu hören, denn seine Augen blickten starr über das Feuer hinweg an den weithin gerötheten Horizont und auch seine Gedanken schienen an einem andern Orte zu weilen. Ja, er dachte an seinen Sohn. Der bittere, peinigende Gedanke: wo mag Fränk sein? war wohl tausendmal jenen Abend, mitten im Kampfe gegen das herantobende Element, in ihm aufgestiegen. Aber was konnte er thun? Und dieser feurige Ozean, dessen vernichtende Wogen sich knisternd an dem schwarzen Streifen, wie an einem Gestade, brachen, — hatte er wirklich seinen Knaben, seinen braven, edeln, unvergeßlichen Knaben, überfluthet? Er hatte früher nie gewußt, wie sehr er seinen Sohn liebte und wie er schon hoffnungsvoll auf ihn geblickt hatte, als auf eine Stütze im kommenden Alter. Mit gefalteten Händen und gesenktem Haupte saß er regungslos einige Augenblicke so da, als sich plötzlich eine Hand leise auf seine Schultern legte. Rasch wandte er sich um und erblickte seine Frau, die auf der innern Seite des Zaunes ruhig hinter ihm stand.

„Habe keine Furcht um mich," sprach sie als Antwort auf seine abwehrende Bewegung, „ich bin so gesund und kräftig, der Sturm wird mir nichts thun. Heinrich spielt hübsch mit Marie im Hause und ich dachte, ich

wolle einen Augenblick hinaus eilen und sehen, ob ich vielleicht etwas helfen könnte."

„Die Arbeit ist gethan, Frau Werner," sprach Kratzi, nach dem Feuer zeigend. „Unser Feuer ist ausgebrannt und das Präriefeuer kann nicht näher kommen; es ist über zwei hundert und fünfzig Fuß von hier."

Es war wirklich, wie Kratzi sagte, der Brand war majestätisch bis an den Rand des schwarzen, abgebrannten Streifens heran gestürmt, doch der gänzliche Mangel an brennbaren Stoffen hatte jedes weitere Vordringen unmöglich gemacht und die noch kurz zuvor hoch auflodernden Flammensäulen sanken allmälig zu schwachen Züngchen zusammen. Doch die Luft war beinahe noch unerträglich, nicht sowohl von Hitze, als von Rauch und brennenden Funken.

„Holet Jedes von euch zwei Eimer voll Wasser, so schnell als ihr könnt, Kratzi und Johanna!" sprach Herr Werner. „Das Eine geht rechts, das Andere links am Zaune hin, um ganz sicher zu sein, daß die Zaunriegel nicht etwa jetzt noch durch einen brennenden Funken Feuer fangen. Wenn Alles vorbei ist, dann kommet hinein, um etwas zu genießen."

Sobald sie mit den Eimern voll Wasser zurückgekehrt waren, ging Herr Werner mit seiner Frau langsam über das gepflügte Feld nach dem Hause hin.

„Ich habe wirklich keine so große Angst wegen Fränk," sprach Frau Werner heiter, als sie sich beim Kamine niedersetzten. „Ich glaube, daß er das Feuer anzündete, um sich zu wärmen, ohne damit an etwas Anderes zu

denken. Er durfte dann auf seinem Pferde nur immer hintennach reiten, um sich, trotz des Nordwindes, warm zu halten. Was denkst du, Martin?"

„Gerade, was ich immer denke, meine Liebe," sprach ihr Gemahl, sich mit sichtlich erheitertem Antlitze zu ihr wendend. „Alles muß sich am Ende zu unserm Besten wenden, wenn wir nur selbst unsere Schuldigkeit thun. Es ist immer so gewesen und wird immer so sein. Was Fränk betrifft. —"

Doch schon im nächsten Augenblicke sollte seiner Bemerkung her von einer Seite widersprochen werden, an die er gar nicht gedacht hatte.

„Das Cedernholz brennt, Herr Werner!" rief Johanna plötzlich zur Thüre herein. Erschreckt sprang Herr Werner auf. „Ich dachte, ihr hättet Wasser auf die Riegel gegossen," sprach er etwas unmuthig, indem er nach dem Hute griff und hinaus rannte.

„O, Herr Werner, ich meine nicht die Zaunriegel; das Cedernholz drüben am Colorado brennt."

Herr Werner lief etwa dreißig Yards am Gartenzaune hinab und als er seine Blicke nach Westen wandte, bot sich ihm das erhabenste Schauspiel dar, das er noch je gesehen. Etwa drei Meilen in nordwestlicher Richtung thürmten sich die Felsen zu einem steilen Berge auf, der bis zur höchsten Spitze mit Cedern überwachsen war. Dies war die große, beinahe unerschöpfliche Holzkammer gewesen, aus welcher Onkel Jakob schon seit Jahren seinen Bedarf an Bauholz und Zaunriegeln geholt hatte und auch Herr Werner verdankte diesem Gehölze das Ent-

stehen seiner Häuser und Zäune. Ueberdies war auch bereits eine beträchtliche Quantität an die Nachbarn in der Umgegend verkauft worden, so daß sich wenig brauchbare Stämme mehr diesseits des Berges befanden; doch auf und hinter demselben standen noch, dicht gedrängt, Hunderte von Cedernbäumen. Das Feuer hatte von der Prärie aus das Gehölz ergriffen und war unaufhaltsam den Berg hinangedrungen und räumte unter den herrlichen Baumstämmen schneller auf, als eine Armee von Holzhackern im Stande gewesen wäre. Der noch immer mit gleicher Heftigkeit wehende Nordwind trieb die Flammen immer weiter den Berg hinan und sie schienen nun, da sie auf der Prärie ausgetobt hatten, ihre ganze Wuth an dem Gehölze ausüben zu wollen. Frau Werner hatte sich unterdessen bei ihrem Manne eingefunden und betrachtete an seiner Seite die großartige Feuersbrunst. Der Berg war nun vollständig in ein Flammenmeer gehüllt und selbst ein Aetna oder Vesuv konnte nicht schrecklicher anzusehen sein, denn hier kam die Flamme nicht aus einem einzelnen Krater hervor, sondern schlug prasselnd von allen Seiten hoch über dem Gipfel zusammen. Die himmelhoch aufzüngelnden Flammensäulen, die mit Blitzesschnelle an den riesigen Bäumen emporschlugen; der dunkle, schwarzgelbe Rauch, der aus den Wipfeln der Bäume, wie aus einem unterirdischen Krater, zum Firmamente empordrang und sich wie eine Gewitterwolke über dem Gehölze lagerte; das donnernde Krachen der Baumstämme, welche, brennenden Säulen gleich, in die rings um sie gähnenden Feuerschlünde stürzten — Alles

dies verlieh dem Waldbrande etwas Erhabenes, Schauerliches, Uebernatürliches, das man bei einem Präriebrande umsonst sucht. Die ganze Gegend war von dem blutrothen Scheine überfluthet und die Pfosten und Riegel des Zaunes warfen ihre Schatten scharf und klar auf den hell erleuchteten Boden. Ungeachtet der Kälte, des Windes und Hagels standen Herr und Frau Werner wie durch Zauber an den Boden gefesselt und vermochten kaum ihre Augen abzuwenden.

„Was mag wohl aus Herrn Hagenbaum und seinem Sommerhäuschen da drüben geworden sein?" fragte Frau Werner endlich nach langem Stillschweigen. „Und Franzisko auf Schwager Jakob's Farm?"

„Ich weiß es nicht. Ich habe auch schon an sie gedacht, aber was können wir thun?"

„Und auch dort im Osten ist ein Feuer," sprach Frau Werner, als sie sich nach dem Hause wandten, nach einem rothen Scheine am fernen Horizonte zeigend.

„Ja", erwiderte Herr Werner, „aber das ist ein Feuer, das Gott selbst angezündet — es ist das Roth der aufgehenden Sonne." Und mit diesen Worten eilten sie nach dem Hause.

„Nun aber gilt es Fränk," sprach Herr Werner, nach dem Stalle hingehend. Dort fand er, daß Kratzi bereits ein Pferd gesattelt hatte.

„Wann habt Ihr Fränk's Bullenbeißer zuletzt gesehen, Kratzi?" fragte er während des Aufsteigens.

„Fränk hat ihn gestern angebunden, bevor er fortging," erwiderte Kratzi; „doch der Hund hat gegen Abend

so geheult, daß er mich erbarmt hat und ich hab' ihn losgelassen. Seither hab' ich ihn nie wieder gesehen," fuhr er fort, näher an Herrn Werner herantretend und leise flüsternd, „aber der Mustäng ist im Stalle. Ich hab' ihn heute Morgen wiehernd am Hofthor gefunden und herein gelassen. Aber wo ist Fränk?" schloß er in ängstlichem Tone, seine Hand an Herrn Werners Knie legend. Dieser sprang rasch vom Pferde, eilte nach dem Stalle, wo der Mustäng so ruhig an der Traufe stand, als ob nichts vorgefallen wäre.

„Ich hab' Sattel und Zaum gerade so an ihm gelassen, wie er gekommen ist, und nur das Seil, das er nachgeschleppt, hab' ich ihm abgenommen," sprach Kratzi. Herr Werner ging einige Male scharf musternd um ihn herum, ohne jedoch etwas Besonderes an ihm entdecken zu können.

„Kratzi!" rief er plötzlich mit beinahe heiserer Stimme, „saget Niemand ein Sterbenswörtchen; sattelt, so rasch Ihr könnt, einen Maulesel und folget mir!"

Im nächsten Augenblick war er aus dem Hofthore geritten. Vor ihm lag die offene Prärie, schwarz und kahl, so weit das Auge zu reichen vermochte. Es hatte aufgehört zu hageln, aber der Wind blies noch mit derselben Heftigkeit und trieb die Asche und den Rauch vor sich her. Auf der ersten Anhöhe hielt Herr Werner stille und wartete auf Kratzi, indem er unterdessen sein Auge rings über die Landschaft gleiten ließ, hoffend und fürchtend, einen ungewöhnlichen Gegenstand zu erblicken. Doch

nichts war zu sehen, als hier und da ein noch glimmender Mesquitbaum.

„Ich hab' Fränk sagen hören, sie gingen nach dem Zehnmeilenhügel," sprach Kratzi, als er die Anhöhe heran ritt.

„Nun, dann wollen wir zuerst dorthin reiten," erwiderte Herr Werner; „weiter können wir im Augenblicke doch nichts thun." Und sie galoppirten durch den brausenden Wind über die Ebene hin.

„Jetzt sind doch wenigstens keine Wölfe auf der Prärie, Mister Werner," sprach Kratzi, nachdem sie etwa eine halbe Stunde scharf geritten waren. „Das Feuer hat sie an den Fluß hinab getrieben; ich hab' letzte Nacht ein ganzes Rudel vor dem Feuer herlaufen sehen. Fränk's Leiche — ich meine Fränk ist wenigstens heute sicher vor ihnen."

Herr Werner vermochte nicht, zu erwidern; es war die härteste Stunde seines Lebens. Kaum im Stande, sich vor der Wuth des Windes im Sattel zu halten, ließ er seine Blicke doch während des Reitens nach allen Seiten hin über die Prärie gleiten, ohne dabei an etwas Anderes, als an seinen Sohn zu denken. Es hätte eben so gut der lieblichste Sommermorgen sein können, so wenig hatte er auf das Wetter Acht. „Warum haben wir auch nicht daran gedacht?" rief er, sein Pferd plötzlich anhaltend. „Wir hätten der Spur des nach Hause gekommenen Mustängs folgen können." „Nein, Mister Werner, nein," sprach sein Begleiter kopfschüttelnd. „Ich hab'

mir diesen Morgen alle Müh' gegeben; aber der Wind hat jede Spur mit Asche überdeckt."

Wieder jagten sie in vollem Galopp über die Prärie hin. Auf jeder Anhöhe hielten sie an und obschon der Sturm sie von ihren Sätteln zu blasen drohte, blickten sie sich doch scharf nach allen Seiten hin um. Kein lebendes Wesen zeigte sich auf der weiten, schwarzen, kahlen Ebene und selbst die Sonne schien sich nur mit Mühe gegen die Wuth des Sturmes an dem düstern Horizonte empor arbeiten zu können. Noch eine Stunde und sie erblickten den Zehnmeilenhügel. Gestern war es noch ein grüner, schattiger Hain mächtiger Lebenseichen und heute war er zu einem Paar verkrüppelter, verkohlter, ast- und laublosen Stämme zusammengeschrumpft. „O, Mister Werner!" rief Kratzi plötzlich. „Ich sehe einen Mann auf einem Pferde nach dem Hügel zureiten. Aber, o Gott, Fränk hat ja kein Pferd."

Nach einem Galopp von ein Paar Minuten konnten sie erkennen, daß es Onkel Jakob war, und zwar allein. Traurig und niedergeschlagen schaute er nach ihnen um, als sie sich ihm näherten.

„Nicht das Geringste, auch keine Spur von ihm!" rief er ihnen schon von Weitem zu. „Ich bin rings um das Feuer geritten, auch hinein," fuhr er fort, auf die versengten Hufhaare seines Pferdes deutend, „und konnte nichts von ihm entdecken. Ich bin seit Tagesanbruch schon ein Dutzendmal hier gewesen und habe mit meinem Fernglas vergebens rings über die Prärie hin

geschaut. Ich konnte nirgends das Geringste entdecken. Ich will es noch einmal probiren."

Langsam erhob er das Glas, blickte lange und scharf von einem Ende der Prärie zum andern, schüttelte traurig den Kopf und reichte das Glas seinem Bruder. Umsonst versuchte es sein Bruder; das Zittern seiner Hand und seine trüben, umflorten Augen machten es ihm unmöglich.

„Lasset mich einmal versuchen, Mister Werner," sprach Kratzi. Rasch nahm er das Glas — er hatte sich beim Auftreiben des Viehes schon oft desselben bedient — machte es für seine Augen zurecht und blickte prüfend ein-, zwei-, dreimal über die Ebene hin. „Ah!" rief er plötzlich laut; doch eben so schnell ließ er seine Stimme wieder sinken. „Pah! 's ist nur eine schwarze, verbrannte Ochsenhaut. Ja," fuhr er fort, „und dort ist sogar ein Wolf! Nein, es ist der Bullenbeißer; er läuft wie besessen im Kreise herum. Such' ihn, such' ihn! Guter Hund, such' den Herrn! Such', such'!" rief er aus vollem Halse, indem er das Glas rasch zusammenschob, es in die Tasche steckte und im nächsten Augenblicke über die Prärie hinjagte, gefolgt von seinen verwunderten Begleitern. Sie vermochten nur mit Mühe die Gestalt des Hundes zu erkennen, denn er glich eher einer Feldratte, wie er, die Nase auf dem Boden, bald eine Anhöhe hinan, bald durch eine Vertiefung hinab rannte. Bald hatten sie Kratzi erreicht und sahen nun, wie der Hund nach einem schwarzen, verbrannten Gegenstande lief, der unten in einer Vertiefung lag.

„Halt, Martin, um Gottes willen!“ rief der Texaner, das Pferd seines Bruders am Zügel fassend, während ihm helle Thränen über die Wangen rollten. „Dies ist kein Anblick für dich. Sei ein Mann, Bruder; sei ein Mann! Hier, Kratzi!“ rief er Jenem zu; „bleibet bei meinem Bruder!“

Herr Werner hatte den schwarzen Gegenstand erblickt und war, während sein Bruder zu ihm sprach, wie ein vom Sturme niedergeschmetterter Baum, vorwärts auf den Sattelknopf zusammen gesunken, der Last des Kummers beinahe erliegend. Er hatte es befürchtet, er wußte, daß es nicht anders sein konnte, aber die Wirklichkeit war doch zu schrecklich. Kratzi's kräftige Arme hielten ihn umschlungen und Beide erzitterten vor innerer Aufregung, als der Texaner allein vorwärts ritt. Auf einmal sprang dieser vom Pferde und hob ein Pulverhorn vom Boden auf, das zerspalten, schwarz und leer war. Einen Augenblick später befand er sich neben dem gefürchtetem Gegenstande und Herr Werner und Kratzi, deren Blicke allen seinen Bewegungen gefolgt waren, fuhren plötzlich vor Verwunderung in die Höhe.

„O, du unverbesserlicher Wildfang!“ klang es ihnen herüber. „Hätte ich nur eine tüchtige Haselstaude, wie wollte ich dir das Antilopenfieber aus den Gliedern dreschen! Liegt der Junge da,“ rief er seinen Begleitern zu, die heran sprengten, „wie ein Murmelthier in seinem Neste. Das geht denn doch über's Bohnenlied!“

Er hatte die dürre, halbverbrannte Ochsenhaut in die Höhe gehoben und darunter lag, wie in einen Klumpen

zusammengeballt und seine Büchse im Arme, der als todt beweinte Knabe. Er schien eben aus einem festen Schlafe aufgewacht zu sein, denn er streckte gähnend die Glieder und rieb sich verwundert die Augen.

Es wäre unmöglich, die Gefühle der Männer zu beschreiben, als sie unserm jungen Helden auf die Beine halfen. Selbst der Hund sprang, vor Freude laut bellend, an seinem Herrn empor und warf ihn mit seinen ungestümen Liebkosungen mehrere Male zu Boden.

„Der Wind bläst zu kalt und scharf, als daß wir uns lange hier aufhalten könnten," sprach Herr Werner, nachdem sich der erste Ausbruch der Freude etwas gelegt hatte. „Komm', setze dich hinter mich, Fränk, und laß uns so schnell als möglich zur Mutter eilen!"

Der Nordwind war ihnen jetzt im Rücken und, von seinem gewaltigen Wehen unterstützt, schien sich ihre Schnelligkeit zu verdoppeln. Die lieblichste Sommerluft hätte für sie nicht angenehmer sein können. Es kam ihnen kaum wie ein Paar Augenblicke vor und schon hatten sie den Saum des Gehölzes erreicht. Der Vater war mit seinem Sohne in seiner Hast und Eile weit voraus geritten.

„Mister Werner," sprach Kratzi mit halblauter Stimme, als sie sich dem Hause näherten, indem er den Texaner auf die Seite zog. „Ich hab' Euch was zu sagen. Bald hätt' ich's ganz vergessen. Er ist in meiner Stube. Ich will Euch sagen, wie's kam." „Wer ist in Eurer Stube?" fragte der Texaner.

„Wißt Ihr, ich hab' ihn schon ein Paar Male gesehen. Das letzte Mal, wie er den Heinrich aus dem Fluß zog. Die letzte Nacht hat er wie wahnsinnig gegen das Feuer gearbeitet. Er ist in der Finsterniß neben mir am Zaune gestanden, daß ihn Mister Werner nicht sehen konnte. Er hat mir grausam viel geholfen, das kann ich Euch sagen. Er hat mehr gethan, als ich, und ich glaube, wenn er uns nicht geholfen hatte, es hätte schlimm für uns ausfallen können. Saget Euerm Herrn nichts davon, sagte er jedes Mal, wenn wir im Rauch und Feuer zusammen kamen. Wie die Prärie abgebrannt war und Herr Werner in's Haus ging, lief ich an das andere Ende des Zaunes und fand ihn dort wie todt auf dem Boden liegen. Johanna und ich hoben ihn auf und schleppten ihn in meine Stube und legten ihn auf mein Bett. Saget Niemand etwas davon, sprach er, als wir ihn mit den wollenen Decken zudeckten. Aber der Mann dauert mich zu sehr und man kann ihn nicht wieder so laufen lassen. Ich dachte, ich wolle es zuerst Euch sagen."

Unterdessen waren sie abgestiegen und nach Kratzi's Stube gegangen. Kratzi blieb draußen stehen, während Onkel Jakob leise die Thüre öffnete und hinein trat. Auf dem Bette lag, bis zum Kinne in wollene Decken gehüllt, die abgezehrte, magere Gestalt des wilden Mannes, die hohlen Wangen blaß, wie aus Wachs gegossen, und die tief liegenden Augen wie im Tode geschlossen.

XII. Kapitel.

Der wilde Mann.

„Herr Jakob ist nach seiner Farm hinüber geritten und hat Kratzi mitgenommen. Er läßt Ihnen Allen einen guten Morgen wünschen und wird in einer Stunde wieder hier sein,“ sprach Johanna, das Frühstück auftragend.

Die Familie kniete im anstoßenden Zimmer in inbrünstigem Gebete, Gott für die wunderbare Rettung des verloren geglaubten Sohnes ihren Dank darbringend, und nachdem die kleine Marie noch ihren „Englischen Gruß“ laut hergesagt, erhoben sich Alle neugestärkt und setzten sich zum dampfenden Mahle nieder. Jetzt, da Alles überstanden war, kamen ihnen die Erlebnisse der vergangenen Nacht mehr wie die Bilder eines schrecklichen Traumes vor.

„Nun, mein Entkommen war bei alledem nicht so wunderbar,“ sprach Fränk, nachdem er sich für sein gestriges Fasten einigermaßen entschädigt hatte. „Nur scheint es mir, beinahe eine Schickung Gottes zu sein, daß mich der Mustäng gerade in der Schweinepfützen-Prärie abwerfen mußte. Wäre ich nur noch ein wenig länger auf ihm geblieben, so hätte er mich in das dichteste, höchste Präriegras getragen, und da er so müde war, daß ich ihn kaum mehr vorwärts treiben konnte, so wären wir sicherlich mit einander verbrannt.“

„Ich kann aber nicht einsehen, warum gerade jene Stelle dich rettete,“ unterbrach ihn seine Mutter.

„Du hast doch gewiß schon bemerkt, Mutter,“ fuhr Fränk fort, „wie dünn und kurz und spärlich das Gras in jenen sumpfigen Vertiefungen wächst und wie wenig dort ein Feuer an Nahrung finden kann. Aber auch die Ochsenhaut war gerade am rechten Platze. Es ist sonderbar, aber ich muß gestehen, daß gerade die Sachen, die mir Anfangs am schlimmsten erschienen, am Ende gerade am besten ausfielen. Ich ging an jenem Morgen, als wir unsern Einzug hielten, so ungern nach der Axt in das Cedernholz und doch schoß ich damals meinen ersten Hirsch. Wie hart nahm ich es auf, als mich Onkel Jakob an jenem andern Morgen nach Haus schickte, und gerade dies machte es mir möglich, den großen Bären zu erlegen. Hätte ich eine der Antilopen geschossen, so wäre ich ohne Zweifel draußen im Nordwind umgekommen. Und gerade die Haut, über die mein Mustäng stolperte, schützte mich vor dem Feuer; und er fiel auch gerade zur rechten Zeit, denn ich war so matt und schwach und müde, daß ich kaum noch unter die Haut kriechen konnte, und ich war noch keine Minute darunter, als auch schon eine Heerde wilder Thiere, ich glaube, es waren Wölfe, über mich hin stürmte. Einer stand gerade über mir und blickte nach dem Feuer zurück, doch nur einen Augenblick, dann jagte er den andern nach. Ich konnte das Prasseln und Brausen des näher kommenden Feuers deutlich vernehmen. Der Rauch war beinahe unerträglich und wäre nicht der starke Wind ge-

wesen, so hätte ich ohne Hilfe ersticken müssen. Ich zog meine Füße, so viel ich konnte, herauf, preßte meinen Mund zwischen beiden Händen dicht auf die Erde und athmete so langsam, als ich nur konnte. Der Hagel, der über die Ochsenhaut eine ganze Kruste gezogen hatte, machte auch, daß das Gras schwerer brannte. Ehe ich mich versah, war das Feuer herangekommen, aber auch wie ein Blitz über mich hingerauscht, und nachher schlief ich, trotz der bittern Kälte, fest ein. Ich dachte aber, meine Füße wären erfroren, als mich Onkel Jakob aufweckte."

„Das nächste Mal, mein lieber Sohn," sprach seine Mutter, „folge nicht wieder dem ersten Antriebe; es wird bei dir zur Leidenschaft!"

„Aber du willst doch auch nicht, Mutter, daß ich den ganzen Tag zu Hause sitze und mit dem Messer schnitzle und Tabak kaue, wie der Sohn des Amerikaners drunten am Flusse, der so träge ist, daß er sich kaum einmal die Woche wäscht und kämmt."

„Ich habe keine Angst, daß du ein träger Mensch wirst," erwiderte seine Mutter, nicht ohne einigen Stolz auf ihren Liebling blickend.

„Nein, mein Sohn," sprach Herr Werner; „Müssiggang ist aller Laster Anfang. Man muß die goldene Mittelstraße inne halten und beide Extreme vermeiden. Als ich zu Hause in die lateinische Schule ging, hatte ich in meiner Klasse zwei, himmelweit von einander verschiedene Mitschüler. Der eine war reicher Leute Kind, hielt viel auf gutes Essen und Trinken und wurde zuletzt

so fett und unbeholfen, daß er an keinem unserer Spiele mehr Antheil nehmen konnte. Um acht Uhr Abends legte er sich schon schlafen und des Morgens mußte man ihn zum Frühstücke erst aus dem Bett trommeln. Er hat, so lange ich ihn kannte, nie eine Aufgabe ohne Fehler gelernt. Er erhielt den Spitznamen: Mops. Der andere war ein dünner, magerer, leichtfüßiger Bursche; der Erste aus den Federn und der Letzte zu Bett. Er war nie ohne Beschäftigung, konnte seine Vokabeln wie das Vater unser hersagen und war mit seinen Arbeiten zu Ende, wenn wir noch Alle darüber schwitzten. Und wie war das Ende? Er war der schnellste, aber schwachsinnigste Mann, den ich je gekannt. Er stolperte beständig, da er zu schnell lief. Und es war kein Vergnügen, sich mit ihm zu unterhalten, denn kaum hatte man einen Satz halb begonnen, so war er von ihm schon aufgefangen und beendet worden. Er konnte Niemandem eine Minute lang in das Auge schauen. Er war ein naseweiser, superkluger, nimmersatter Schwätzer geworden. Suche beides zu vermeiden, Fränk; handle weder zu langsam und träge, noch zu rasch und unbedacht. Die edelsten Menschen sind die, welche, ohne auf Extreme zu gerathen, entgegengesetzte Vorzüge in sich vereinigen."

„So etwas von Deutschland und Texas; nicht wahr, Vater?" fragte Fränk lächelnd.

„Ohne die Extreme," fügte seine Mutter hinzu. „Vielleicht ist es das Klima von Texas oder die heftigen Winde oder die weiten Prärieen oder Alles dies zusammen; ich habe aber in meinem ganzen Leben noch nicht

solche Uebertreibungen gehört, wie hier. Ist Jemand in der Nachbarschaft unwohl, so heißt es sogleich, er sei sehr krank und ist er wirklich krank, so wird schon berichtet, er liege im Sterben. Es ist immer heiß zum Schmelzen oder kalt zum Erfrieren; so finster, wie in einem Sack oder so hell, wie tausend Sonnen. Jedes Ding ist entweder das allergrößte oder allerkleinste, das allerbeste oder allerschlechteste, das je existirte. Ihr habt euch Beide diese Unart schnell genug angewöhnt."

„O, das macht das Land, Mutter," sprach Heinrich. „Hast du noch je in deinem Leben ein so schönes, großes Feuer gesehen oder einen so heftigen, wilden Wind brausen hören? Und so prächtige, langohrige Hasen und so unermeßlich viele Trauben und Pekans und so schrecklich große Blumen, wie am spanischen Schwertbaume?"

„Das ist recht, Heinrich; trete jeder Zeit für Texas in die Schranken!" rief Onkel Jakob, zur Thüre herein tretend. „Alles in Ordnung drüben auf meiner Farm," fuhr er fort, einen Stuhl an den Kamin rückend. „Hagenbaum ist aus seinem Sommerhäuschen nach meiner Wohnung geflüchtet und wird da bleiben, bis das Feuer im Cedernholz vorüber ist. Er denkt übrigens, daß seine Waldung und sein Häuschen nicht viel gelitten haben, da ein bedeutender Strich Land bereits geklärt und umgepflügt war."

„Das Feuer muß jedoch sehr viel Unheil angerichtet haben," sprach Frau Werner.

„O, es thut mir so leid," bemerkte Fränk. „Hätte ich das gewußt, so wäre ich doch lieber steif ge-

froren; aber an so etwas dachte ich auch nicht im Geringsten."

„Mache dir weiter keine Gedanken darüber," erwiderte sein Onkel. „Nach dem Brande wird das Gras auf der Prärie in ein Paar Monaten nur desto üppiger wieder hervorschießen, und der Theil des Cedernholzes, der abgebrannt ist, war ohnehin nicht mehr viel werth. Freilich ist auch mancher schöne Stamm mit zu Grunde gegangen, aber wir werden jeden Falles noch genug für unsern Gebrauch finden. Das nächste Mal mußt du aber nicht so Hals über Kopf darauf losstürmen, Frank! Eine Büchse zu rasch abgefeuert ist gerade so schlimm, als das beständige Puffen der Sonntagsjäger. Und auf diese Weise wirst du dein Leben lang keine Antilope erlegen. Mit Kaltblütigkeit, Geduld und Ausdauer muß man zu Werke gehen, wenn man Erfolg haben will."

„Wie lange mag wohl der Nordwind noch anhalten?" fragte Frau Werner, die den Vorhang auf die Seite schob und in den Sturm hinaus blickte.

„Drei Tage," antwortete der Texaner, „dann einen halben Tag lang Windstille und all' der Wind kommt wieder aus dem Süden zurück, gemildert und angefeuchtet durch den Golf, bis Alles wieder im Gleichgewicht ist. Ich bin dem rückkehrenden Wind aber bei weitem mehr abhold, als dem Nordwind, denn er ist so frostig und schauernd."

„Ich fürchte, unser Vieh wird leiden," sprach Herr Werner.

„Ja, wenn wir weiter von den Bergen wohnten,“ erwiderte sein Bruder. „Sie können hier den ganzen Winter über Nahrung finden. Es ist wirklich wunderbar, wie dick und saftig das Mesquitgras bis auf die Gipfel der Berge hinan wächst. Es schießt zwischen Felsen und Steingeröll hervor und ist das beste Futter für das Vieh.“

„Ich habe aber schon oft Schädel von Vieh auf der Prärie gesehen,“ meinte Heinrich.

„Ja, gewiß; es geht immer Vieh zu Grunde, obschon Texas das beste Land zur Viehzucht in ganz Nordamerika ist. Hier braucht man nie zu füttern, die Prärieen sind immer mit Gras bewachsen und liefern die prächtigste Weide. Und überdies ist es das gewinnreichste Geschäft,“ fuhr der Texaner fort. „Das weiße Kalb, das ich dir letztes Frühjahr gab, Heinrich, wird sich in fünf Jahren zu dreißig Stück des feinsten Viehes vermehrt haben, ohne daß du mehr dabei zu thun hast, als die Kälber einmal des Jahres aufzutreiben und zu brennen. Bis du dich einmal verheirathen und eine eigene Wirthschaft anfangen willst, sage fünfzehn Jahre nachher, wirst du von dem einzigen weißen Kalbe eine Heerde besitzen, die hundert und fünfzig Köpfe stark ist. Aber die Schädel, die du gesehen hast, rühren meistens von Büffeln her, was man schon an der Kürze der Hörner wahrnehmen kann.“

„Das Land ist aber so ungeheuer trocken,“ sprach Herr Werner; „das ist der Hauptfehler.“

„Ja, es ist manchmal zwei oder drei Jahre hinter einander sehr trocken in Texas; das läßt sich nicht ableugnen," erwiderte der Texaner. „Aber wenn du einmal, Bruder, mit mir bei Hagenbaum droben im Gebirge einen Besuch machen willst, so soll er dir seinen Holzblock zeigen, der wird dir ziemlich Aufklärung darüber geben. Es ist dies eine, etwa sechs Zoll hohe und zehn Zoll breite Scheibe, die aus einer Pfosteneiche sorgfältig herausgeschnitten und die ich Anfangs für einen Fußschemel hielt, als er sie mir zeigte. Er hat die eine Seite abgehobelt, polirt und mit Firniß überstrichen, damit man die Ringe besser sehen kann. Es lassen sich achtzig bis hundert Ringe unterscheiden und da jeder Ring das Wachsthum eines Jahres anzeigt, so muß der Baum so viele Jahre alt gewesen sein, als man Ringe auf der Scheibe zählen kann, denn mit jedem Jahre bildet sich ein neuer Ring. Aus der verhältnißmäßigen Dicke oder Dünne dieser Ringe nun vermag Hagenbaum die Nässe oder Trockenheit der seither verflossenen Jahre anzugeben und er hat eine Tabelle angelegt, nach welcher die trockenen und nassen Jahrgänge in Gruppen von sechs bis acht Jahren abwechseln. Eine beträchtliche Anzahl dieser Jahrgänge sind sehr naß gewesen und die meisten in jeder Hinsicht günstig. Er sagt, an vielen Stellen in Texas seien ähnliche Versuche gemacht worden und alle mit demselben Ergebniß; auch habe er seine Tabelle mit den Aussagen alter Einwohner verglichen und Alles sei genau mit seinem Baumkalender übereingetroffen. Ich kann euch versichern, Hagenbaum ist ein

gelehrter, wissenschaftlich gebildeter Mann, und dazu äußerst anspruchslos und bescheiden, und, was noch mehr sagen will, gottesfürchtig, was man bei diesen gelehrten Herren höchst selten antrifft. Ihr hättet ihn hören sollen, wie er einmal einen unserer deutschen Krakehler lächerlich machte. Wir haben hier in Texas unter unsern deutschen Mitbürgern eine gewisse Anzahl Leute, die bessere Schulbildung genossen haben und mehr Kenntnisse besitzen, als der gewöhnliche Farmer und Handwerker. Es sind dies von Hause aus meist verunglückte Genies, durchgefallene Studenten, weggelaufene oder weggejagte Pastoren, abgesetzte Beamte, bankerotte Kaufleute und dergleichen, welche, wie sie hier erzählen, der Sache der Freiheit als Opfer fielen, in Wirklichkeit aber sich aus allerlei Gründen der strafenden Hand der Gerechtigkeit entzogen. Diese nun führen in den Turn- und Gesangvereinen, Casinos, Logen und wie die öffentlichen und geheimen Gesellschaften alle heißen mögen, das große Wort und spielen in den Wahlagitationen öfters eine nicht unbedeutende Rolle; meistens lassen sie sich von den amerikanischen Politikern, die ihre Charakterlosigkeit sehr wohl kennen, dazu gebrauchen, für sie die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Als Apostel des Fortschrittes und der Aufklärung, wie sich diese Herren zu nennen belieben, ziehen sie natürlich gegen „Verdummung und Verfinsterung“ zu Felde, worunter sie aber nichts Anderes verstehen, als die „Geistesfinsterniß und Geistesknechtschaft“ des Christenthums. Eine Schaar dieser Auserwählten war einst in einem benachbarten Städtchen versammelt, um

über die Errichtung einer Akademie oder höhern deutschen Schule zu berathen und einer derselben, ein ehemaliger Professor, hatte sich lang und breit über das Glück ausgesprochen, daß hier in Amerika die Schule, wie alles Andere, frei sei und nicht von der Geistlichkeit beherrscht und tyrannisirt werde. — Ja, sprach er, mit der geballten Faust auf den Tisch schlagend, daß die Gläser klirrten — man berathschlagte nämlich, nach ächter deutscher Sitte, hinter dem vollen Bierglas — errichtet Akademieen und Freischulen und dann habt ihr wenigstens die Gewißheit, daß die Schwarzröcke euern Kindern die Köpfe nicht verdrehen mit dem mittelalterlichen Unsinn von Gott, Himmel und Hölle. Man sollte wirklich lachen, wenn die Sache nicht zu ernst wäre, daß man heutzutage den armen Kindern noch die alte Schöpfungsgeschichte aus der Bibel aufoktroyiren will, wo doch unsere Naturforscher und Gelehrten schon lange nachgewiesen haben, daß Alles Lug und Trug und die ganze Geschichte nur ein Mährchen ist. Das einfältige Gefasel von der Erkenntniß des Schöpfers aus seinen Werken, als ob man nicht selbst das Entstehen und Vergehen der Dinge täglich vor Augen hätte. — Nun schien aber meinem Freunde Hagenbaum der Geduldfaden zu reißen. Wie von einer Tarantel gestochen fuhr er von seinem Sitze auf und trat an den Tisch, wo der hohe Rath saß. — Hören Sie einmal, Herr Professor, sprach er, da Sie in die Geheimnisse der Natur so tief eingedrungen sind, so können Sie mir ohne Zweifel sagen, was zuerst existirte, das Ei oder das Huhn? — Nun, natürlich das Ei. —

Und wo kam das Ei her? — Da blieb ihm der gelehrte Herr die Antwort schuldig und mit einem verächtlichen Blicke auf den Maulhelden setzte sich Freund Hagenbaum unter dem allgemeinen Gelächter der Anwesenden wieder nieder, während der Professor sich, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Staube machte. Von dieser Zeit an galt Hagenbaum Alles bei den deutschen Farmern und wollte er den amerikanischen Humbug mitmachen, so hätte er schon längst eine fette Stelle in Austin erlangen können; aber er ist zu bescheiden und zu ehrlich und das lobe ich von ihm."

„Wie Sie Jeden loben, Schwager, der ein gutes Wort für Texas einlegt," sprach Frau Werner lächelnd.

„Wartet nur," erwiderte der Texaner, „bis einmal Eisenbahnen gebaut sind über die unabsehbaren Ebenen, die von der Natur wie dazu geschaffen scheinen. Das Holz und die Bohlen dazu liefern uns unsere Eichen- und Cedernwaldungen und die Kohlen für die Lokomotiven finden wir im Schooße unserer Berge."

„Kohlen?" fragte Frau Werner.

„Ja, Kohlen und Eisen im Ueberfluß und Kupfer und Blei. Und was Gyps anbetrifft, so hat Texas das größte Lager davon in der Welt. Wartet noch ein Paar Jahre und die Welt wird staunen über den Reichthum von Texas, das sage ich euch!"

Es war aber etwas, das ihnen der Texaner nicht sagte. Als er nämlich am Morgen in Kratzi's Stube trat und die hilflose Lage des fremden Mannes sah, entschloß er sich rasch, ihn im Stillen nach seiner eigenen

Farm hinüber zu bringen. Von Kopf bis zu Fuß in die Decken gehüllt, wurde er auf ein Pferd gepackt und mit Kratzi's Hilfe nach Onkel Jakob's Wohnhaus gebracht, wo Franzisko schnell ein Bett für ihn zurecht machte und ihn sorgfältig verpflegte. Langsam erholte sich der Fremde unter der brüderlichen Sorge und aufmerksamen Behandlung des Texaners, der beinahe nicht von seinem Bette wich und sich oft Stunden lang mit ihm unterhielt, und es waren bereits sechs Wochen verstrichen, ohne daß die Familie zu San Hieronymo das Geringste davon erfahren oder nur eine Idee hatte, daß sich der wilde Mann auf der Farm des Bruders befand. Eines Tages jedoch erschien Fränk plötzlich im Hause seines Onkels, um sich ein neues Pulverhorn zu suchen, da er das seinige beim Präriebrande aufgeopfert hatte. Er fuhr betroffen zurück, als er bei seinem Eintritte einen ältlichen, ernst aussehenden Herrn erblickte, der am Kamine saß und las. Der Fremde sprang überrascht auf und schien Anfangs ängstlich und in Verlegenheit zu sein und der Knabe bemerkte, daß er leichenblaß wurde und zitterte und sich im Zimmer umsah, als suche er einen Ausweg zur Flucht. Fränk, den die Verlegenheit des Andern ebenfalls verlegen machte, schickte sich an, das Zimmer wieder zu verlassen, als der Herr, wie durch eine plötzliche, beinahe übermenschliche Anstrengung, seine Fassung wieder gewann und ihn höflich ersuchte, sich zu setzen. Zögernd folgte der Knabe der Einladung, indem er dabei einen scheuen Blick auf den Fremden warf. Dieser war glatt rasirt, blaß und einfach, aber anständig in Schwarz gekleidet.

Der Ausdruck seines Gesichtes verrieth tiefes, geistiges Leiden und lange anhaltendes Unwohlsein. Es dauerte geraume Zeit, bevor sich Beide von der Ueberraschung erholt hatten. Endlich, nach einer nothdürftigen Unterhaltung sah Fränk das gesuchte Pulverhorn an der Wand hängen und nachdem er es herabgenommen hatte, ergriff er seinen Hut, um das Zimmer zu verlassen.

„Gehst du gerade nach Hause?" fragte plötzlich der Fremde, als sich Fränk höflich verabschiedete.

„Ja, Herr," erwiderte der Knabe.

„Sei so gut und warte einen Augenblick," sprach der Fremde, „ich werde dich begleiten," und er ging in das anstoßende Zimmer.

Fränk setzte sich wieder, den Fremden erwartend. Nach einiger Zeit stand er auf und ging nach dem Bücherschranke hin, der in mehreren, über einander befindlichen, rohen Brettern bestand, die an die Balken genagelt waren, welche die beiden Zimmer von einander trennten. Als er seine Augen über die Bücher gleiten ließ, fiel sein Blick durch eine Spalte in der Wand auf den Fremden im nächsten Zimmer. Er kniete auf dem Boden neben dem Bett und, das Gesicht tief auf die weiße Decke hinabgebeugt und mit beiden Händen bedeckt, schien er in andächtiges Gebet versunken zu sein. Roth vor Scham, daß er, freilich ohne sein Verschulden, den Lauscher gespielt hatte, ging der Knabe wieder leise zu dem Stuhle zurück. Bald darauf trat der Fremde wieder ein, den Hut in der Hand und mit einer so ruhigen

Miene, daß Fränk kaum wieder denselben Mann in ihm erkennen konnte.

Es lag in der Stimme, den Gesichtszügen und dem ganzen Benehmen des Fremden etwas Angenehmes, Zutrauliches, Gemüthliches und doch dabei so Bestimmtes, Ernstes und Ruhiges, daß Fränk mit Achtung, ja beinahe mit Scheue zu ihm aufblickte und sich doch dabei mächtig zu ihm hingezogen fühlte. Zu Hause angekommen, führte er ihn in das Wohnzimmer und eilte dann, seine Mutter von dem Besuche zu benachrichtigen, da der Vater auf dem Felde abwesend war.

„Nehmen Sie mir nicht übel, Madame," sprach der Fremde mit einer Verbeugung, als Frau Werner in das Zimmer trat, „daß ich mir die Freiheit genommen, Sie aufzusuchen. Mein Name ist Kurtmann; ich bin Lehrer und befinde mich gegenwärtig bei Ihrem Herrn Schwager auf Besuch. Ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, Ihren Sohn nach Hause zu begleiten, um Ihre werthe Bekanntschaft machen zu können."

Frau Werner blieb einen Augenblick, wie unschlüßig, stehen und vermochte kaum, den Sprecher anzuschauen; als er jedoch zu Ende war, trat sie unbefangen näher, reichte ihm die Hand und bot ihm einen Stuhl an. Es dauerte nicht lange, so hatte sich ein lebhaftes Gespräch entsponnen, in dessen Verlauf Frau Werner erfuhr, daß er beabsichtige, auf Herrn Jakob Werner's Einladung sich längere Zeit hier aufzuhalten und eine Schule zu gründen. Dies war für Frau Werner eine höchst angenehme Nachricht, da Fränk's und Heinrich's Unterricht

in der letzten Zeit vernachläßigt worden und auch die kleine Marie alt genug war, um den Schulbesuch beginnen zu können.

„Ja, warte nur, du Wildfang!“ sprach Frau Werner zu der Kleinen, die sich eben mit einer Katze herum tummelte. „Herr Kurtmann wird dir die Flügel schon beschneiden, wenn du einmal in die Schule gehst!“

„O, bitte, Madame Werner,“ sprach der Lehrer lächelnd, „machen Sie dem Kinde nicht so bange vor der Schule; sie ist ja keine Strafanstalt. Nein, die Schule ist des Geistes Tummelplatz, der große Familiensaal, wo Herz und Gemüth nicht ausgeschlossen sind und das Leben sich im Kleinen abspiegelt. Gibt es wohl einen wichtigeren Abschnitt im Leben eines Kindes, als den Augenblick, wo es zum ersten Male die Schule besucht! Ja, der erste Schultag ist dem Kinde ein Freudentag, ein Weltereigniß, wenn ihm die Schule nicht schon früher als ein Ort der Härte und der Gewalt dargestellt worden.“

Unter solchen Gesprächen war die Zeit rasch verflossen, als Herr Werner vom Felde nach Haus kam und den Fremden ebenfalls herzlich begrüßte. Frau Werner hatte ihn bereits zum Mittagessen eingeladen und als auch Herr Werner ihm so freundlich dringend zusprach, konnte er nicht umhin, ihre Einladung anzunehmen. Lange, ehe er das Haus wieder verließ, war eine vollständige Aenderung mit ihm vorgegangen; seine Augen hatten einen lebhaften, sichern Blick angenommen und über seine blassen Wangen zog sich eine sanfte Röthe, als ströme neues

Leben durch seine Adern. Die Unterhaltung der Familie, die drolligen Bemerkungen der beiden Knaben, das unschuldige Geplauder der kleinen Marie schien wie ein Zauber auf ihn einzuwirken und etwas Neues, lang Entbehrtes für ihn zu sein.

Es war schon spät am Nachmittage, als er sich endlich mit Gewalt aus der angenehmsten Unterhaltung losriß. Mit dem Hute in der Hand schritt er eben nach der Thüre, von der ganzen Familie begleitet, als plötzlich Onkel Jakob unvermuthet eintrat. Beim Anblick des Herrn Kurtmann entfuhr ihm unwillkürlich ein Ausruf der Verwunderung, den er jedoch rasch durch Husten und Räuspern und die Entschuldigung zu vertuschen suchte, er habe nicht gewußt, daß Herr Kurtmann auf Besuch herübergekommen sei.

„Sie sehen, ich konnte nicht warten," sprach Jener, „bis Sie mich mit Ihrem Herrn Bruder bekannt machten, und so habe ich mir selbst die Freiheit genommen."

„Ich hoffe, daß wir öfters das Vergnügen haben werden, Sie bei uns zu sehen," sprach Herr Werner, ihn zur Thüre begleitend.

„Danke Ihnen herzlich," erwiderte Herr Kurtmann, ihm zum Abschiede die Hand reichend.

„Bald hätte ich vergessen, Ihnen mitzutheilen," fuhr er, etwas zögernd, fort, „daß meine Tochter bald bei mir hier sein wird. Sie ist eine Waise, hat keine Mutter, und ich hoffe und wünsche, sie möchte in Ihrem Kreise willkommen sein!"

XIII. Kapitel.

Viehbrennen und Reitkünste.

Ein Jahr, ein ganzes Jahr in Texas war verflossen, und wie rasch! Sie hatten auch in der That während der zwölf Monate, von Mai zu Mai, mehr gedacht, mehr gefühlt, mehr gearbeitet, mehr erfahren und mehr Freude erlebt, als früher in einem Zeitraume von zehn Jahren. Zwar war ihre Freude nicht ungetrübt gewesen und Sorge, Kummer und Angst hatten sich auch in ihrem friedlichen Asyle eingefunden, doch dienten sie nur dazu, die Glieder der Familie desto fester und inniger an ihre neue Heimath zu fesseln, gleichwie die Eiche desto tiefer ihre Wurzeln in den Boden senkt, desto mächtiger sich ausbreitet, je stürmischer die Winde durch ihre Wipfel brausen. Das erste Jahr, das Jahr der Prüfung, war überstanden und nun entfaltete sich vor ihren Blicken eine Glück verheißende, hoffnungsvolle Zukunft.

„Sehet," sprach Onkel Jakob mehr als einmal, wenn sie des Abends in traulichem Gespräche beisammen saßen, „sehet, wie die Einwanderer aus allen Theilen der Welt in unsern Staat herein strömen; wie die Eisenbahnen ihr ehernes Netz auszuspannen beginnen; wie nach und nach das große Gebiet unseres Staates immer mehr erforscht, immer mehr angebaut wird; wie rings um uns, in Nord und Süd, in Ost und West, sich tausend Hände geschäf=

tig regen; wie die Waldungen von den Axthieben der Ankömmlinge ertönen und neue Ansiedelungen, wie Pilze, allerwärts emporschießen! Ja, in Kurzem wird der wilde Blumengarten, die bunte Prärie, vor der immer weiter vordringenden Pflugschaar des Ansiedlers weichen und sich in herrliche Felder der schneeigen Baumwolle, des saftigen Zuckerrohres und des edeln Tabakes verwandeln. Die Orange, die Citrone, die Pfirsiche, die prachtvolle Magnolia, alles Schöne, was der Süden produzirt, wird das Asyl des Landmannes schmücken und, ein König in seinem Hause, auf seinem eigenen Boden, würde er nicht mit den Herrschern Europa's tauschen!"

„Bei uns geht es immer den alten Schlendrian," las Fränk eben seinem Bruder Heinrich aus einem Briefe vor, den er als Antwort von seinem Schulfreunde aus Deutschland erhalten hatte. „Ein Tag, wie der andere und ein Monat wie der andere. Vom Haus in die Schule und von der Schule nach Haus. An die Jagd dürfen wir nicht denken, denn die ist verpachtet und das Tragen von Waffen verboten. Man weiß vor langer Weile nicht, was man thun soll. Ich wollte, mein Vater schickte mich zu euch nach Texas. Die Leute hier sprechen nicht mehr so viel Schlimmes von Texas; ich habe schon Mehrere sagen hören, sie werden auch nach Texas auswandern, wenn es euch gut gehe. Ich wollte auch lieber dort hart arbeiten, wie ihr, als hier vor lauter Langeweile und Ungeduld vergehen. Die Mädchen haben noch mit ihrem Putz etwas zu thun, aber wir Jungens sind am übelsten daran."

„Lese den Brief ein anderes Mal zu Ende, Fränk," sprach Heinrich, mit dem Hute in der Hand ungeduldig um ihn herum trippelnd. „Sie sind diesen Morgen Alle drüben auf Onkels Farm, die Kälber zu brennen. Komm', laß' uns gehen! Vorwärts, tummle dich!"

Einen Augenblick später wanderten die Knaben singend und pfeifend durch Wald und Busch und hatten bald den Corral ihres Onkels erreicht. Es war dies ein freier Platz, rings von zehn Fuß hohen Riegeln eingeschlossen, die man senkrecht in die Erde gerahmt hatte und zwar so dicht an einander, daß man kaum eine Hand hindurch stecken konnte. Schon Wochen zuvor war Jung und Alt damit beschäftigt gewesen, alles Vieh, das den Werner Brand trug, in diese Einzäunung zusammen zu treiben. Beinahe hinter jeder Kuh trabte ein munteres Kalb daher und alle diese Kälber, mehrere hundert an der Zahl, rannten, stießen und drängten sich blöckend und schreiend in dem Corral umher und versuchten, ihre Köpfe zwischen den Riegeln hindurch zu zwängen. Drinnen, mitten unter der brüllenden Heerde, befanden sich Onkel Jakob, Kratzi und Franzisko in voller Arbeit.

„Das ist ein Hauptspaß", sprach Fränk, seinen Rock ausziehend und sich über das fest verschlossene Thor schwingend. Onkel Jakob hatte die Arbeit folgendermassen vertheilt: Franzisko fing die Kälber ein mit seinem Lariät, einem aus Rohhaut geflochtenen Seile; und es war wirklich bewundernswerth, wie geschickt er dies that. Ohne sich von der Stelle zu bewegen, warf er das aufgerollte Lariät so sicher nach einem Kalbe, daß die am

andern Ende befindliche Schleife über dessen Kopf glitt und es gefangen war. Sobald dies geschehen, sprang Kratzi, der darauf wartete, hinzu, packte das blöckende Kalb und warf es zu Boden, während Franzisko das Lariät noch immer fest in der Hand hielt. Nun brachte Fränk einen kleinen eisernen Topf, halb voll mit glühenden Kohlen, in denen sich das sogenannte Brenneisen befand. Es war dies ein, etwa fünf Zoll breites und ebenso langes Eisen, welches die Buchstaben W R bildete und mit einer langen, hölzernen Handhabe versehen war. Dieses Eisen nun zog Onkel Jakob rasch aus den Kohlen und hielt es etwa eine Minute lang auf die Haut des Kalbes. Hierauf wurde die Schleife wieder über den Kopf des Thieres zurückgestreift und ein anderes kam an die Reihe. Gehörte ein Kalb ihm, so brannte es Onkel Jakob auf die rechte Vorderschulter, gehörte es Herrn Werner, auf die linke Vorderschulter, während Fränk's Kälber auf das rechte Hinterviertel und Heinrich's auf das linke gebrannt wurden, so daß sie, wenn die Kälber heranwuchsen, auf den ersten Blick den Eigenthümer erkennen konnten. Es war dies eine unterhaltende, aber ziemlich harte Arbeit. Wohl an zwei Stunden stand Herr Kurtmann an das Thor des Corral gelehnt und schaute den emsig Beschäftigten zu. Neben ihm befand sich seine Tochter Agnes. Sie war nun schon mehrere Wochen bei ihrem Vater und ihre Gegenwart brachte neues Leben in das Haus. Sie war groß und schlank gebaut und in ihrem Wuchse und ihrer Haltung zeigte sich etwas Gebietendes und Würdevolles. Obschon

die dunkeln Augen, gleich leuchtenden Sternen, hell und lieblich strahlten und sich von Zeit zu Zeit um den hübsch geformten Mund ein freundliches Lächeln zog, so war doch ihr reizendes Antlitz nicht ganz frei von einem gewissen Ernste, der von frühern trüben Stunden Kunde gab, und einem aufmerksamen Beobachter mußte unwillkürlich der Gedanke kommen, daß des Lebens Härte sich schon frühe, einem eisigen Froste gleich, auf diese zarte Knospe gelagert hatte. Dabei war sie jedoch keineswegs düster und in sich gekehrt, nein, ihre Stimme klang frisch und melodisch durch die Räume des Hauses, wenn sie zuweilen ein Liedchen vor sich hin trillerte und nicht selten verrieth sich ihre frohe Laune in einem silberhellen Lachen. Obwohl mit allen Reizen körperlicher Schönheit ausgestattet, lag doch in ihrer Erscheinung etwas Anmuthiges, Heimisches, das himmelweit abstach von der üppigen, verführerischen Schönheit der Damen, die man gewöhnlich auf Bällen und in Gesellschaften antrifft. Keine Blume in der weiten Prärie, schimmernd im Morgenthau, hatte mehr Ungekünsteltes, Natürliches an sich, als sie. Festigkeit und Entschiedenheit fehlten ihr aber nicht im Geringsten, wie die Knaben selbst zu erfahren schon Gelegenheit hatten. Onkel Jakob hatte Herrn Kurtmann und seiner Tochter zwei Zimmer seiner Wohnung eingeräumt und eine Hinterstube, die seither als Vorrathskammer gedient, war zu einem Schulzimmer eingerichtet worden, wo sich Fränk, Heinrich, die kleine Marie und noch etwa zehn Kinder der nächsten Nachbarn täglich zum Unterrichte einfanden. Zuweilen, wenn Herr

Kurtmann mit Onkel Jakob in Geschäften abwesend war, hörte Miß Agnes die Lectionen der Kinder ab und korrigirte ihre schriftlichen Arbeiten und zwar mit einer Genauigkeit und Strenge, die Manchem von ihnen nicht sehr lieb war. Ihr Vater war in letzterer Zeit oft Tage lang von Hause entfernt, da ihm, seit dem kürzlich erfolgten Tode des Bezirksvermessers auf Onkel Jakobs Verwenden die Landvermessungen in der Umgegend übertragen worden waren. Aber keine Königin flößte mehr Respekt ein, als sie, und selbst Viktoria hatte keine treuern, gehorsamern Unterthanen. Doch nicht allein von den Schulkindern, auch von deren Eltern und überhaupt der ganzen Nachbarschaft waren Herr Kurtmann und seine Tochter geachtet und geliebt, und auch sie selbst schienen sich unter ihren neuen Bekannten heimisch zu fühlen. Miß Agnes besorgte mit kundiger Hand das Hauswesen und Onkel Jakob bemerkte mit stiller Verwunderung, wie unter ihren fleißigen, geschickten Händen sich in Küche und Haus Alles neu gestaltete und seine frühere trübe und verworrene Junggesellenwirthschaft einem lebensfrohen, geregelten Farmerleben Platz machte. Mit ihm selbst und seiner Lebensweise war eine gewaltige Aenderung vorgegangen. Früher hatte er sich weder um sein eigenes Aussehen, noch um das seiner Behausung nur im Geringsten bekümmert und, einfach und anspruchslos wie er war, seinen Koch und Haushofmeister Franzisko nach Belieben schalten und walten lassen. Doch seit der Ankunft von Herrn Kurtmann und seiner Tochter widmete er seinem Anzuge und Benehmen überhaupt

mehr Aufmerksamkeit, und die Aengstlichkeit, mit der er zuweilen sein Aeußeres musterte und die Mühe, die er sich gab, seine ziemlich derben Lieblingsausdrücke mit gewähltern Redensarten zu vertauschen, entlockten oft seinem Bruder und seiner Schwägerin ein herzliches Lächeln.

Es war spät am Nachmittag, als sie mit dem Brennen der Kälber zu Ende waren. Herr Kurtmann und seine Tochter standen wieder am Thore des Corral und neben ihnen, sich an den Zaun lehnend, plauderte und lachte Onkel Jakob. Miß Agnes schien heute besonders guter Laune zu sein und sie sah auch in der That reizend aus, die Wangen von dem fröhlichen Lachen mit einem zarten Roth übergossen und die Augen lieblich schimmernd. Der Texaner wandte alle seine Redekünste an, um sie zu bewegen, sein Lieblingspferd, das in der Nähe graste, zu besteigen und sich von ihm den ersten Unterricht im Reiten ertheilen zu lassen. Endlich willigte sie ein, unter der Bedingung, daß das Pferd geführt werde. Da Onkel Jakob keinen Damensattel besaß, so befahl er Franzisko, nach San Hieronymo hinüber zu reiten und Frau Werner um den ihren zu bitten. Rasch hatte Franzisko seinen Mustäng, ein feuriges, türkisches, kleines, schwarzes Thier, gesattelt und war davon gejagt, aber auch mit dem Sattel schon wieder zurück, noch ehe sie ihn auf halbem Wege geglaubt. Der Texaner nahm den Sattel, legte ihn behutsam auf sein Pferd, schnallte die Sattelgurt fest und führte das Pferd an einen Baumstumpf, um Miß Agnes das Aufsteigen zu erleichtern. Sie war noch nie in ihrem Leben auf einem

Pferde gesessen und es war ihr deßhalb auch nicht zu verdenken, daß sie mit ängstlichem Zittern auf den Baumstumpf trat und erst nach mehreren Versuchen mit Hilfe des Texaners sich in den Sattel schwang. Sie war jedoch entschlossen, reiten zu lernen und saß so ruhig, als sie nur konnte, während ihr Begleiter das Pferd langsam führte und ihr zeigte, wie sie die Zügel zu halten hatte. Franzisko, der nie zuvor weder einen Damensattel, noch eine Dame gesehen hatte, die nicht reiten konnte, blieb mit offenem Munde stehen und blickte der Reiterin mit Verwunderung und einem verächtlichen Lächeln nach und brach zuletzt, zu seines Herrn nicht geringem Aerger, in lautes Lachen aus, als Miß Agnes bei einer etwas raschern Bewegung des Pferdes einen halb unterdrückten Schrei ausstieß. Acht bis zehnmal führte der Texaner das Pferd langsam den freien Platz vor dem Hause auf und ab und brachte es dann wieder zu dem Baumstumpfe zurück.

„Ach, Miß Agnes," sprach er lächelnd, indem er ihr half, vom Pferde herabzusteigen, „Sie werden nicht eher eine ächte Texanerin sein, als bis Sie reiten gelernt haben."

„Ich werde mir alle Mühe geben," erwiderte sie, „denn ich kann mir nichts Angenehmeres denken, als des Morgens in aller Frühe ein Galopp über die Prärie hin; aber ich befürchte, daß ich es bei meinem Ungeschicke nie so weit bringen werde. Jedenfalls werde ich mir Mühe geben, es zu lernen."

„Und das werde ich besorgen, wenn Sie mir erlauben wollen,“ sprach der Texaner, indem eine tiefe Röthe sich über sein hübsches, gebräuntes Antlitz zog. Wenn Sie jeden Tag wie heute eine kurze Strecke reiten, so können Sie es in ein Paar Wochen mit der besten Reiterin aufnehmen.“

„O, das wäre herrlich, Miß Agnes auf einem Mustäng hinter einem langohrigen Hasen dahin jagen zu sehen!“ rief Heinrich in die Hände klatschend.

„Warte nur, Heinrich, bis ich es gelernt habe, dann reite ich am Ende mit dir nach einem Hasen um die Wette,“ antwortete sie lächelnd.

Unterdessen hatten sie die Verandah des Hauses erreicht.

„Seht einmal den Franzisko!“ rief Fränk. Und es war in der That sehenswerth. Der junge Mexikaner hatte sich wieder auf den Mustäng geschwungen. Sein Lariät hing am Sattelknopf und seine Fersen waren mit ungeheuren Sporen bewaffnet. Den Hut tief in das Gesicht gedrückt, die langen, schwarzen Haare im Winde wehend, die dunkeln Wangen hoch geröthet und die Augen Feuer sprühend, sprengte er in gestrecktem Galopp bis an das Ende des freien Platzes, riß das Pferd wie ein Blitz herum und befand sich im nächsten Augenblick wieder vor dem Hause, so sicher und fest auf dem Pferde sitzend, als wäre er mit demselben zusammen gewachsen. Mit einem Ruck hatte er das Pferd wieder umgedreht und jagte über den freien Platz, das Lariät, das er vom Sattelknopfe gestreift, in der Rechten über seinem Kopfe

schwingend. Ein Paar Kühe, die in der Nähe grasten, sprangen erschreckt zur Seite, doch schon schwirrte das Lariät durch die Luft und die Schleife flog über die Hörner einer der wildesten derselben. Brüllend rannte sie, soweit es die Länge des Lariäts gestattete, während Franzisko's Mustäng wie an den Boden gewurzelt, stehen blieb. Plötzlich stürzte sie sich mit vorgehaltenen Hörnern auf den verwegenen Reiter, der jedoch sein Pferd rasch zur Seite riß und das Lariät mit kräftigem Rucke schnell anzog, so daß die Kuh, heftig zurückprallend, auf die Hinterbeine in die Höhe gerissen wurde und im nächsten Augenblick brüllend und zappelnd auf dem Rücken lag. Wie ein dunkler Schatten glitt der Mexikaner nun vom Pferde, sprang nach der Kuh, streifte die Schleife über die Hörner zurück und befand sich wieder auf dem Mustäng und am andern Ende des Hofes, bevor die Kuh vom Boden aufgesprungen war. Wieder galoppirte er nach dem Hause zurück, während das Lariät mit der zauberischen Schlinge, einer fabelhaften Schlange gleich, bald nach rechts, bald nach links durch die Luft schwirrte. Jetzt hielt es ein blöckendes Kalb am Fuße gefangen, dann wurde es mit einem leichten Schütteln wieder abgestreift, um eben so rasch über den Kopf eines Hundes zu fliegen, der heulend und winselnd an dem ungewohnten Halsbande zerrte. Selbst die Gänse waren vor der verrätherischen Schlinge nicht sicher und bevor sie sich in das nächste Gestrüpp flüchten konnten, hatte das Lariät eine aus ihrer Mitte ergriffen und weit über den grünen Rasen hin geschleudert. Fränk drückte eben sein Erstau-

nen aus über die Geschicklichkeit, mit welcher der Mexikaner den roth glühenden Kohlentopf am Ende des Lariäts hoch über seinen Kopf schwang und dann wieder auf die Erde setzte, ohne daß eine Kohle herausfiel, als plötzlich sein Hut, wie durch eine übernatürliche Macht, von seinem Kopfe verschwand und im nächsten Augenblicke wieder, wie aus der Luft gefallen, darauf saß, während der Mexikaner, einem gespenstigen Schatten gleich, an ihm vorbei huschte.

Vor der Verandah des Hauses angekommen, warf Franzisko eine Hand voll Silbermünzen auf die Erde und jagte weiter. In vollem Galoppe zurückkehrend, stieß er die Steigbügel von den Füßen, schlang die Beine um das Pferd und ließ sich beinahe auf den Boden herabgleiten, indem er sich mit der Linken an der Mähne des Mustängs festhielt. Ohne den Lauf des Pferdes anzuhalten, hob er so die Münzen vom Boden auf und hielt nicht eher im Galoppiren inne, als bis sie sich alle wieder in seiner Tasche befanden. Unterdessen war es bereits dunkel geworden und die Gesellschaft auf der Verandah trennte sich. Die Knaben gingen nach Hause und Onkel Jakob trat mit seinen Gästen in die Stube, während Franzisko den schnaubenden Mustäng nach dem Stalle brachte.

„Ihr Franzisko ist ein sehr hübscher Mexikaner,“ sprach Herr Kurtmann, als sie sich zum Abendessen niedersetzten. „Mit seinen dunkeln Augen, seinem langen, schwarzen Haare, dem vollen, runden, gebräunten Gesichte und der Behendigkeit und Elastizität aller seiner Beweg-

ungen kommt er mir wie ein ächter spanischer Kavalier vor."

„Und er scheint Ihnen sehr zugethan zu sein, Herr Werner," bemerkte Miß Agnes.

„Erst gestern beobachtete ich ihn, als Sie hinter dem Hause in der Hängematte unter den Bäumen Ihre Mittagsruhe hielten. Neben Ihnen auf dem Boden sitzend und auf jede Ihrer Bewegungen achtend, drehte er seine Cigaretten so schnell und geschickt, wie der geübteste Arbeiter. Es war wirklich interessant, zuzusehen, wie er die trockenen Kornhülsen, von denen er immer eine Anzahl im Hute nachträgt, mit dem Messer so geschickt in kleine Streifen schnitt, den Tabak sodann sorgfältig darauf streute und das Ganze hübsch zusammen rollte und an einer glimmenden Kohle anzündete. Dabei dampfte er unaufhörlich vor sich hin, daß er bald in einen Tabaksqualm eingehüllt war, und kaum war eine Cigarette fertig, so hatte er die vorige auch schon ausgeraucht."

„Ja, das ist aber auch Alles, wozu die Mexikaner zu gebrauchen sind," antwortete der Texaner. „Sie sind, wie ich glaube, die trägste Nation der Welt. Essen, Schlafen, Rauchen, Reiten und Viehhüten sind ihre einzigen Beschäftigungen. Ich muß gestehen, Franzisko hat mir trotz seines jugendlichen Alters als Dulerr oder Treiber schon treffliche Dienste geleistet. Früher gab ich mich einmal mit dem Pferdehandel ab und da wurde Franzisko für mich beinahe unentbehrlich. Ich pflegte mit einigen meiner Bekannten an den Rio Grande zu reisen, wo wir die Pferde einkauften und dann von dort

mit Hilfe mexikanischer Peons oder Leibeigenen nach den Niederlassungen am Brazos und Trinitz trieben, wo wir sie wieder mit bedeutendem Gewinne an die Ansiedler verkauften. Die Heimreise war gewöhnlich sehr gefahrvoll, nicht nur in Folge der unzähligen Indianerhorden, die damals jene Gegenden nach allen Richtungen hin durchkreuzten, sondern auch weil wir die großen Heerden wilder Mustängs zu befürchten hatten, die uns jeden Augenblick unsere eigenen Thiere in die Flucht treiben konnten, was man hier stampeden (stämpieden) heißt. In der schönsten Ordnung, als folgten sie dem Kommando eines Obersten, galoppiren diese unabsehbaren Reihen reiterloser Kavallerie bis auf Pistolenschußweite an den Reisenden heran, schwenken dann mit der Schnelligkeit und Präzision des geübtesten Armeecorps um ihn herum und brausen endlich mit fliegender Mähne und hellem Wiehern über die Prärie hin, daß es sich von Ferne wie Kanonendonner oder Rollen eines schweren Gewitters anhört. In solchen Augenblicken ist es die Geistesgegenwart und Geschicklichkeit des Treibers, welche die Thiere verhindern können, ihre Reihen zu durchbrechen und hinaus zu stürmen in die offene Prärie, dem einladenden Wiehern ihrer wilden Brüder folgend. Alle ihre angeborene Liebe für Freiheit — denn es sind ja meistens nichts als eingefangene und gezähmte Mustängs — flammt in ihnen auf und oft ist selbst die Lariätschlinge oder die Pistole nicht im Stande, sie zurückzuhalten und es scheint, als hieße es auch bei ihnen: Freiheit oder Tod!“

XIV. Kapitel.

Eine Badereise.

Die beiden Wonnemonate des Jahres, Mai und Juni, hatten unter Blüthenduft und Vögelsang Einzug gehalten. Des Morgens in aller Frühe, wenn die befiederten Sänger des Waldes ihrem Schöpfer ihre Lob- und Danklieder darbrachten, wurde es zu San Hieronymo lebendig. Jung und Alt versammelte sich im Wohnzimmer, um den himmlischen Vater für seinen Schutz während der Nacht zu danken und ihn um seinen Beistand und Segen auch für den begonnenen Tag zu bitten. Dann folgte unter munteren Gesprächen das einfache, ländliche Frühstück; Eier aus dem Hühnerhause, das Fränk's Geschicklichkeit zu Stande gebracht; zarte, junge Hühner, die aus derselben Behausung stammten; Rettige, die Heinrich's eigenes, kleines Gärtchen in Hülle und Fülle lieferte; Wildpret, das Onkel Jakob oder Fränk von ihrer letzten Jagd nach Hause gebracht; zuweilen Vögel oder einen Hasen, die Heinrich mit großer Mühe und nach vielen Fehlschüssen erlegt hatte; und auch Honig aus dem Walde oder von dem eigenen Bienenstande hinten im Garten. Nicht selten lieferte Frau Werner, die von den Reizen eines wonnigen Sommermorgens an den Bach hinab verleitet worden, eine köstliche Forelle; aber die schmackhaften Brödchen und der lieblich duftende Kaffee

zeugten von der Kochkunst der treuen Johanna, an welcher Frau Werner eine unersetzbare Hilfe und Stütze hatte, und das schneeweiße Maismehl des Hominy oder Mais-Puddings kam von der Handmühle im Hofe, die Kratzi's kräftige Arme jeden Tag eine Stunde lang im Gange erhielten. So hatte Jeder sein Scherflein beigetragen, die Würze des Mahles zu erhöhen und selbst die kleine Marie durfte mit Recht zu den Mitwirkenden gezählt werden, denn ohne ihr liebes, rosiges Gesichtchen und unschuldiges, harmloses Geplauder wäre das Frühstück gewiß kein vollständiges gewesen.

Es mag sein, daß Texas wirklich ein schreckliches Land ist. Wenigstens behaupteten es Viele, die vor lauter Stolz und Hochmuth beinahe auf die Nase fallen und aus purer Verachtung kaum einen Fuß auf die Erde setzen. Bei jedem Anlasse wiederholen sie, wie sehr sie sich in dem Lande getäuscht und wie tief sie sich erniedrigt, als sie ihre glänzende Stellung im alten Vaterlande aufgegeben und in diese Einöde übergesiedelt. Warum seid ihr so tief zu uns herab gestiegen und weshalb kehret ihr nicht wieder zu eurer glänzenden Stellung zurück? Dies sind die Fragen, welche dem Texaner gewöhnlich auf der Lippe schweben, wenn er die Klagen solcher Leute anhören muß.

Es mag aber auch sein, daß die Familie Werner die gepflasterten Straßen der Städte, die feinen Häuser und noch feinern Gesellschaften und all' den modernen Luxus nicht gebührend schätzte. Eines ist gewiß, daß nämlich jedes Mitglied der Familie sich daran gewöhnt hatte,

nicht mehr Vergnügen zu suchen und zu erwarten, als was sie sich selbst im täglichen Umgange bereiteten und was ihnen ihr Wirken und Schaffen in Feld und Wald darbot. Eben sowohl, als andere Leute, hätten auch sie sich elend und verlassen fühlen können dort draußen zu San Hieronymo, mitten in der Wildniß, fern von den Genüssen und Vergnügungen der Welt. Statt dessen aber wußten sie ihr Leben so angenehm als möglich zu machen, und fühlten sich so glücklich in ihrem häuslichen Kreise, geliebt und geachtet von ihren Freunden und Nachbarn, daß der Gedanke an das alte Vaterland weder Bedauern, noch Bitterkeit in ihnen erweckte. Obschon es Niemand aussprach, so fühlten sie doch Alle, daß gerade ihre Uebersiedelung nach Texas und die Ursachen, welche dieselbe herbeigeführt, zu ihrem Glücke dienten. Und sie besaßen gerade keine besondern, natürlichen Anlagen, jede Sache nur von der Lichtseite zu betrachten und mitten in Müh' und Ungemach ein fröhliches Herz zu bewahren. Aber einen Schatz trugen sie in ihrem Innern, eine überschwängliche Fülle des Glückes, eine Quelle der Zufriedenheit, die auch im trockensten Sommer nie versiegte. Wenn die kleine Marie vor jedem Mahle andächtig die Händchen faltete und betete:

„Komm', Herr Jesu, sei unser Gast;
Segne, was du uns bescheret hast!"

und sich dann fromm bekreuzte, so konnte man in den Mienen Aller lesen, daß auch sie aus dem Grunde ihres Herzens in die Bitte des Kindes mit einstimmten und den Heiland zu Gaste luden. Ja, das war es, was

ihnen das Schwere erträglich, das Bittere genießbar und das Süße noch süßer machte. Im heiligsten Namen Jesu, jenem Namen, vor dem sich alle Kniee beugen sollen, begannen und vollendeten sie ihren Tageslauf; ihm stellten sie in gläubigem Vertrauen alle Sorge anheim und ihm gaben sie in Demuth und Ergebenheit die Ehre. Auch möchte ich noch hinzufügen, daß sie Gott nicht allein vor Augen, sondern auch im Herzen hatten und sich deshalb vor jenen mannigfachen, großen und kleinen Fehltritten und Versehen hüteten, die so gewiß Bitterkeit und Unfrieden hervorrufen und die Heiterkeit des Lebens trüben, als auf Disteln keine Rosen wachsen. Doch ich befürchte, der geneigte Leser möchte sich darüber langweilen und diese Stelle überspringen und was in einem Buche übersprungen wird, bliebe lieber ungeschrieben.

„Nun, so weit wären wir fertig,“ sprach Kratzi an einem Juni-Abende, als er mit Herrn Werner das Ende der letzten Reihe Mais oder Korn, wie man es hier heißt, erreicht hatte und seine Hacke langsam und bedächtig auf die Schulter legte.

„Und eine herrliche Ernte werden wir, so Gott will, haben,“ sprach Herr Werner, indem er sich gemächlich auf den nahen Zaun setzte und mit wohlgefälligem Blicke über das weite Kornfeld schaute, durch dessen mannshohe, saftig grüne Stengel der Abendwind flüsternd rauschte. „Es war ein hartes Stück Arbeit; nicht wahr, Kratzi?“

„Ja, Herr,“ erwiderte Jener, sich mit einem Lächeln der Befriedigung den Schweiß von der Stirne wischend. „Es hat aber auch Jeder seine Schuldigkeit gethan und

wenn Einer faule Leute suchen will, so braucht er nicht nach San Hieronymo zu kommen. Es ist aber doch sonderbar, wie Einem hier in Texas Alles von der Hand geht; 's ist wahrhaftig, als ob ein besonderer Segen darin läge."

„Der Boden mag auch Vieles dazu beitragen; er ist hier viel besser, als in Deutschland," bemerkte Herr Werner.

„Ja; wenn man draußen einen Fuß hoch düngt, so ist es noch kein Vergleich mit diesem Boden hier. Man kann das Korn fast wachsen sehen, und erst die Wassermelonen, die bedecken den ganzen Boden. Ich wette, sie sind schon reif vor dem vierten Juli."

„Ah, da rufen sie zum Abendessen!" unterbrach ihn Herr Werner und mit raschen Schritten gingen sie nach dem Hause. —

Schon seit der Ankunft der Familie in Texas hatten sie gar Vieles von den Schwefelquellen des Lampasas gehört, die sich keine hundert Meilen von San Hieronymo befanden. Man hatte bereits seit dem Anfange des Sommers von einem Ausfluge gesprochen, den die Familie dorthin machen wollte und gar Mancherlei wurde dafür und dawider vorgebracht. Es sei nicht so leicht, meinte Frau Werner, das Haus so allein zu lassen und wäre es nur auf eine oder zwei Wochen; die Raubvögel könnten unter die Hühner und die Schweine in den Garten gerathen; die Truthennen seien am Brüten; die Bienen könnten schwärmen; Niemand sei krank und des Schwefelwassers bedürftig; die Indianer möchten sich in

der Nähe der Quellen herum treiben und überdies seien auch die Klapperschlangen und das Ungeziefer in einer so wilden Gegend zu gefährlich; auch habe sie zu viel zu nähen und sehe nicht ein, warum man gerade dorthin einen Ausflug machen wolle, da doch rings in der Umgegend so herrliche Stellen seien. Schwefelquellen fürwahr! Gäbe es wohl etwas Schöneres als ihre eigene Quelle und den San Hieronymo, der so frisch und klar am Hause vorbei rausche? Jeder hatte bereits seine Meinung darüber abgegeben und selbst Herr und Fräulein Kurtmann waren einige Male zum Thee eingeladen worden, um an der Besprechung des Gegenstandes Theil zu nehmen.

„Ich glaube, für Fränk wäre es eine kleine Erholung," sprach Herr Kurtmann; „denn er hat sich in den verflossenen Monaten tüchtig im Lernen angestrengt und auch auf dem Felde wacker mitgeholfen."

„O Mama," unterbrach ihn die kleine Marie, die ihre Gedanken immer laut aussprechen mußte, „Johanna sagt, sie sehe hier genug von Texas und wolle nicht mitgehen."

„Was meine Wenigkeit betrifft," fuhr Herr Kurtmann fort, „so darf ich nicht daran denken, mich am Ausfluge zu betheiligen, denn meine Vermessungen, die durch die ungünstige Jahreszeit unterbrochen wurden, nehmen jede Minute meiner Zeit in Anspruch. Ich hoffe jedoch, daß sich deshalb Niemand wird abhalten lassen."

„Ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, mitzugehen," sprach Miß Agnes, als die Reihe, ihre Mein-

ung zu äußern, an sie kam; „besonders, da ich jetzt schon so ziemlich reiten gelernt habe, aber ohne Madame Werner kann ich mich nicht dazu entschließen. Ich werde ihr deshalb zu Hause Gesellschaft leisten."

„Nun, ich mache mir am Ende selbst nicht viel daraus," erklärte Onkel Jakob, der neben Miß Agnes saß und nach ihr sein Gutachten abzugeben hatte. „Ich glaube, es wird das Beste sein," fügte er hinzu, „wir geben den Gedanken ganz auf."

Bis zu diesem Augenblicke hatte der Texaner bei jeder Gelegenheit laut und unumwunden versichert, daß er den Ausflug ganz allein unternehmen werde, wenn sich ihm Niemand anschließen wolle. Bei dieser plötzlichen, unerwarteten Sinnesänderung überströmte ein liebliche Röthe das Angesicht seiner Nachbarin, während das Lächeln, das um Frau Werners Mund spielte und das hellere Aufleuchten ihrer Augen deutlich genug verriethen, daß auch ihr die, dem weiblichen Geschlechte eigene Gabe des Errathens nicht mangelte.

„Und ich," sprach Herr Werner rasch und mit einem ernsten Blicke, der dem halblauten Kichern der Knaben Einhalt that, „ich stimme für einen Vergleich. Bruder Jakob, Fränk und Franzisko mögen vorerst als Kundschafter voraus gehen und uns ihre Beobachtungen mittheilen, wornach wir dann unsere Beschlüsse fassen können."

Und so kam es denn, daß die kleine Gesellschaft an einem heitern Junimorgen nach den Quellen aufbrach. Fränk hatte auf der Farm seines Onkels übernachtet, damit sie mit Tagesanbruch ihre Reise antreten konnten.

„Ich muß gestehen," sprach der Texaner, als sie in der Kühle des Morgens über die Prärie hin ritten, „daß mir die Nachricht nicht gefällt, die uns Herr Hagenbaum gestern Abend über die Indianer mittheilte. Sie scheinen wieder ungemein frech zu werden."

„Glaubst du, Onkel, daß sie es wagen werden, so viele Leute, die sich bei den Quellen befinden werden, anzugreifen?" fragte Fränk.

„Das wohl nicht," erwiederte sein Onkel, „aber sie stehlen die Pferde, die sich zum Grasen im Freien befinden. Eine gute Sache ist, daß sich die Ränger gegenwärtig in jener Gegend auf einem Streifzuge befinden."

„Wer sind die Ränger, Onkel?" fragte Fränk wieder.

„Es sind, wie ihr Name schon andeutet, Streifzügler; eine Art irregulärer Truppen, die vom Staate bezahlt werden und deren Aufgabe es ist, die Grenzenansiedler gegen die Ueberfälle der Indianer zu beschützen und die Rothhäute im Zaume zu halten und zu züchtigen?

„Wie viele Indianer gibt es denn in Texas, Onkel?"

„Das ist schwer anzugeben. Das sind die Apaches, die Lipans und Comanches, die wie der Wind aus Neu-Mexiko nach Texas kommen und wieder zurückgehen; wohl an zehn tausend Krieger in jedem Stamme. Wird das Wild in den nördlichen Hochebenen spärlicher und seltener, so ziehen sie truppweise weiter nach Süden und fallen über unsere Viehheerden und Pferde her und nehmen Alles, was ihnen unter die Hände kommt. Vor den Blockhäusern der Ansiedler haben sie einen gehörigen Respekt, denn die zwischen den Fugen hervorblitzenden

Büchsenkugeln scheinen ihnen nicht besonders zu behagen. Können sie Jemand allein draußen auf der Prärie erwischen, so tödten sie ihn mit ihren Pfeilen und Speeren und skalpiren ihn.“

„Hat man denn noch nie versucht, sie von ihrem wilden Leben abzubringen?“

„Freilich hat man dies gethan. Schon vor hundert Jahren, als Texas so zu sagen noch eine heulende Wildniß war, gaben sich unsere Geistlichen und Missionäre alle erdenkliche Mühe, die Indianer zum Christenthum zu bekehren. Es war dies aber keine leichte Aufgabe, denn sie mußten zuerst die Sprache der Indianer lernen, dann dieselben von ihrem herumstreifenden Leben an einen bestimmten Wohnsitz und die Häuslichkeit des civilisirten Lebens gewöhnen. Die Manitus oder höheren Geister der Indianer, die so zahlreich waren, wie die Gegenstände rings um sie, mußten alle der Idee eines höchsten, großen Manitu — des Schöpfers weichen. Ihre Leidenschaften mußten gebändigt, ihre Gewohnheiten und Lebensart, kurz ihre ganze Natur mußte geändert werden. Die Bekehrung dieser Indianer war wirklich ein Wunder der Gnade Gottes. Sie mußten zuerst in Menschen umgewandelt und dann zu Christen bekehrt werden. Um dies jedoch erreichen oder auf ihre Gemüther einwirken zu können, mußten sie lange genug an einem Platze zusammengehalten werden und da sie ihr altes Gewerbe, die Jagd- und Raubzüge, natürlich aufgeben mußten, so blieb ihnen nichts Anderes übrig, als, wohl oder übel, zum Ackerbau ihre Zuflucht zu nehmen, was sie auch, freilich nicht im-

mer ohne Zwang, thaten. Zu diesem Zwecke wurden auf verschiedenen Plätzen sogenannte Presidios oder Missionen angelegt, wo die Indianer unter der Leitung und Obhut der Geistlichen der Segnungen der Civilisation theilhaftig und in den Wahrheiten des Christenthums unterrichtet wurden. Auf vielen dieser Presidios befand sich Militär, um die bekehrten Indianer vor Angriffen ihrer wilden Brüder zu beschützen und etwaige Ruhestörungen zu unterdrücken. Ich glaube aber, daß gerade dieser militärische Schutz mehr zur Hemmung, als zur Förderung der Missionen beitrug, denn die Priester erschienen dadurch in den Augen der Indianer nicht als die wehrlosen Abgesandten des Weltheilandes und Friedensfürsten, sondern als Helfershelfer der herzlosen, eroberungssüchtigen, habgierigen, verhaßten Spanier. — Wenn du einmal nach San Antonio kommst, so kannst du dir einige dieser Missionen betrachten, deren ehrwürdige, altersgraue Ruinen sich dort in der Nähe befinden. Doch bei all' den Anstrengungen und Aufopferungen der Missionspriester wollte es mit diesen Bekehrungs-Anstalten nicht recht vorwärts gehen und als vollends sämmtliche Bewohner der Mission zu San Saba, Priester sowohl, als bekehrte Indianer, niedergemetzelt wurden, da begann auch den frommen Vätern der Muth zu sinken und die Zahl der auf den Missionen befindlichen Indianer nahm nach und nach so sehr ab, daß sich auf der Mission San Jose bei San Antonio im Jahre 1807 kaum noch so viele vorfanden, als zu den allernöthigsten Verrichtungen im Hause erforderlich waren. Ja, wenn man an jenes

scheußliche Blutbad zu San Saba denkt, so kommt einem unwillkürlich der Gedanke, daß das rothe Raubgesindel nicht zum menschlichen Geschlechte gehöre."

„Ja, das war vor hundert Jahren, Onkel," entgegnete Fränk; „aber heutzutage könnte doch die Regierung etwas thun. Vielleicht ließen sich Verträge mit ihnen abschließen?"

„Tausende sind schon gemacht worden, ohne daß sie einen einzigen gehalten hätten. Die Regierung wies ihnen Ländereien, sogenannte Reserven an, wo sie sich niederlassen und Ackerbau treiben sollten; doch dies machte sie nur noch verschmitzter und dreister. Statt auf dem Felde zu arbeiten, hingen sie ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Rauben und Morden nach. Nebenbei schlug die Regierung noch einen andern Weg ein, um sie ruhig zu erhalten. Sie bezahlte ihnen nämlich jährlich gewisse Summen, die zum Theil an Geld, zum Theil an Kleidungsstücken, Proviant 2c. 2c. bestanden. Doch auch dies trug nur dazu bei, ihrer Unverschämtheit aufzuhelfen; denn was man ihnen Anfangs aus Güte gab, das beanspruchten sie später als ein Recht. Soviel ich die Indianer in Texas kenne, scheint mir der einzige Weg, sie unschädlich zu machen, der zu sein, das man sie ausrottet. Man mag dies freilich grausam nennen, doch wird am Ende wohl nichts Anderes übrig bleiben, nachdem sie vorher noch hunderte von weißen Leuten abgeschlachtet haben."

„Herr Hagenbaum erzählte mir einmal, er habe einst mit mehreren Rängers einen Trupp Indianer verfolgt, welche Pferde und Vieh gestohlen und mit sich fortgetrieben hatten. Sie überrumpelten die Rothhäute in ihrem Kämp oder Lager und tödteten mehrere derselben. Einer davon fiel, von einer Kugel durchbohrt, vom Pferde und glitt in den Bach, der am Kämp vorbeilief, wo er an einem Busche hängen blieb. Als später ein Ränger hinab ging, um ihm sein Messer abzunehmen als Ersatz für sein eigenes, das er während des Kampfes verloren, bemerkte er mit Verwunderuug, daß das Wasser von dem todten Indianer eine Art Farbe oder Beize abgewaschen hatte und bei näherer Besichtigung ergab es sich, daß es kein Indianer, sondern ein Weißer war.“

„Ja, ich weiß wohl, es gibt hier in Texas ganze Banden dieser Pferdediebe und Kehlabschneider, mit denen aber meistens kurzer Prozeß gemacht wird. Ein guter Strick um einen Ast geschlungen befreit das Land von diesen Scheusalen und erspart alle Gerichtskosten. Man nennt dies Lynchjustiz. Das meiste Unheil richten jedoch die Indianerhorden an.“

„Es kommt mir aber doch ungerecht vor, daß man die Eingebornen, die rechtmäßigen Eigenthümer des Landes, gewaltsam aus ihrem Besitzthum vertreibt.“

„Ja, es mag dir so scheinen und doch haben sie kein Recht, dieses herrliche Land, das seither wie eine Wild-

niß da lag, andern Leuten zu entziehen, die es in ein Paradies umwandeln. Wollen sie das Land nicht selbst urbar machen und anbauen, so mögen sie Andern Platz machen, die dies thun. Freilich lassen sie sich nur ungern vertreiben und ich habe mit meinen eigenen Augen gesehen, wie sie ein solches Verfahren aufnehmen. Ich war mit meiner Partie Feldmesser draußen, um Vermessungen vorzunehmen. Als wir uns, nicht weit von der Grenze, mit unsern Ketten, Fähnchen und andern Vermessungsinstrumenten einem ihrer Dörfer näherten, kamen sie, wie ein Bienenschwarm heraus, um zu sehen, was wir wollten. Es dauerte indessen nicht lange, so hatten sie unsere Absicht errathen und nun konnten wir an ihren Mienen und Geberden deutlich genug sehen, daß sie uns Alle bis auf den letzten Mann geknebelt und skalpirt hätten, wenn es ihnen möglich gewesen wäre. Wir waren jedoch zu viele für sie und auch zu gut bewaffnet, als daß sie an Widerstand hätten denken können, und so mußten sie uns denn ruhig gewähren lassen und konnten weiter nichts thun, als durch Zähneknirschen und unverständliches Murren ihre verbissene Wuth und ihren Ingrimm ausdrücken. Anfangs kamen ihre Kinder, die wie kleine, nackte, braune Affen aussahen, zu uns gelaufen nach Perlen, Knöpfen und Zwieback. Sobald aber ihre Eltern den Zweck unseres Erscheinens herausgefunden hatten, hielten sie die Kleinen durch Schläge von uns zurück. Wir zogen unsere Linien mitten durch ihr Dorf, ja, ich mußte sogar die Kette gerade durch eines ihrer Zelte oder Wigwams, wie sie es nennen, tragen, indem

ich auf der einen Seite unter der Büffelhaut hineinkroch und auf der andern Seite wieder heraus kam. Habe ich es dir nie erzählt?"

„Nein, Onkel."

„Nun, als ich in das Zelt kam, lag auf einem Bärenfell auf dem Boden ein alter, alter Indianer. Er war ein Häuptling mit schneeweißen Haaren und muß in seiner Jugend ein mächtiger Krieger gewesen sein, was man noch an seiner breiten, hochgewölbten Brust, an seinem athletischen Körperbau und dem flammenden Blicke sehen konnte. Er kam mir vor wie ein Held der Vorzeit, majestätisch wie ein König. Ich blieb einen Augenblick unschlüssig stehen. Der alte Mann that mir leid und doch mußte ich meine Schuldigkeit thun. Ich sah keinen andern Ausweg, als entweder die Kette über seinen Leib zu legen, oder ihn selbst zur Seite zu schieben. Nach kurzem Besinnen entschied ich mich für das Letztere, packte die Bärenhaut an einem Zipfel und schleifte so den alten Häuptling, der ruhig blieb, in eine Ecke des Zeltes. Aber den Blick, den er mir zuwarf, werde ich in meinem Leben nie vergessen und es schien mir auch viel mehr Ausdruck darin zu liegen, als ich je bei einem weißen Manne bemerkte. Da ich jedoch nicht anders handeln konnte, so kümmerte ich mich weiter nicht um ihn und verließ mit meiner Kette das Zelt. Dies war am Morgen und spät am Nachmittage kehrten wir von der Prärie wieder nach unserm Lager zurück, das wir in der Nähe des Indianerdorfes aufgeschlagen hatten. Gegen Sonnen=

untergang wurden wir auf eine Bewegung unter den Indianern aufmerksam gemacht und gewahrten einen ziemlichen Trupp derselben, der sich, hart am Ufer des Flusses, um eine kleine Anhöhe aufgestellt hatte. Die Neugierde trieb Einige von uns, hinzugehen und das Schauspiel anzusehen. Mitten unter den versammelten Rothhäuten, auf der Spitze der Anhöhe, saß der alte Häuptling aufrecht auf seiner Bärenhaut, im vollen Schmucke eines Kriegers, so ernst und majestätisch, wie ein König auf seinem Throne. Er hielt eine Anrede an die Krieger seines Stammes, die in feierlicher Stille, mit gesenkten Häuptern, Bildsäulen gleich, regungslos da standen. Ich kannte ihre Sprache hinlänglich, um zu verstehen, was er sagte. Auf den Fluß deutend, der zu ihren Füßen hinrollte, schien er ihn als Sinnbild des Dahinschwindens der rothen Männer vor dem Vordringen der Blaßgesichter anzuführen. Dann zählte er in singendem Tone alle die Thaten auf, die er in vergangenen, glorreichen Tagen ausgeführt, während sein Adlerauge unverwandt nach der untergehenden Sonne gerichtet war. Kein Glied regte sich rings im Kreise und nur die sich mächtig hebenden und senkenden Brüste der athletischen Gestalten verriethen den Sturm, der in ihrem Innern tobte. Mit seiner Linken wies er nach der sinkenden Sonne und eben, als sie in einem purpurnen Feuermeere am Saume der Prärie versank, stieß er sich mit der Rechten, die er die ganze Zeit über unter der wollenen Decke gehalten hatte, ein langes Messer in die Brust. In einem dunkeln Strome rieselte das Blut hervor, machtlos glitt der

Arm zur Erde, leise sank das greise Haupt auf die Brust herab — ein dumpfes Stöhnen — und der alte Häuptling fiel vorwärts auf den grünen Rasen, ein Held, ein König noch im Tode. Keiner war unter uns, dem nicht eine Thräne im Auge glänzte, und krampfhaft griffen wir nach unsern Revolvern, denn wir erwarteten jeden Augenblick, daß sich die Krieger wuthschnaubend auf uns stürzen würden. Und wer hätte es ihnen verargen können? Wir, die wir uns Christen nannten, fühlten uns wie Zwerge neben diesen Riesengestalten, die, mitten in ihrem Heidenthume, von dem göttlichen Ausspruche beseelt zu sein schienen: „Mein ist die Rache, spricht der Herr!"

„Das habe ich nie gewußt, daß Indianer Selbstmord begehen."

„O ja. Kurz vorher hatten wir einen Indianer mit seiner Squaw, wie sie ihre Frauen nennen, und seinen Kindern gefangen genommen; es waren, so viel ich mich erinnere, ihrer fünf oder sechs. Er war ein wahrer Tiger und wir hatten ihn mit seiner Familie in ein Zelt gesperrt und Schildwachen rings herum postirt. Obschon sie gebunden waren, so konnten sie doch so viel essen und trinken, als ihnen beliebte, da wir Speisen und Wasser neben ihr Zelt gestellt hatten. Die ganze Nacht über war Alles ruhig im Zelte und als am Morgen eine Schildwache mit dem Frühstücke für die Gefangenen hinein trat, fand er sie alle auf dem Boden zusammen gekauert und todt. Der Vater hatte sie Alle

erstochen und zuletzt sich selbst. Der Verlust der Freiheit und die entwürdigende Behandlung des Bindens hatte ihn wahrscheinlich zur Verzweiflung gebracht."

„Und daß solche Indianer Menschenfesser sein sollen," sprach Fränk, „kann ich kaum glauben."

„Ja, mir kommt es auch sehr zweifelhaft vor, obgleich Viele es behaupten." —

Unter solchen Gesprächen verstrich Stunde an Stunde, während unsere kleine Gesellschaft munter durch Wald und Prärie dahin ritt. Mittags wurde ein kurzer Halt gemacht, um die Pferde ein wenig grasen zu lassen, und nachdem man sich mit Speise und Trank gelabt und ein halbes Stündchen auf dem schwellenden Grase Mittagsruhe gehalten hatte, wurde die Reise wieder weiter fortgesetzt. Das Nachtlager schlugen sie am Ufer eines krystallhellen Baches auf, des San Gabriel, der jedoch eher ein Fluß, als Bach zu nennen war. Während Franzisko die Pferde absattelte und von den Lariäten zum Grasen losband, sammelte Fränk trockenes Reisig und bald flackerte ein lustiges Feuer, an welches Onkel Jakob den Kaffeetopf setzte. Ein Paar Stücke saftigen Schinkens nebst Zwieback und einem Becher voll des schwarzen, dampfenden Getränkes bildete ihr einfaches Abendessen, das ihnen aber trefflicher mundete, als wenn sie an einer reich besetzten Tafel gesessen. Nachdem Onkel Jakob noch eine Pfeife selbst gepflanzten Tabakes in behaglicher Ruhe geschmaucht hatte, streckten sie die ermüdeten Glieder auf dem weichen Rasen aus, hüllten sich in ihre wollenen

Decken, die Sättel als Kopfkissen benützend und schliefen fest und ruhig bis Tagesanbruch. Rasch war dann das Frühstück bereitet und verzehrt, die Pferde gesattelt und vorwärts ging es über die vom Thaue noch feuchte Prärie.

Es war frühe am Nachmittag des dritten Tages, als sie den Saum eines Gehölzes erreichten und nach kurzer Zeit gelangten sie an einen breiten, herrlichen Strom, wo sie hielten und ihre Pferde trinken ließen. Sie befanden sich am Ufer des Lampasas. Begierig beugten sich die durstigen Thiere vorwärts und tauchten ihre Nasen in das frische, kühle Wasser, zogen sie jedoch eben so schnell hustend und schnaubend zurück. Es war freilich kein Wunder. Eine geraume Zeit, bevor sie das Wasser erreicht, war schon unsern Reisenden der schwefelige Geruch der Atmosphäre aufgefallen. Auch das ganze Bett des Stromes schien mit einem Bodensatz von Schwefel überzogen zu sein, der wie Silber glänzte. In der Nähe standen ein Paar armselige Hütten, die wahrscheinlich als Herberge dienten für Reisende, welche diesen Platz besuchten. Nachdem man die Pferde abgesattelt und zum Grasen angebunden hatte, begab sich unsere Gesellschaft an den Fluß hinab, um die Quellen aufzusuchen. Die erste, zu der sie kamen, quoll dick und weiß wie Sahne hart am Ufer aus der Erde hervor. Becher auf Becher schlürfte der Texaner mit solcher Wonne, als wäre es der herrlichste Rheinwein, und je mehr er davon trank, desto besser schien es zu schmecken und desto durstiger schien er zu werden. Auch Franzisko füllte seinen Becher und

leerte ihn auf einen Zug, man konnte ihm jedoch deutlich ansehen, daß er keinen Wohlgeschmack daran fand und nur trank, weil ihn der Durst dazu zwang oder auch, weil er seinen Herrn durch Verschmähen des Wassers, das jener so vortrefflich fand, nicht beleidigen wollte. Fränk indessen hatte schon genug an dem Geruche und konnte es, ungeachtet seines brennenden Durstes und trotz des Zuredens seines Onkels nicht über sich gewinnen, nur den Becher an die Lippen zu setzen. Auch hierin scheint der allweise Schöpfer vorgesorgt zu haben, daß diejenigen nach solchen Wassern dürsten, welche derselben bedürfen und sie als ihrer Gesundheit zuträglich erfunden haben.

Weiter den Fluß entlang wandernd kamen sie zunächst an eine Stahlquelle, deren Wasser jedoch Alle als ungenießbar verwarfen. Von da überschritten sie den Strom auf einer schmalen, wackeligen Brücke und setzten auf der andern Seite ihre Nachsuchungen fort, um die berühmte Kiesquelle zu finden. Sie waren noch nicht weit gegangen, als sie mit einem Ausrufe der Verwunderung stehen blieben. Vor ihnen lag ein etwa zehn Fuß breiter Teich, in dessen Mitte eine natürliche Fontäne empor sprudelte, Kies und Wasser kochend und schäumend in die Höhe werfend. Sie standen an der Kiesquelle. Der Tag war heiß, das Plätzchen so traulich und heimlich, daß die Reisenden ohne viele Umstände ihre staubigen Kleider abstreiften und sich in die schäumende Fluth tauchten. Fränk watete nach dem Strudel hin und setzte sich mitten in den Krater des Springquells, doch die ungestüm

wallenden Wogen von Wasser und Kies warfen ihn, wie einen Kork, in die Höhe. Es glich dem Bade in einer Brandung. Das Tosen der Wellen, das Rauschen des Kieses, der Schaum und das Ungestüm der Wasser, die aus bodenlosen Tiefen hervorquollen, verliehen dem Bade etwas Erfrischendes, Einladendes, das sich kaum beschreiben läßt. Es fing schon an, dunkel zu werden, als die Gesellschaft, neu belebt und gestärkt, aus den wonnigen Fluthen stieg. Bald dampfte der Kaffee in dem gebräunten Topfe und einige Stücke saftigen Wildprets und Schinkens brodelten lustig auf den Kohlen des Feuers dort unter dem Laubdache einer altersgrauen Lebenseiche. Nachdem sie die Pferde noch einmal besucht hatten, um nachzusehen, ob die eisernen Nägel der Lariäte noch fest genug im Boden stacken, suchten sie wieder ihr Nachtlager auf und sanken bald dem Schlafe in die Arme.

XV. Kapitel.

Furchtlos und treu.

„Heda, Leute! Wer von euch kennt einen Mann, Namens Kurtmann?“

Ein breitschultriger, untersetzter Bursche mit rothem Barte und Haare, aufgeworfenen, schwulstigen Lippen, niedriger Stirne und überaus schmutzigem Anzuge war es, der diese Frage in rohem, brutalem Tone an die Anwesenden stellte. Er saß, seine Thonpfeife rauchend, auf einem Baumstamme in der Nähe der Schwefelquelle des Lampasas und es bedurfte gerade keines besondern scharfen Auges, um in ihm auf den ersten Blick einen Desperado und gemeinen Raufbold zu erkennen. So bunt und gemischt auch die Schaar war, die sich rings um ihn gelagert hatte, so schienen doch Alle bereits über die Persönlichkeit des Fragers im Klaren zu sein und ein gewisses, scheues, vorsichtiges Zurückhalten in ihrem Benehmen ließ deutlich genug errathen, daß sie ihn ebenfalls zum Auswurfe der Menschheit zählten.

„Da ist der einäugige Kurtzmann; er wohnt am Gänsebach drunten am Trinity,“ erwiderte ein alter Farmer, den sein lahmes Bein nach der Schwefelquelle herauf getrieben hatte.

„Schon lange dort?“ fragte der Rothhaarige.

„Nein — etwas an zwanzig Jahren.“

„Nicht mein Mann.“

„Da ist der Hausirer Kurrman, der die Leute beschwindelt; er fährt in einem grünen Wagen,“ sprach eine alte Dame mit grüner Brille und riesiger Spitzenhaube. „Er hat mir eine Heilsalbe für meine Augen verkauft, sie brannte aber wie Feuer und machte sie nur noch schlimmer. Ich leide nun schon fünfzehn Jahre an meinen Augen und habe schon mein halbes Vermögen daran verdoktert. Verkältung, sagt ein Doktor; Entzündung ein anderer; Sandfliegen ein dritter und ich sage Rheumatismus. Sie können gar nicht glauben, was ich schon damit ausgestanden habe. Da sagte mir Jemand, diese Quellen hier —“

„Schwarzes Haar, schwarzer Bart und ein blasses, ernsthaftes Gesicht?“ unterbrach sie der Raufbold.

„Nein, helles Haar, blaue Augen, aber ernsthaft genug, wenn er einen guten Handel machen kann. Ich habe einmal Kattun zu einem Kleide von ihm gekauft und wie ich das Zeug auseinander legte —“

„Ich kenne einen Mann, auf den Eure Beschreibung paßt,“ sprach ein Anderer aus der Menge, der in seinem beständigen Husten und Spucken bereits den Todesschein mit sich herum trug. „Es ist mein Bruder — ich heiße Gutmann — er ist aber schon vor sieben Jahren an der Auszehrung gestorben. Ich bin der Einzige in unserer Familie, der die Krankheit überlebt hat.“

„Ich will Euch etwas sagen, Leute,“ unterbrach ihn der Rothhaarige, vom Baumstamme aufstehend und seine Pfeife in die Tasche steckend. „Meine Beine sind frisch

und gesund, meine Augen so scharf, wie die einer Katze und mich wird Keiner husten hören. Ich bin nicht hieher gekommen,. um das Wasser für meine Gesundheit zu trinken; ich suche einen Mann. Hieher an diese Quellen kommen Leute aus allen Theilen von Texas und ich bin sicher, daß dies der Platz ist, wo ich von ihm hören kann. Ich komme von Orange am Sabine-Flusse; Rollins ist mein Name — Bill Rollins. Die Leute kennen mich zu Hause auf zwanzig Meilen im Umkreis. Ich bin gewiß, daß Jemand hier unter Euch sein muß, der meinen Namen kennt oder den Mann, den ich suche. Ich will Euch sagen, was ich thun werde — gerade wie sie in der Kirche mit dem Teller herumgehen. Ich will von Einem zum Andern gehen und Jeden besonders fragen und so jeden Fremden aufsuchen, der hieher kommt. Wenn dies mir nicht bringt, was ich wissen will, so bin ich gewaltig auf dem Holzwege. Ein Versuch kann auf keinem Fall schaden."

Eine Person befand sich unter den fünfzig oder sechzig Leuten, die rings auf Bänken, Baumstämmen und dem weichen Grase um die Quelle gelagert waren, welche diese Worte mit Schmerz und tiefer Trauer vernahm. Es war unser junger Freund Fränk. Seit vier Tagen befand er sich nun mit seinem Onkel und Franzisko an diesen Quellen. Sie hatten gefischt, Hirsche, wilde Truthähne und sogar einen Bären erlegt, und waren Meilen weit in der wilden Gegend herumgestreift, bis dieses etwas rauhe Leben zuletzt allen Reiz für sie verloren hatte. Unversehens war eine Art Heimweh über sie ge-

kommen und selbst Onkel Jakob — eine unerhörte Sache — sehnte sich nach Hause, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben. Er war überhaupt schon seit Monaten nicht mehr der muntere, lebensfrohe Mann, der er früher gewesen. Ein gewisser, beinahe feierlicher Ernst verdüsterte seine sonst stets heiteren Züge und seine Lippen, die von Witz und Humor überzusprudeln pflegten, verzogen sich höchst selten zu einem Lächeln. Fränk hatte schon lange mit Verwunderung bemerkt, daß sich sein festes, entschiedenes Benehmen in ein wankelmüthiges, unschlüssiges Zaudern verwandelt hatte und glaubte, in allen seinen Bewegungen und Aeußerungen eine gewisse Aengstlichkeit und Kleinmüthigkeit wahrzunehmen. Darin bestärkte ihn noch die plötzliche Sinnesänderung seines Onkels damals beim Abendessen zu Hause, weshalb es ihm auch heute keineswegs auffiel, als sein Onkel den Vorschlag zur Heimreise machte, die auf den Morgen des nächsten Tages festgesetzt wurde. Es war nun bereits spät am Abende und die Sonne neigte sich dem Untergange zu. Während sein Onkel und Franzisko nach den Pferden sahen, war er noch einmal, wie zum Abschiede, nach den Schwefelquellen hinab gewandert, wo allerlei Menschen mit allerlei Gebrechen versammelt waren. Die Scene kam ihm beinahe vor, wie er in der Bibel gelesen vom Teiche zu Bethesda. Der Knabe wußte sogleich bei den ersten Worten, die der Rothhaarige gesprochen, daß der Mann, nach welchem gefragt wurde, sein Herr Kurtmann war. Hätte sich dies ein Paar Monate vorher zugetragen, so wäre der Knabe nach seiner gewohnten,

etwas vorlauten Weise herausgeplatzt, doch seither war er viel überlegter und bedachtsamer geworden, denn jene Nacht, die er im Präriebrande dort unter der Ochsenhaut zugebracht, war für ihn eine heilsame Lehre gewesen. Er war unterdessen nicht nur älter, sondern auch männlicher geworden und überdies fühlte er eine so heftige Abneigung gegen den halb betrunkenen Raufbold und dessen rohe, beleidigende Sprache, daß er sich gewaltsam zurückhielt, fest entschlossen, sich auf keine Weise mit dem Manne einzulassen. Auch erfüllte ihn das brutale, herausfordernde Benehmen des Rothaarigen mit Besorgniß für seinen Freund und er fand sich um so mehr bewogen, Herrn Kurtmann's Aufenthaltsort zu verheimlichen, obschon er kaum wußte, warum. Als der Mann jedoch sein Vorhaben aussprach, jeden Anwesenden einzeln fragen zu wollen, da begann sein Herz zu klopfen und ein sonderbares Gefühl kam über ihn. Was sollte er auf die Frage des Raufboldes antworten? Konnte er mit gutem Gewissen sagen, daß er nichts von Herrn Kurtmann wisse? Eine Lüge? — nein, nimmer! Da kam ihm plötzlich der Gedanke, der beste Ausweg sei, sich ruhig und ohne Aufsehen vom Platze zu entfernen. Dieser Idee folgend stand er langsam auf und schlenderte, wie unabsichtlich, zwischen den Leuten hin, in der Hoffnung, der Rothhaarige, der am andern Ende der Menge beschäftigt war, werde ihn nicht beachten. Wäre er vielleicht ein erwachsener, großer, starker, entschlossen aussehender Mann gewesen, so hätte es der Desperado möglicher Weise so einrichten können, daß er ihn nicht gesehen

hätte; doch bei einem zart gebauten, schüchternen Knaben war dies etwas ganz Anderes. Sämmtliche Anwesende schienen sich vor seinem Machtspruche zu beugen, denn Keiner regte sich von der Stelle, war es doch geradezu Verachtung seiner Autorität, den Platz zu verlassen.

„Halloh, dort, mein feiner Junge! Halt!" schallte es plötzlich in lautem, scharfem Tone zu Fränk herüber.

Was sollte er thun? In schneller Flucht sein Heil suchen? Einen Augenblick dachte er daran. Doch nein, es schien ihm zu feige. Wohl überkam ihn ein Gefühl wie Schwindel und Ohnmacht, doch wandte er sich, wie von einer höhern Macht getrieben, langsam um und erwartete ruhig seinen Feind, denn daß der Mann dies war, das fühlte er in jedem Zucken der Nerven.

„Rühre keinen Fuß oder du hast es mit mir zu thun!" schrie der Mann, ihm unter einer Fluth von Flüchen nacheilend. „Hast du nicht gehört, was ich vorhin sagte? Warum bist du nicht sitzen geblieben? Die Kirche ist noch nicht aus und bevor du fortgehst, mußt du erst deinen Katechismus hersagen!"

Unterdessen hatte er Fränk erreicht und Beide standen sich, Auge in Auge, gegenüber, hart am Ufer des Lampasas.

„Nun, mein Junge," fuhr der Raufbold fort, „kennst du einen Mann, Namens Kurtmann, drunten in deiner Gegend?"

Der Raufbold sah bereits in dem bleichen Gesichte und starren Blicke des Knaben, daß dieser einen solchen

Mann kannte, und zwar gerade denjenigen, welchen er suchte.

„Ich antworte nicht,“ erwiderte Fränk, dessen Lippen so verzerrt und trocken waren, daß er die drei Worte kaum hervorzubringen vermochte.

„So, du willst nicht anworten!“ schrie der Rothhaarige mit einem Gesichte so roth und aufgedunsen, daß es eher dem eines Thieres, als eines Menschen glich. „Du willst nicht! Ah, ein Hauptbursche; auf Ehre! Ich will dir nur etwas sagen, mein Bürschchen; du mußt antworten. Siehst du dieses?“ fuhr er fort, seine Weste aufknüpfend und auf einen Revolver deutend, der zwischen einem ledernen Gürtel und seinem schmutzigen Flanellhemde stack. „Und dieses? fügte er hinzu, indem er hinten im Nacken unter dem Hemde ein langes, breites Messer hervorzog. „Wenn du mir jetzt,“ fuhr er fort, „nicht auf der Stelle Alles haarklein erzählst, was du von dem Manne weißt, so bist du ein todtes Hühnchen, so sicher, als du vor mir stehst. Bill Rollins ist mein Name. Du wärst nicht der Erste, den ich schon aus der Welt geschafft!“ Fränk warf einen scheuen Blick auf die athemlos lauschende Menge, doch kein Arm regte sich zu seiner Hilfe. Wohl mochten sich brave, muthige Männer unter den Anwesenden befinden, doch das Plötzliche, Unerwartete des Auftrittes schien ihre Nerven und Gefühle gelähmt zu haben. — Es ist schrecklich; Jemand sollte dazwischen treten; aber es geht mich nichts an — dies sind die Worte, die sich die Umstehenden bei solchen Vorfällen gewöhnlich zuraunen und damit etwa aufsteigende

Gewissensskrupel zu beschwichtigen suchen. Das Antlitz so blaß wie im Tode, das Auge starr auf seinen Gegner gerichtet, wiederholte der Knabe, indem sich seine Lippen kaum bewegten: „Ich antworte nicht!“ Mit einem wilden Fluche zog der Raufbold das Messer zurück. Ein Schauder überlief die Umstehenden. Wird sich Niemand des Knaben annehmen? war der Gedanke eines Jeden, doch Keiner regte nur eine Hand. Sie glaubten jeden Augenblick, den Knaben niedersinken zu sehen, die Brust von dem Messer durchbohrt. Er selbst dachte es, indem er mit einem stillen Gebete auf den Lippen die Augen schloß.

„Dieses Mal ging es nah an's Leben,“ sprach der Mann mit schrecklichen Flüchen. „Ich habe dich nur nicht niedergestoßen, weil ich sonst nicht erfahren kann, was ich wissen möchte. Das nächste Mal aber,“ fuhr er mit brüllender Stimme fort, „stoße ich zu so sicher, als ich Bill Rollins heiße. Noch einmal, wo ist mein Mann?“

Fränk wußte, daß sein letztes Stündlein gekommen war, aber kein Zucken, kein Wanken, kein Nachgeben. Er war noch tausendmal entschlossener, nichts zu sagen und wäre es die harmloseste Frage der Welt gewesen. Er schien in diesem Augenblicke nicht mehr aus Fleisch und Blut, sondern aus Eisen und Stahl gebildet zu sein.

Der Raufbold erhob das Messer mit der rechten Hand und packte ihn mit der linken an der Schulter, um seine Brust desto sicherer treffen zu können, — der Knabe sprach langsam und ruhig: „Ich antworte nicht!“

Im nämlichen Augenblick rauschte es hinter dem Manne, das Messer wurde ihm aus der Hand gerissen und er selbst

kopfüber das steile Ufer hinab in den Lampasas geschleudert, Fränk konnte nur noch sehen, daß es sein Onkel war, dann sank er ohnmächtig nieder.

Einige der Umstehenden waren während des Vorganges fortgeeilt, hatten den Texaner aufgesucht und ihn von der Gefahr seines Neffen benachrichtigt. Seine besten Freunde hätten ihn kaum wieder erkannt, so leichenblaß, die Augen unheimlich leuchtend, stand er am Ufer, seine Büchse auf den Schurken gerichtet, der mit Händen und Füßen im Wasser zappelte.

„Halt!“ rief er mit rauher, heiserer Stimme, als der Rothhaarige Miene machte, nach dem Ufer zu schwimmen. „Einen Zoll weiter und ich jage euch eine Kugel durch den Kopf!“ Fränk, dem das Ganze jetzt beinahe wie ein Traum vorkam, war durch die Stimme seines Onkels aus dem schlafähnlichen Zustande aufgeweckt worden und erhob sich rasch von der Erde.

„Haltet Euch im Wasser, so gut Ihr könnt, aber kommet keinen Zoll näher an's Ufer, oder ich schieße Euch durch den Kopf!“ und das blasse Antlitz und die entschlossene Miene des Texaners gaben deutlich zu erkennen, daß es ihm mit seiner Drohung bitterer Ernst war. Zu Fränk's Verwunderung hielt sich der Raufbold so stille im Wasser, als wäre er festgebannt und er schien wohl einzusehen, daß sein Leben von dem Finger abhing, den der Texaner am Drücker seiner Büchse hielt. Das Wasser reichte ihm bis an das Knie und sein rothes Gesicht, vom struppigen Haare und Bart beinahe ganz verdeckt, befand

sich in gerader Linie mit der Mündung des drohenden Gewehrlaufes.

„Dies wird den Burschen gehörig abkühlen,“ bemerkte einer der Umstehenden. „Und seine Revolver so naß machen, daß er sie eine Zeitlang nicht mehr gebrauchen kann,“ meinte ein Anderer, dessen Kopfbedeckung, die aus dem Felle einer wilden Katze bestand, errathen ließ, daß auch er mit der Büchse umzugehen wußte. Und nun, da sich Jeder mit einem Male der persönlichen Verantwortlichkeit für das Schicksal des Knaben enthoben fühlte, wetteiferten Alle in dem Ausdruck ihrer Gesinnungen, in Verspottung des Raufboldes und Bewunderung des Knaben. Der Jäger mit der Pelzkappe, der sich auf einen Baumstumpf niedergesetzt hatte, blies in behaglicher Gemüthlichkeit mächtige Rauchwolken vor sich hin, während er kein Auge von Fränk verwandte, der unten am Ufer neben seinem Onkel stand.

„Ein prächtiger Junge, so wahr ich lebe,“ sprach der Jäger zu seinem Nachbar. „Wenn der einmal für Congreß läuft, so soll er meine Stimme haben, sicher und gewiß. Der hat mehr Grütze im kleinen Finger, als zehn Andere im Kopf. Sonderbar, daß die ächten Männer immer blaß werden im Gesicht, wenn es zum Aeußersten kommt, und die Maulhelden roth.“ Und dabei puffte er Wolke an Wolke aus seiner kurzen, hölzernen Pfeife, indem er nachdenklich vor sich hin blickte, als stelle er über diesen sonderbaren Umstand Betrachtungen an.

„Ob es wohl rathsamer wäre, den Schurken niederzuschießen und der Geschichte auf einmal ein Ende zu

machen? Jedenfalls ersparte es eine Last von Kummer und Sorgen für die Zukunft," sprach der Texaner halblaut zu sich selbst.

„Ach nein, Onkel, nein!" rief Fränk. „Du sollst nicht tödten! Bitte, thue es nicht!" Und er legte die Hand auf die Büchse und drückte die Mündung des Laufes abwärts nach der Erde.

„Ihr könnt jetzt heraus kommen!" rief der Texaner dem Rothhaarigen zu, indem er seine Büchse auf die Schulter legte. Rasch schwamm der Mann an's Ufer, schritt triefend durch die Menge, die noch vor wenigen Augenblicken vor ihm gezittert hatte und sich nun allerlei spöttische Bemerkungen gegen ihn erlaubte, und verschwand hinter den Hütten. Von allen Seiten stürmten nun die Anwesenden mit Beglückwünschungen und Lobeserhebungen auf unsere beiden Helden ein, doch diese entfernten sich bald und gingen nach ihrem Lager unter der Lebenseiche. Es war unterdessen finster geworden und Franzisko wartete schon einige Zeit mit dem Abendessen auf sie. Erschöpft und ermüdet durch die Aufregung suchte Fränk bei Zeiten seine Ruhestätte und lag, in seine Decken gehüllt, bald in tiefem Schlafe. Es schien ihm ungefähr um Mitternacht, als sich eine Hand auf seine Brust legte und er mit einem Schrei in die Höhe sprang. Es war nur sein Onkel und Franzisko, der mit den drei gesattelten Pferden hinter ihm stand. „Alles in Ordnung, Fränk; steige so still auf, als du kannst! Lege etwas mehr Holz auf das Feuer, Franzisko! So, nun, famos! Stille, stille!" sprach der Texaner leise.

Fränk ritt, noch halb im Schlafe, hinter seinem Onkel her durch die Nacht hin. Nachdem sie eine oder zwei Meilen zurückgelegt, hatte er allmälig seine Schläfrigkeit abgeschüttelt und fragte seinen Onkel: „Du warst wohl bange, er möchte uns im Schlafe erschießen, Onkel?"

„O, pah! Nicht im Geringsten. Solche Schurken sind die elendesten Feiglinge. Dieser Rollins wird uns nicht mehr in den Weg kommen. Ich befürchtete nur, er möchte uns folgen, um Herrn Kurtmann's Aufenthaltsort ausfindig zu machen, wenn wir bis zum Anbruch des Tages warteten. Aber jetzt keine weitern Fragen mehr, Fränk; sage auch zu Hause kein Wort davon! Ich habe dich so lange schlafen lassen, als ich konnte, aber nun mußt du rascher reiten!"

Die Nacht war sehr finster und es schien Fränk, als wollte der Tag gar nicht mehr anbrechen. Endlich fand sie der erste Schimmer des herauf dämmernden Morgens an einer Bayou, die rings herum von Prärie eingeschlossen war.

„Wir sind ein gutes Stück nach Norden zu von unserm Wege abgekommen," sprach der Texaner. „Wir wollen eine Weile ausruhen und frühstücken. Bindet eure Pferde zum Grasen aus; ihr braucht sie jedoch nicht abzusatteln. Fange mir eine Heuschrecke, Franzisko, und du, Fränk, gehe an das Ufer hinab und mache ein Feuer; aber kein Wölkchen Rauch, wenn du es verhüten kannst. Die Gegend hier wimmelt von Indianern." Während er dies sagte, band er das Ende einer Angelschnur an seinen Ladestock, steckte die Heuschrecke, die ihm Franzisko brachte,

an die Angel und warf sie in die Bayou. Es dauerte nicht lange, so zappelte etwas an der Schnur und er zog einen großen Wels oder Katzenfisch, wie man sie hier nennt, heraus; bald darauf einen zweiten und dritten.

„So, für Jeden einen," sprach er, „das ist genug. Mache sie rein, so rasch als du kannst, Franzisko! Hier, in diesem Papiere ist Salz."

In kurzer Zeit saßen alle drei am Feuer, Jeder an einem Ladestock seinen Fisch darüber haltend, bis er braun gebraten war.

„Kein Brod, doch das schadet nichts," sprach der Texaner, als er den letzten Bissen zum Munde führte. „Jetzt die Pferde geholt und vorwärts!"

Ein Ritt von einigen hundert Yards brachte sie an eine wellenförmige Erhöhung der Prärie, und als sie auf dem Kamme derselben angekommen waren, erblickten sie vor sich im Thale eine Heerde Antilopen. Fränk gab seinem Onkel die besten Worte, er möchte ihm doch erlauben, sein Glück noch einmal mit den Antilopen zu versuchen, aber dieser wollte nichts davon wissen und schlug es ihm kurz und entschieden ab.

„Aber, Onkel, wir haben nichts zu essen," wandte sein Neffe ein. „Gestern Abend konnte ich nichts essen vor Müdigkeit und der Fisch heute Morgen wollte mir gar nicht munden. O, ich bin so hungrig."

„Nun, das ist wahr, Fränk," erwiderte der Texaner gutmüthig. „Sie sind auch nicht so scheu hier draußen. Du kannst dort durch das Holz nahe zu ihnen hinkriechen. Binde dir dieses rothe Taschentuch um den Kopf, den Hut

darauf und halte dich so flach auf dem Boden, als du kannst! Nur keine Uebereilung; schieße langsam und sicher!" Ohne ein Wort zu erwidern, glitt der Knabe rasch vom Pferde, es bei den andern zurücklassend, rannte die Anhöhe hinab und war bald in der Tiefe verschwunden. Eine halbe Stunde verstrich und Franzisko und sein Herr konnten, über das hohe Gras hinblickend, die Antilopen noch ruhig grasen sehen. Noch eine halbe Stunde, und die Antilopen erhoben ihre Köpfe und blickten nach etwas Rothem, das mehrere hundert Yards von ihnen sich im Grase bewegte. Jetzt rannten sie darauf zu, hielten jedoch plötzlich im Laufe inne und schauten unverwandt nach dem rothen Gegenstande. Wieder setzten sie sich in Bewegung, wieder hielten sie und so dauerte dieses Manöver beinahe eine Stunde fort, wobei sie indessen dem Gegenstande zwar langsam, doch immer näher kamen.

„Der Junge übertrifft bald seinen Lehrmeister," murmelte der Texaner halblaut vor sich hin. „Er könnte es nicht besser machen, wenn er auch sein ganzes Leben Antilopen gejagt hätte. Ein ächter Texaner; so gut wie einer im Staate! Jetzt aber, Fränk, heißt es aufgepaßt!" rief er mit lauter Stimme, als die Heerde wieder eine bedeutende Strecke vorwärts rannte. Während er noch sprach, stieg von der Stelle, wo sich der rothe Gegenstand befand, ein weißes Wölkchen empor und bald darauf drang das entfernte Krachen eines Gewehres zu ihnen herüber. Sie sahen Fränk nach der Heerde laufen, die vor ihm floh und wie eine Staubwolke verschwand. Als sie näher gegen ihn hinritten, bemerkten sie, daß er, das Gesicht

ihnen zugekehrt, auf etwas stand, wahrscheinlich einer todten Antilope, und ihnen mit dem rothen Taschentuche zuwinkte und aus vollem Halse rief und jubelte.

Im nämlichen Augenblick wimmelte es auf dem Hügel, der sich hinter Fränk erhob, von Menschen und Pferden, die sich wie eine Lawine auf den Knaben stürzten. Dem Texaner wurde es beinahe schwindelig vor den Augen. Indianer! Indianer! Rasch fuhr er mit der Hand nach seinen Revolvern und untersuchte seine Büchse, dann drückte er seinem Pferde die Sporen in die Seite und sprengte die Anhöhe hinab.

„Keinen Schuß im Gewehr," jammerte er, die Zügel anziehend, da ihnen das hohe Gras schnelles Reiten unmöglich machte; „dem Feinde den Rücken zugekehrt und zu Fuß. Gott steh' uns bei! Dieses Mal stecken wir darin bis über die Ohren!"

Lange, bevor er sich den Indianern auf Schußweite genähert hatte, waren diese, wie ein Schwarm Bienen, über den Knaben hergefallen, der, seine Büchse hoch über dem Kopfe schwingend, mit dem Gewehrkolben um sich hieb. Dies war das Letzte, was der Texaner von Fränk sehen konnte, denn im nächsten Augenblick war dieser von den Rothhäuten umringt und schien von den Hufen ihrer Pferde niedergeschmettert zu sein.

„Halte dich immer an meiner Seite, Franzisko," sprach er zum Mexikaner in dessen eigener Sprache. „Nur kaltblütig, keine Ueberstürzung! Siehst du die beiden Indianer, die auf uns zureiten? Du nimmst den in der rothen Decke auf's Korn und ich den in der weißen. Fertig?

Feuer!“ Die beiden Büchsen krachten und die Rothhäute fielen kopfüber von ihren Pferden in das Gras.

„Nimm dein Messer zwischen die Zähne, Franzisko! Revolver sind jetzt das Losungswort! Laß deine Büchse fallen!“

Unterdessen waren die Indianer beinahe an sie heran gekommen und nur der Tod der beiden Krieger hatte sie einen Augenblick aufgehalten. Sie boten in der That einen gräßlichen Anblick dar. Beinahe ganz schwarz, nackt bis an die Hüften, das schwarze, mit Federn geschmückte Haar in einem langen Schweife auf den Rücken hinab fallend, Hals und Schultern mit allerlei Münzen, Perlen und andern Zierrathen überladen, die wilden Gesichter bunt mit Farben bemalt, stürmten sie auf ihren Ponies (kleine Pferde) daher, als wären sie mit ihnen zusammengewachsen. Ein Rudel hungriger Wölfe wäre bei Weitem weniger schrecklich gewesen. Den Augenblick, ehe sie unsere beiden Reiter erreicht hatten, war dem Texaner ein rettender Gedanke gekommen. Den Hut vom Kopfe nehmend und sich halb im Sattel umdrehend, schwenkte er ihn mit lautem Rufen gegen die Anhöhe hin, von der er soeben herab gesprengt war. „Hurrah, Jungens!“ rief er mit triumphirendem Jauchzen. „Hier sind sie! Hier sind sie!“ Dann schleuderte er seinen Hut mit kühner Entschlossenheit dem vordersten Indianer in das Gesicht, bückte sich hinter den Hals seines Pferdes, um dem Hagel von Pfeilen zu entgehen, die rings um ihn schwirrten und feuerte seinen Revolver mit sicherer Hand nach rechts und links ab. Mitten im Gewühle des Kampfes konnte er sehen,

daß jeder Schuß traf und auch, daß seine Kriegslist nicht ohne Wirkung geblieben.

Die Indianer wußten nämlich gar wohl, daß ihnen die Ränger auf der Fährte waren und das laute Rufen des Texaners, verbunden mit dem Umstande, daß er ganz allein aus der Gegend, von wo sie dieselben erwarteten, auf sie eindrang, statt die Flucht zu ergreifen, und die kühne Entschlossenheit des Mannes bestärkten sie in dem Glauben, daß ihre gefürchteten Feinde in der Nähe sein müßten. Sie täuschten sich auch in der That nicht, denn, wie als Antwort auf das laute Rufen des Texaners, erschallte ein wildes Hurrah hinter ihm und in buntem Durcheinander stürmten die Ränger die Anhöhe herab, ihren Hauptmann an der Spitze. Da war kein Gedanke an ein Vorrücken in geschlossener Linie, wie bei europäischer Cavallerie; Jeder jagte, so rasch ihn sein Pferd trug, dem Feinde entgegen, fest im Sattel, das Messer zwischen den Zähnen und die Büchse hoch in der Rechten. Es war aber ein verhängnißvoller Augenblick für den Texaner, als er sich umwandte, um die heranstürmenden Ränger zu begrüßen. Der hinterste der Indianer hatte den Pfeil auf seinem Bogen bis an die Spitze zurückgezogen, fest auf die Brust des Texaners zielend. Obschon dieser selbst nichts davon sah, so hatten doch andere Augen die Gefahr erkannt und der Mexikaner jagte mit erhobenem Revolver dem Indianer nach. Da schwirrte der Pfeil durch die Luft — ein durchdringender Schrei — und Franzisko glitt vom Pferde in das Gras, mitten durch die Brust geschossen, während der Indianer auf der

Anhöhe verschwand. Die bunte Schaar wild jauchzender Ränger mit ihren bärtigen, sonnverbrannten Gesichtern und in allen erdenklichen Anzügen und Kostümen hielten ihre Pferde an und umringten den Texaner, der am Boden kniete und den zum Tode verwundeten Mexikaner in seinen Armen hielt. Mit ein Paar raschen, kurzen Worten hatte er ihnen Alles erzählt, während sie mit verächtlicher Miene die Leichen der Rothhäute betrachteten.

„Gefährlich verwundet?" fragte ein Ränger in rothem Flanellhemde, sich mit theilnehmender Miene zu dem Texaner hinab beugend. „O, pschah! 'S ist ja nur ein Grieser,*)" fuhr er kopfschüttelnd fort, sich im Sattel wieder aufrichtend. „Ich dachte, es wäre ein Weißer. Doch halt; bald hätte ich das Beste vergessen. Die beiden rothen Bursche dort dürfen nicht so liegen bleiben." Während er dieses sprach, strich er ein Paar Male mit seinem Bowiemesser über die flache Hand und sprang dann vom Pferde. „Sie haben letzten Monat meinen alten Vater umgebracht, wenigstens Einige von ihnen, und da muß ich doch ein Andenken mit nach Haus nehmen." Mit diesen Worten schritt er nach den todten Indianern, löste mit einem gewandten Schnitte ihre Kopfhaut ab und band die vom Blute triefenden Skalpe an seinen Sattel. Mit einem flüchtigen Gruße gegen den Texaner schwang er sich auf sein Pferd und sprengte seinen Kameraden nach.

---

*) Verächtlicher Name, den die Amerikaner den Mexikanern beilegen.

„So, Eisenjacke war es?“ sprach der Anführer der Ränger, als er sich von dem Texaner verabschiedete. „Schon recht; ich dachte mir's. Unsere Mustängs sind übel mitgenommen worden, aber wir werden ihnen zum Tanze aufspielen, wenn sie am wenigsten daran denken. Kommet nach, sobald Ihr könnt. Hurrah, Jungens!“ Und eine Minute später befand sich der Texaner mit seinem sterbenden Gefährten allein auf der Prärie dort neben den todten Indianern. Er schien in der Sorge um den Mexikaner selbst seinen Neffen vergessen zu haben. Tiefe Trauer lagerte sich auf seinen Zügen, als er die leise erbebende Gestalt des Mexikaners in die Höhe richtete.

„Wasser! Wasser!“ stöhnte Franzisko. Der Texaner schaute sich rings um, nirgends war ein Tropfen zu erspähen. Es blieb ihm nichts übrig, als den ziemlich weiten Weg nach der Bayou wieder zurückzulegen, wo sie heute Morgen gefrühstückt hatten. So sachte, als er vermochte, hob er den ächzenden Mexikaner auf die Schulter und schritt langsam den Abhang hinan. Gar oft mußte er unterwegs anhalten und seine blutende Bürde in das Gras niederlegen, um ein wenig auszuruhen und die Lage des Mexikaners zu wechseln. Die Entfernung war größer, als er vermuthet hatte und es war schon spät am Nachmittage, als er den ohnmächtigen Franzisko am Rande der Bayou im Schatten eines Mesquitbaumes behutsam in das Gras niederlegte. Rasch sprang er das Ufer hinab, füllte seinen Hut mit Wasser und kehrte eilends wieder zurück. Mit der einen Hand den Hut haltend, während die andere sich um den starren Körper des

Mexikaners legte, hob er ihn langsam und sachte in die Höhe. Doch der arme Franzisko bedurfte keines kühlenden Trunkes mehr; die Lippen fest zusammengepreßt und die Augen starr auf seinen Herrn und Freund gerichtet, rieselte es wie ein krampfhaftes Zucken durch seinen Körper; ein tiefer Seufzer hob seine Brust, noch einer — der Mund verzog sich zu einem Lächeln, wieder ein Seufzer — wieder einer — jetzt war Alles stille — Franzisko hatte ausgelitten. Leise legte der Texaner die Leiche in das Gras zurück, that selbst einen tüchtigen Zug aus dem Hute und setzte sich dann neben seinen entseelten Freund und Diener. das Haupt auf die Hände gestützt. Bald zeigten seine regelmäßigen Athemzüge, daß ihn der Schlaf übermannt hatte, tiefer und tiefer sank ihm das Haupt auf die Brust hinab, mehr und mehr wankte er zur Seite, bis er zuletzt, seiner selbst nicht mehr bewußt, neben dem Todten auf der Erde lag.

Wie lange er so in tiefem Schlafe neben der Leiche gelegen hatte, vermochte er nicht anzugeben. Die Nacht war indessen bereits hereingebrochen, als er durch das Rauschen einiger Vögel, wahrscheinlich einiger Aasgeier, aus seinem Schlummer aufgeweckt wurde. Sein erster Gedanke war nun, den Todten zu begraben, doch die dichte Finsterniß, die Flur und Wald rings umhüllte, machte jeden Versuch unmöglich und so mußte er sich denn in das Unvermeidliche schicken und den Anbruch des Tages geduldig abwarten.

Wo mochte wohl Fränk sein? Ob die Ränger auch die Rothhäute einholen und den armen Knaben befreien

werden? Wenn ihn aber die Indianer bereits getödtet? Es überlief ihn eisig kalt bei dem Gedanken an eine solche Möglichkeit und doch mußte er sich gestehen, daß er wenig Hoffnung hegen durfte, da die Indianer den Tod der beiden Krieger gewiß an dem Knaben rächen würden. Stunde an Stunde verstrich und jede schien ihm zur Ewigkeit zu werden. Er versuchte zu schlafen, doch die Angst um das Schicksal seines Neffen und die traurige Stimmung, in die ihn der Tod seines treuen Franzisko versetzt hatte, hielten ihn die ganze Nacht wach. Er konnte sich der Thränen nicht erwehren, als er auf die vergangenen Jahre zurück blickte und an die Treue und Liebe dachte, mit welcher der Mexikaner an ihm gehangen. Wie manche trübe Stunde hatte er ihm erheitert, wie oft ihn in Krankheit liebevoll verpflegt, wie manchmal ihm in Gefahr treu zur Seite gestanden! Und wie wunderbar hatte es der liebe Gott gefügt, daß er damals den armen Mexikanerknaben an dem Wasserloch auffinden und dem Tode entreißen mußte, damit ihm dieser einst das Leben retten sollte mit Hingabe des eigenen! Wie bitter bereute er jetzt jede Miene, jedes Wort, jeden Vorwurf, den er ihm in aufwallendem Zorne gemacht! „Nur ein Grieser," hatte der Ränger gesagt, und doch wie viel, wie so gar viel war er ihm gewesen!

Endlich verkündete die kühler wehende Luft und ein matter Lichtstreifen im Osten das Nahen des Tages. Noch einmal versuchte er, für seinen todten Freund die letzte Ruhestätte zu bereiten, doch der Boden war so hart, daß es ihm einen halben Tag genommen hätte, nur einen

Fuß tief zu graben. Die Minuten waren jedoch zu kostbar für ihn, als daß er sie für einen solchen vergeblichen Versuch hätte vergeuden können. Er hüllte deshalb den Todten in seine wollene Decke, legte mehrere Steine hinein und schleppte ihn an den Rand der Bayou. An einer dunkeln von Bäumen verdeckten Stelle, wo die Bayou am tiefsten zu sein schien und das Ufer beinahe senkrecht aus dem Wasser emporstieg, ließ er den Leichnam sachte hinabgleiten und sank dann mit gefalteten Händen auf die Kniee nieder. Leise bewegte er seine Lippen in stillem Gebete und nachdem er noch einen letzten Blick auf die dunkeln Fluthen geworfen, die den Leichnam des treuen Franzisko umschlossen, verließ er die düstere Stelle.

Mit raschen Schritten eilte er nun nach dem Schlachtfelde, wo er sein Pferd, das einer der Ränger an einen Mesquitbusch gebunden hatte, ruhig grasend antraf. In wenigen Minuten befand er sich im Sattel und, die Augen fest auf die Fährte der Ränger gerichtet, ritt er im Galopp über die Prärie hin. Hunger, Schlaf, Ermüdung, Franzisko, Alles war vergessen — Fränk, Fränk der einzige Gedanke, der ihn belebte.

XVI. Kapitel.

Unter den Indianern.

Fränk wurde von den Indianern nicht sogleich getödtet und zwar aus zwei Gründen. Sie ziehen es sehr oft vor, Knaben und Mädchen zu Gefangenen zu machen, statt sie zu tödten und dann hatten sie auch so viele erbeutete oder gestohlene Pferde bei sich, daß sie der Hilfe des Knaben bedurften, um sie nachzutreiben. Im Allgemeinen ist jedoch ein rascher Tod einer langen Gefangenschaft unter ihnen bei weitem vorzuziehen. Der Knabe war schwer verwundet; ein Pfeil hatte ihm das Knie beinahe zerschmettert und ein anderer war im linken Arme stecken geblieben und mußte mit Gewalt herausgezogen werden. Beinahe im nämlichen Augenblicke, als die Feinde über ihn herfielen und ehe er an irgend etwas hatte denken können, war er auf einen Mustäng gehoben worden und zwei Indianer jagten mit ihm die Anhöhe hinan, denn da ihnen die Rängers auf den Fersen waren, so hatten sie keine Minute zu verlieren. Bevor er indessen den Kamm des Hügels erreicht hatte, vernahm er das Krachen von Gewehren hinter sich und er wußte, daß sein Onkel und Franzisko die Indianer angegriffen hatten. Plötzlich flammte die Hoffnung in ihm auf, sie möchten ebenfalls zu Gefangenen gemacht werden, daß er doch nicht allein wäre und ihm sein Schicksal in ihrer Gesellschaft erträglicher

würde. Aber er wußte nur zu gut, daß es den Indianern nicht gelingen würde, seinen Onkel lebendig in ihre Gewalt zu bekommen und daß mehr Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß sie getödtet und skalpirt würden.

Selbst in jenem Augenblicke des Schreckens und der Angst hatte er, nicht ohne einigen Stolz, bemerkt, daß es einer der Indianer der Mühe werth gefunden hatte, seine Antilope mitzunehmen und sie quer über den Sattel vor sich hielt. Nachdem die Indianer eine ziemliche Zeit in gestrecktem Galopp über die Prärie hin gejagt hatten, begannen sie allmälig etwas langsamer zu reiten. Fränk hatte gelesen und auch öfters von seinem Onkel gehört, daß Gefangene, die sich in der Gewalt von Indianern befänden, deren Gunst nur dadurch gewinnen könnten, daß sie sich möglichst kühn und furchtlos zeigten. Er gab sich deshalb alle Mühe, seinem kommenden Schicksale so entschlossen als möglich entgegen zu sehen, hob das gesenkte Haupt muthig empor, setzte sich kräftig im Sattel auf und richtete zum ersten Male seine Blicke unerschrocken auf die Indianer, die ihm zur Seite ritten. Er befand sich mit seinen Hütern an der Spitze des Zuges und hinter ihm folgte der Haupttroß, etwa fünfzig Mann stark, in buntem Gemisch. Der Indianer, der links neben ihm ritt, war beinahe so schwarz, wie ein Neger. Er hatte das Haar quer über die Stirne in gerader Linie abgeschnitten, doch hinten hing es, in Zöpfe geflochten und mit allerlei Federn und Zierrathen geschmückt, beinahe bis zu den Steigbügeln hinab, so daß es dem Knaben wunderbar vorkam, wie der Mann seinen Kopf unter einer solchen Last

noch aufrecht halten konnte. Hirschleder und wollene Decken bildeten den übrigen Anzug, nur das Gesicht, dies schien für Fränk ein Räthsel zu sein. Er hatte sich immer eingebildet, daß die Wildheit und Grausamkeit der Indianer schon in ihren Gesichtszügen zu lesen sei, und sich einen Indianer nie anders vorgestellt, als mit verzerrten, Grausen erregenden Gesichtszügen. Doch sein Nachbar zur Linken überzeugte ihn auf den ersten Blick, daß er sich hierin gewaltig getäuscht hatte, denn dieser besaß ein fettes, ernstes, ja sogar mildes, gutmüthiges Gesicht. Fränk mußte dabei unwillkürlich an das Bildniß Benjamin Franklin's denken, das er zu Hause in Onkel Jakobs Geschichte von Amerika so oft betrachtet hatte. Ein ernsthafteres, ruhigeres, scheinheiligeres Antlitz konnte man sich kaum denken. Wäre die rothbraune Hautfarbe und das phantastische Kostüm nicht gewesen, so hätte man ihn ohne Bedenken für einen wohlbehäbigen, gutmüthigen Landdoktor halten können, der eben unterwegs war, einen Patienten zu besuchen, und der kein Kind beleidigen konnte, und doch hatte dieser Indianer schon so manches menschliche Wesen in kaltem Blute gemordet und auf die grausamste Weise gemartert und gepeinigt. Auch den neben ihm reitenden Knaben hätte er ebenso bereitwillig und kaltblütig niedergestoßen und skalpirt, als wäre er eine Fliege, ohne daß sich eine Muskel in seinem gutmüthigen Gesichte würde verzogen haben. Fränk hatte jedoch davon nicht die mindeste Ahnung, sondern blickte im Gegentheil vertrauensvoll von dem lammfrommen Indianer, wie er sich ihn dachte, zu seinem Begleiter zur Rechten. Dieser war ein

dünner, langer, stolz aussehender Geselle, dessen gelbliches Gesicht beinahe wie eine Citrone aussah, aus der aller Saft ausgepreßt worden. Er schien ihm eben so viele Aehnlichkeit zu haben mit dem fahrenden Ritter Don Quixotte, als der andere mit Benjamin Franklin. Was ihm jedoch am meisten auffiel, war die sonderbare, eiserne Rüstung, die er trug. Diese bestand in einer Art Panzer, der aus künstlich in einander verwobenen Stahlringen zusammengefügt war und ihm bis zu den Lenden hinabreichte. Die übrigen Indianer waren mit ledernen Schilden, die mit allerlei Fratzen und Figuren bemalt waren, und mit Bogen und Pfeilen versehen, welch' letztere in Köchern aus Büffelhaut stacken. Fränk warf einen Blick auf die Pfeile, die aus dem Köcher seines Nachbars zur Rechten hervorschauten, und nach dem, was ihm sein Onkel früher einmal über die Verschiedenheiten der Indianerstämme und ihrer Waffen und Gebräuche mitgetheilt hatte, ersah er daraus, daß er sich in den Händen von Comanches befand. Jeder Indianerstamm höhlt die Pfeile an den Seiten etwas aus, damit, wenn sie in dem Leibe eines Opfers stecken geblieben sind, das Blut aus der Wunde auf den Boden träufeln kann und auf diese Weise die Auffindung der Spur des etwa davon eilenden Menschen oder Wildes erleichtert wird. Die Pfeile anderer Stämme sind in einer gewundenen Linie oder sonst unregelmäßig ausgehöhlt, während die der Comanches von dem befiederten Ende bis zum Widerhacken an der Spitze mit geraden Rinnen versehen sind. Und nun wußte Fränk auch, daß sein Ritter von der traurigen Gestalt, der neben ihm ritt,

Niemand Anderer war, als der berüchtigte Häuptling „Eisenjacke,“ von dem er schon so Vieles hatte erzählen hören. „Eisenjacke,“ — über den ganzen Westen, unter Indianern und Ansiedlern, gekannt und gefürchtet, und besonders von den erstern, da an seinem eisernen Harnisch, den er nie ablegte, Pfeile sowohl, als Kugeln harmlos abprallten und er deshalb von den abergläubischen Indianern für unverwundbar gehalten wurde. Diese Rüstung soll, wie die Indianer erzählen, von dem spanischen Eroberer Cortez oder einem seiner Leute herrühren und auf unerklärliche Weise in die Hände dieses Indianers gerathen sein, der sie nicht für ein Königreich oder für alles Vieh auf der Prärie vertauscht hätte.

Und nun, da Fränk über den Charakter und die Herkunft seiner Häscher im Klaren war, begannen allerlei Gedanken an einen Fluchtversuch in ihm rege zu werden und er malte sich schon im Geiste die Rückkehr zu den lieben Eltern aus und wie herrlich es sein würde, wenn er seinem Bruder Heinrich und der kleinen Marie von seiner Gefangenschaft unter den Indianern erzählen könnte. Seine Wunden schmerzten ihn zwar sehr, doch schien ihn der Gedanke an seine Flucht und an die Lieben zu Hause mit neuer Hoffnung zu beseelen und an die Stelle der Verzagtheit und Furcht traten Freudigkeit und Muth. Leise bewegten sich seine Lippen in einem Gebete zu Gott um Hilfe und Beistand und sichtlich erleichtert wagte er es, einen Blick über die Prärie zurück zu senden, ob er wohl irgendwo ein Zeichen von seinem Onkel oder Franzisko erspähen konnte. Doch überall traf er auf die trotzigen

Blicke der hinter ihm reitenden Rothhäute und weder von seinem Onkel, noch von Franzisko war eine Spur zu entdecken. Ob sie wohl den Indianern mit heiler Haut entkommen waren oder auch bald als Gefangene eingebracht würden? Er sah indessen gar bald ein, daß all' dieses Sinnen und Grübeln zu nichts führen könne und ergab sich deshalb voll Gottvertrauen in sein Schicksal, da er fest überzeugt war, daß derselbe himmlische Vater, der ihn damals so wunderbar aus dem Feuer gerettet, ihm auch jetzt nahe sei und seine schirmende Hand nicht von ihm abgewandt habe.

Mit einem Male kam ihm ein neuer Gedanke. Während sie etwas rascher vorwärts trabten, schob er rasch und leise, ohne daß es einer der Indianer bemerkte, die Hände, die man ihm frei gelassen hatte, in seine Taschen. Indem er sämmtliche Gegenstände, die sich darin befanden, in der Hand hielt, gelang es ihm, mit dem Zeigefinger ein kleines Loch in den Saum der Tasche zu machen, durch welches er dann sein Taschenmesser steckte. Dieses glitt durch die Beinkleider hinab und fiel bald darauf unten heraus und auf den Boden. Er befürchtete, die hinter ihm reitenden Indianer möchten es bemerken, aber diese waren zu sehr mit halblautem Schwätzen und Umherschauen beschäftigt, als daß sie auf den Knaben hätten weiter Acht haben können. Unterdessen war es dunkel geworden, ohne daß jedoch zu einem Halte Miene gemacht wurde. Seitdem der letzte Indianer seinen Pfeil nach dem Mexikaner abgeschossen hatte, war kein lautes Wort gesprochen worden und die ganze Unterhaltung bestand in einem halb-

lauten Gemurmel und Geflüster. Während der zunehmenden Dunkelheit ließ Fränk alle in seinen Taschen befindlichen Gegenstände auf die Erde fallen — zwei Halbethalerstücke, drei mexikanische Thaler, seinen Taschenkamm, ein Bleistift; dann aus der andern Tasche: eine aufgerollte Angelschnur, eine messingene Schnalle, ein blechernes Büchschen mit Zündhütchen, einen großen Eberzahn, den er an der Schwefelquelle gefunden hatte. Alle diese Gegenstände ließ er unbemerkt, etwa eine Meile aus einander, aus der Tasche gleiten, in der Absicht, daß sein Onkel oder andere Leute, die seine Spur zu verfolgen beabsichtigten, ihn desto leichter auffinden könnten. Hätten die Indianer nicht gewußt, daß ihnen die Ränger so nahe auf den Fersen waren und sie jede Stunde einholen konnten, so wäre es Fränk nicht möglich gewesen, durch das Fallenlassen dieser Gegenstände seinen Freunden von dem eingeschlagenen Wege Kunde zu geben, denn die Indianer würden ihm die Taschen geleert und selbst die Kleider ausgezogen haben. So aber hatten sie noch keine Zeit gehabt, sich weiter um ihn zu bekümmern; sobald sie sich indessen außer Gefahr wußten, durfte er sich auf allerlei Liebesbezeigungen gefaßt machen.

Sie ritten die ganze Nacht hindurch und der Knabe vermochte sich vor Hunger, Müdigkeit und Schlaf kaum auf dem Pferde zu halten. Trotz aller Anstrengung, sich männlich zu zeigen und der Zukunft mit Entschlossenheit entgegen zu sehen, begann ihm doch allmälig der Muth zu sinken und es überkam ihn ein Gefühl von unsäglichem Jammer und Elend, das beinahe an Verzweiflung grenzte.

Nach langen, schweren, traurigen Stunden, während welcher er mehrere Male nahe daran war, vor Mattigkeit und Erschöpfung vom Pferde zu sinken, brach endlich der Morgen an. Der gutmüthige Franklin ritt noch immer auf der einen Seite neben ihm und auf der andern Eisenjacke; beide noch ebenso ernst und ruhig, aber auch ebenso frisch und kräftig, wie gestern, als wären sie eben erst aus dem Lager aufgebrochen. Aber die Pferde begannen schon hier und da zu straucheln und die kurzen, ledernen Peitschen der Indianer fielen klatschend auf ihre Seiten, sie zu größerer Eile antreibend. Die Sonne war eben in voller Glorie hinter den Bergen aufgegangen, als sie an einem kleinen Strome ankamen, wo Halt gemacht wurde, um die Pferde grasen zu lassen und ihnen eine kurze Rast zu gewähren, damit sie frische Kräfte sammeln konnten, denn der Indianer sorgt für sein Pferd nur so lange, als er desselben bedarf und hat weder Zuneigung, noch Liebe für das Thier. Fränk fiel beinahe ohnmächtig vom Pferde in das Gras und lag bald im tiefsten Schlafe, ohne daß die Indianer sich im Geringsten um ihn bekümmerten. Als er wieder aufwachte, stand die Sonne bereits hoch am Himmel und die Wilden rüsteten sich eben zum Aufbruch. Eisenjacke warf ihm ein Stück trockenes Büffelfleisch zu, wie man etwa einem Hunde einen Knochen vorwirft, aber der Knabe war zu hungrig, als daß er es weiter beachtet hätte, und verschlang das harte Stück Fleisch zitternd vor Gier. Und nun ging es wieder vorwärts, wie am vergangenen Tage, nur daß Fränk heute die losen Pferde mußte nachtreiben helfen, unter denen er den Mustäng

seines Bruders Heinrich erkannte, welchen Franzisko geritten hatte. Sein Antlitz leuchtete in heller Freude auf, als er das Pferd erblickte und es gereichte ihm zum Troste, wenigstens diesen einen Bekannten bei sich zu haben, und wenn es auch nur ein Thier war. Einmal, als ein junger Indianer dem Mustäng seinen Speer in die Seite stieß, um ihn rascher gehen zu machen, schrie ihn Fränk drohend an und die ganze Bande brach in ein lautes Gelächter aus. Der Knabe schien sich überhaupt ziemlich rasch in seine neue Rolle zu finden und hätte sich vielleicht unter den Wilden bei weitem nicht so unglücklich gefühlt, wenn ihn nicht von Zeit zu Zeit düstere Gedanken über das Schicksal seines Onkels und Franzisko's und über seine eigene Zukunft niedergedrückt hätten. Und so kam die Nacht heran; abermals ein Stück trockenes Fleisch, ein erquickender, stärkender Schlaf im Grase und vorwärts ging es wieder mit Tagesanbruch auf den ermüdenden Marsch. Auf diese Weise verstrich eine ganze Woche, die dem Knaben jedoch zu einem Jahre wurde. Er war jetzt völlig nackt, nur um die Hüften hatte er sich die Ueberreste eines rothen Flanellhemdes gebunden, seine übrigen Kleidungsstücke hatten sich die Indianer bereits zugeeignet. Auch sein Hut zierte schon seit mehreren Tagen das Haupt des jungen Kriegers, der sich mit Heinrichs Mustäng den Spaß des Spießens erlaubt hatte. Fränk's Leib war von Kopf bis zu Fuß mit Staub und Schmutz und Blasen überdeckt, die theils von den Mücken und Fliegen, theils von der Sonne herrührten. Seine nackten, von den scharfen Steinen zerschnittenen Füße waren blutig und angeschwol-

len und auch seine Wunden hatten sich, trotz aller Vorsicht, bedeutend verschlimmert. Es kam ihm manchmal vor, als sei er nicht mehr dieselbe Person, so sehr hatte sich sein ganzes Aussehen verändert und er glich bald eher einer Rothhaut, als einem Blaßgesichte. Dies hielt ihn jedoch keineswegs ab, jeden Abend und Morgen sein Gebet zu verrichten und oft, wenn er vor Müdigkeit bereits eingeschlafen war, raffte er sich mitten in der Nacht wieder auf die Kniee und stammelte sein Abendgebet. Wenn er so den Tag über hinter den Pferden herritt oder des Nachts durch das Schmerzen und Brennen der Wunden aus dem Schlafe aufgeweckt wurde und sich oft Stunden lang ruhelos auf dem Grase hin und her wälzte, kamen ihm alle die Liederverse und Bibelsprüche, die ihn seine gute Mutter gelehrt, wieder in das Gedächtniß zurück und während er sie leise flüsternd wiederholte, kam es ihm vor, als unterhalte er sich mit lieben, alten Bekannten. Auch das liebliche Bild seiner neuen Heimath, jenes traulichen Plätzchens dort unter den Lebenseichen von San Hieronymo, schwebte an seinem Geiste vorüber und er wunderte sich, wie wenig er es früher geachtet und geschätzt hatte. O, wenn ihn der liebe Gott wieder dahin zurückführen würde, wie wollte er jeden Baum und Strauch, jedes Grashälmchen, ja, den Boden selbst begrüßen und in Ehren halten! Und sein Vater, seine Mutter, Heinrich, Marie, Kratzi und Johanna — wie bitter, wie schmerzlich fühlte er die Trennung von ihnen und wie tief empfand er jetzt erst, wie lieb sie ihm Alle waren! Ja, die Heimath erschien ihm jetzt wie ein Paradies und die lieben Seinigen

kamen ihm wie Engel vor. Auch Pläne zur Flucht hatten sein Gehirn durchkreuzt, allerlei phantastische Bilder waren in buntem Gewirre vor ihm aufgestiegen und es schien ihm oft, als müsse er den wild tobenden Gedanken und Träumereien zuletzt noch unterliegen. Es war nun der zehnte Tag seiner Gefangenschaft. Die Indianer hatten ihr Lager am Colorado erreicht, ein Indianerdorf, aus einer Anzahl roher, mit Büffelhäuten überdeckter Hütten oder Wigwams bestehend, die von Weibern oder Squaws, Kindern und Hunden wimmelten. Alle seine romantischen Ideen und Einbildungen, die er sich früher von dem Leben der Indianer gemacht, schwanden auf einmal vor der nackten, traurigen Wirklichkeit. Der Schmutz war unaussprechlich und nirgends zeigte sich auch die geringste Spur von Ordnungsliebe oder häuslicher Einrichtung, die selbst die ärmste Hütte wohnlich und heimisch machen. Das ganze Dorf glich mehr einem Lager wilder Thiere mit ihren Jungen, als einem Aufenthaltsorte menschlicher Wesen. Fränk mußte Korn für Tortillas zerklopfen, Holz und Wasser herbeischleppen und wurde ununterbrochen von Tagesanbruch bis spät in die Nacht hinein in Bewegung gehalten. Sein Schicksal war das eines Sklaven und er sah auch bald ebenso schmutzig und ekelhaft aus, als seine Peiniger. Sein langes, dunkles Haar hing ihm über die Augen herab; sein nackter, mit Schmutz überzogener Leib bot kaum eine fingerbreite, heile Stelle und sein Knie und Arm waren schmerzhaft angeschwollen. Er fügte sich jedoch mit aller möglichen Ergebung in sein Schicksal und suchte durch Dienstfertigkeit den Wilden jeden Vorwand

zu Mißhandlungen zu nehmen. Deßhalb zog er es auch vor, den Schmutz nicht abzuwaschen, um sich in ihren Augen wohlgefälliger zu machen und durch die Weiße seiner Haut nicht etwa ihren Haß oder Neid zu erregen. Doch unter all' der schmutzigen Kruste und sklavischen Ergebenheit schlug noch dasselbe treue, muthige Herz, das ihn zum Lieblinge seines Onkels gemacht und das ihm auch unter den jüngern Kriegern des Stammes Achtung verschaffte. Derselbe Indianer, der damals mit dem Spieße nach Heinrich's Mustäng gestochen hatte, spuckte eines Tages nach dem Knaben. Dies ereignete sich am Ufer des Flusses und im nächsten Augenblick kollerte der Wilde, von Fränk niedergeschmettert, kopfüber in den Fluß hinab. Alle Indianer liefen neugierig herbei und sahen dem Spaß mit Lachen zu. Fränk erwartete jeden Augenblick, der Wilde werde wuthschnaubend das Ufer herauf gerannt kommen und ihn ohne Erbarmen niederstoßen. Der Indianer kam auch bald, von Wasser triefend, die Anhöhe hinan, aber sein braunes Gesicht war in ein gutmüthiges Lächeln verzogen und er ergriff die Hand des Knaben, die er herzlich schüttelte. Von dieser Stunde an hatte Fränk in diesem Wilden einen ergebenen Freund, der ihm später manchen Liebesdienst erwies. Es mag dies als ein neuer Beweis dienen, daß bei Indianern Güte und freundliche Behandlung, sowie Verträge und Unterstützungen nicht immer wohl angebracht sind, und oft entschiedenes Auftreten und einige Demonstration physischer Kräfte allein vermögen, ihnen Furcht einzuflößen und sie im Zaume zu halten.

So brachte Fränk den zehnten, elften und zwölften Tag seiner Gefangenschaft in dem Indianerdorfe zu. Die Indianer waren mit der Zubereitung von Häuten, mit Trocknen und Braten von Fleisch, mit Essen, Rauchen, Zanken, Schlafen und Jagen beschäftigt, und die Squaws mit der Anfertigung von Körben, Mokkasins oder Schuhen und andern Kleidungsstücken. Das ganze Leben der Wilden in ihrem Schmutze und ihrer Faulheit kam dem Knaben beinahe unnatürlich vor, und es war ihm oft, als befände er sich unter einer Heerde Affen, statt unter Menschen. Der fette, ernsthafte Indianer mit dem gutmüthigen Franklingesichte saß den lieben langen Tag mit gekreuzten Beinen regungslos auf einer Büffelhaut, dichte Rauchwolken gravitätisch vor sich hinblasend und, wie es schien, in tiefe Betrachtungen versunken. Eisenjacke stolzirte, ein zweiter Don Quixotte, mit großen Schritten umher, früh und spät mit dem Panzerhemde bekleidet, weßhalb er auch den Namen „Eisenjacke" erhalten hatte. Diese Rüstung war sein Stolz, sein Ruhm, sein Talisman, der ihn hoch über alle übrigen Wesen erhob, hatte sie ihm doch durch den magischen Einfluß, den sie auf die Indianer ausübte, zu der erhabenen Stellung eines Häuptlings verholfen. Kein Monarch konnte wohl je mit größerm Stolze auf Szepter, auf Krone und Stern blicken, als Eisenjacke auf seine klirrende Rüstung, die er aber auch dafür stets sauber und blank hielt, ein Umstand, der dem Knaben beinahe wie eine Ironie vorkam auf den Schmutz, der seinen übrigen Körper bedeckte. Für Fränk hatte der Aufenthalt unter den Wilden bereits allen Reiz

der Neuheit verloren, wenn er überhaupt je einen solchen für ihn gehabt, und er stahl sich öfters aus dem Dorfe nach der Prärie, wo die Pferde grasten. Dort lehnte er sich dann an den Mustäng seines Bruders, schlang seinen Arm um dessen Nacken und klagte ihm sein Leid. „Was denkst denn du davon, alter Bursche?“ pflegte er mit wehmüthiger Stimme zum Thiere zu sprechen, als könnte ihm dieses Red' und Antwort geben. Doch der Mustäng spitzte aufhorchend die Ohren, schüttelte auch zuweilen mit dem Kopfe und fuhr dann wieder in seinem Kauen fort, als kümmere er sich nur um die Bedürfnisse des Augenblickes. Wandte sich dann Fränk wieder vom Mustäng dem Dorfe zu, so war es ihm, als kehre er von einem vernünftigen Geschöpfe zu unvernünftigen zurück. Wäre auch nur unter dem weiblichen Geschlechte irgend ein Zug von Milde und Zartheit oder wenigstens von Menschlichkeit zu finden gewesen, so hätte sich der Knabe noch leichter darein schicken können, aber die Squaws waren zum Erschrecken häßlich, mit rohen, thierischen Gesichtszügen und wo möglich noch schmutziger, als die Männer. Entweder zankten sie sich, heulend und schreiend, unter einander, oder sie balgten sich mit ihren Kindern herum, die beinahe wie kahle Ratten aussahen, mit dicken Bäuchen und listigen, verschlagenen Augen. „Was mag wohl die Ursache sein, daß diese Geschöpfe so himmelweit verschieden sind von den weißen Leuten?“ fragte er sich oft. „Wenn sie auf einem andern Himmelskörper wohnten, so könnte der Unterschied zwischen uns und ihnen nicht größer sein.“ Hätte er seinen Vater fragen können, so würde ihm dieser

geantwortet haben, daß das, was den Unterschied ausmache zwischen den wilden und den civilisirten Völkern, eben dasselbe sei, das den unermeßlichen, ewigen Unterschied mache zwischen den Seligen im Himmel und den Verdammten außerhalb desselben, nämlich die Kenntniß und Ausübung der göttlichen Lehre unseres Herrn und Erlösers.

So verstrich die Zeit langsam dahin und der dreizehnte Tag der Gefangenschaft war angebrochen. Die Indianer hatten sich zum Frühstücke umher gelagert und die Pferde grasten, wie gewöhnlich, auf der Prärie in der Nähe des Dorfes. Plötzlich kam ein nackter Wilder von der Prärie her in das Dorf gerannt, schreiend und brüllend und mit den Armen wie besessen in der Luft herum fuchtelnd. Kaum war er von einigen der Krieger erblickt worden, als auch schon das ganze Dorf auf den Beinen war und Jung und Alt im buntesten Gewirre durch einander lief. Die Frauen ließen Alles liegen und stehen, und stürzten sich, Raubthieren gleich, auf ihre Kinder, nahmen die kleinsten auf die Arme und rannten, von den größern gefolgt, so schnell sie ihre Füße trugen, in das nahe Gebüsch. Die Männer befanden sich rasch wie der Blitz auf ihren Mustängs, den herankommenden Feind mit den Waffen in der Hand erwartend. Der gravitätische Benjamin Fränklin saß auf seinem Pferde so ruhig und ernst und gutmüthig, wie immer, während Eisenjacke, wie es schien, sich so recht in seinem Elemente befand. Auf einem feurigen Streitrosse, in vollem Waffenschmucke, mit dem hell schimmernden Panzerhemde sprengte er, laut rufend, im Dorfe

auf und ab und bald hatten sich seine Tapfern um ihn gesammelt. Was auch mit den Uebrigen geschehen mochte, er wußte, daß ihm keine Kugel etwas anhaben konnte und war deshalb auch voll Muth und Zuversicht. Die Wilden hatten übrigens keine Zeit zu verlieren, denn hart auf den Fersen des Indianers, der die Kunde des nahenden Feindes gebracht hatte, kam mit wildem Geschrei eine Compagnie Ränger herangestürmt. Es war in der That eine bunte Schaar, die gegen das Indianerdorf heran rückte. Einige mit großen, breitrandigen Hüten, andere mit Taschentüchern um ihre Köpfe; einige mit Röcken und ledernen Jacken, andere in Hemdärmeln; alte, grauköpfige Grenzbewohner mit langen Listen von Greuelthaten, die sie zu rächen hatten; braune, sonnverbrannte Gestalten und junge Bursche von noch nicht zwanzig Jahren. Aber Keiner, der nicht einen Vater, einen Bruder, einen Sohn, eine Mutter oder eine Schwester verloren hatte, deren Kopfhäute sich in den Händen der Wilden vor ihnen befanden, oder dem nicht wenigstens sein Vieh oder seine Pferde von dem diebischen Gesindel gestohlen worden waren. Dumpf dröhnte die Erde unter den Hufen ihrer Pferde, als sie in buntem Durcheinander daher sprengten, ihren Anführer, Capitän Ford, an der Spitze. Sowie sie sich den ersten Hütten näherten, warfen sich ihnen die Wilden mit ihrem durchdringenden Kriegsgeschrei entgegen und es entspann sich ein blutiger Kampf.

Sogleich beim ersten Alarme hatte ein Indianer den Knaben vom Boden aufgerissen und auf das nächste Pferd geworfen, das zufällig Heinrich's Mustäng war, da sich

Fränk immer, so viel als möglich, in dessen Nähe aufzuhalten pflegte. Dann war der Wilde auf ein anderes Pferd gesprungen und mit dem Knaben davon gejagt, während hinter ihnen der Kampf lauter und lauter entbrannte. Sie hatten schon mehr als eine Meile zurückgelegt, als sich Fränk aus der ersten Bestürzung erholt und seine Gedanken einigermaßen gesammelt hatte. Er war wie betäubt von Schreck und Freude; noch einen Augenblick zuvor so nahe der Erlösung und Freiheit, beinahe schon in den rettenden Armen seiner weißen Freunde und jetzt schon so weit von ihnen entfernt, auf dem Wege in eine neue, eine hoffnungslose Gefangenschaft! Lieber wollte er auf der Stelle sterben! Allerlei verworrene, tollkühne, verzweiflungsvolle Fluchtpläne stiegen in ihm auf. Da kam ihm plötzlich ein rettender Gedanke. Etwa hundert Yards vor ihnen befanden sich Oeffnungen in der Erde, die wie vertrocknete Brunnen oder Cisternen aussahen. Er hatte sie schon öfters bemerkt, als er mit den Indianern die Pferde hütete, und sich manchmal gewundert, wo sie herrühren mochten; ja, er hatte selbst Steine hinein fallen lassen, um ihre Tiefe zu ermessen. Sie hatten sich den Oeffnungen bis auf wenige Yards genähert und Fränk beugte sich vorwärts und legte seine Hände auf den Hals des Mustängs. Jetzt ritten sie vorbei, da glitt der Knabe blitzschnell vom Pferde und rannte querfeldein, wie zum Tode gehetzt. Ein Pfeil der Indianer schwirrte hart an seinem Kopfe vorbei, doch Fränk hatte die nächste Oeffnung erreicht; ein kühner Sprung und er fuhr krachend durch das Gestrüpp, das die Oeffnung be-

deckte, in die Tiefe hinab. Ein Haufen Sand und Steingerölle fiel ihm polternd nach, dann war Alles stille. Im nächsten Augenblick war der Indianer an die Grubenöffnung heran geritten und versuchte, hinab zu sehen, doch sein Pferd bäumte sich scheu zurück und das Getöse und der Lärm des Gefechtes wurde von Minute zu Minute lauter und drohender und bereits ließen sich heraneilende Hufschläge vernehmen. Der Wilde sprang vom Pferde und zerbrach sich den Kopf, wie er den Knaben heraus bekommen könnte. Endlich schien er ein Mittel gefunden zu haben, denn er beugte sich über die Oeffnung und schoß Pfeil auf Pfeil in das Dunkel hinab. Nun aber wälzte sich der Kampf näher und näher und mit lautem Wuthgeheule schwang sich der Wilde wieder auf sein Pferd und jagte seinen Kameraden zu Hilfe.

Der Kampf hatte sich schon sogleich beim Anfange in einen Rückzug der Indianer verwandelt. Die tapfersten der Krieger sandten einen Hagel von Pfeilen gegen die vordringenden Ränger, so lange als möglich festen Stand haltend und nur langsam zurückweichend, um den übrigen Zeit und Gelegenheit zur Flucht zu verschaffen. In den vordersten Reihen der Ränger ritt ein Texaner in Hemdärmeln, blaß und ruhig, während alle die andern vor Aufregung beinahe außer sich waren; stille und schweigend, während die übrigen schrieen und fluchten, als sollten die Flüche statt Kugeln dienen. Ein Pfeil stack ihm in den Kleidern, aber er ritt unaufhaltsam vorwärts; ein anderer fuhr zwischen Arm und Seite hindurch, doch seine einzige Absicht schien zu sein, mitten unter die Indianer

vorzudringen, während er seine Blicke nach allen Seiten hin schweifen ließ, ängstlich nach dem Gefangenen suchend. Benjamin Franklin versperrte ihm den Weg, doch eine Kugel traf diesen in das fette, gutmüthige Gesicht und er sank langsam und gravitätisch zur Erde, im Tode noch denselben ruhigen und ernsten Ausdruck des Gesichtes beibehaltend, den er im Leben gehabt. Aber der kühnste, verwegenste Feind war Eisenjacke, dessen schimmernde Rüstung den Rängern als Zielscheibe diente. Er schlug jedoch alle Angriffe mit verächtlicher Miene zurück, sich auf die Unverwundbarkeit seines Panzerhemdes verlassend. Der Kampf hatte unterdessen seinen Höhepunkt erreicht und Eisenjacke wandte sich eben mit ermuthigenden Worten zu seinen Kriegern um, von denen einige Miene zur Flucht machten, als ihm plötzlich eine Kugel unter dem Arm in die Seite fuhr. Mit einem lauten Ausrufe des Schmerzes fuhr er mit der Hand nach der getroffenen Stelle, während Schreck und Bestürzung auf seinem Gesichte zu lesen waren. Aller Muth war mit einem Male von ihm gewichen, denn der Talisman, auf dem die Hoffnung seines ganzen Lebens beruht und an dem sein Herz gehangen, hatte ihn schändlich im Stiche gelassen. Mit beinahe übermenschlicher Anstrengung hielt er sich jedoch fest im Sattel, riß sein Pferd zu einem neuen Angriffe herum, als ihm eine andere Kugel zerschmetternd in das Genick fuhr. Wohl einen Fuß hoch sprang er aus dem Sattel empor, warf beide Arme krampfhaft in die Höhe und stürzte dann kopfüber unter die Hufe der heran stürmenden Ränger. Als dies die Indianer sahen, wandten sie sich mit einem

schrecklichen Geheule zur Flucht, ohne die mindeste Miene zu fernerem Widerstande zu machen. Die Ränger jedoch jagten siegestrunken hinter dem fliehenden Feinde her, bald hier, bald dort mit wohl gezielter Kugel eine Rothhaut vom Pferde schießend. Keine bunte Feder, kein Achselband, kein Goldstreifen, kein blanker Knopf, kein Degen oder Säbel, keine Trommel, noch Trompete, noch irgend ein anderes militärisches Abzeichen war unter diesen furchtlosen, tapfern Männern zu erblicken, wohl aber nervige Fäuste, eiserne Arme, gewaltige Schultern, athletische Figuren mit trefflichen Büchsen, vorzüglichen Revolvern, mächtigen Bowiemessern und von einem Muth und Geiste beseelt, der auch vor den grimmigsten Gefahren nicht zurückschreckte. Freilich ist von Disziplin oder Exerziren bei dieser Mannschaft keine Rede, Jeder kämpft auf eigene Faust, sich nach eigenem Gutdünken auf dem Pferde tummelnd und je nach Umständen bald vom Revolver, bald vom Bowiemesser Gebrauch machend, ohne erst das Kommando des Anführers abzuwarten. Und dies sind die Männer, die in der Züchtigung der Indianer, im rastlosen Verfolgen und schlauen Auffinden ihrer Schlupfwinkel bis jetzt noch von keiner regulären Macht übertroffen wurden, und die nicht nur in der Beschützung der Grenzansiedler jeder Zeit treffliche Dienste leisteten, sondern auch auf den mexikanischen Schlachtfeldern, wie zu Buena Vista und an andern Orten, zum Schrecken der Feinde ihre Kühnheit und Tapferkeit bewiesen.

Einer von ihnen war indessen zurück geblieben. Er jagte mit unstät rollenden Augen auf und ab durch das Dorf, dann rings im Kreise um dasselbe herum und wieder zu-

rück zwischen den Hütten hindurch, hier und da eine Rothhaut, die seinen Lauf aufzuhalten versuchte, niederschießend. Es war Onkel Jakob, der, den Namen seines Neffen laut rufend, sich nach allen Seiten hin umblickte. Doch nirgends eine Spur von dem Knaben! Noch einmal ritt er um das Dorf herum, drückte dann dem Pferde wie verzweifelnd die Sporen in die Seiten und jagte den Rängern nach. In ein Paar Minuten hatte er sie eingeholt, war an ihnen vorüber gerast und verfolgte einen einzelnen Indianer, der mit einem schwarzen Hute auf dem Kopfe, welchen er sogleich als den seines Neffen erkannte, in einiger Entfernung vor ihm ritt. Ein Schuß aus seinem Revolver brachte das Pferd des Wilden zum Falle und noch ehe sich dieser unter dem Thiere hervorarbeiten konnte, war der Texaner heran geritten, hatte ihm den Hut vom Kopfe gerissen und in seinen Gürtel gesteckt.

„Wo ist er?“ schrie er den Indianer in spanischer Sprache an, indem er ihn zugleich am Halse packte und ihm die Kehle zudrückte, so daß der arme Teufel kein Wort hervorzubringen vermochte und nur mit der Hand nach der Richtung hin zeigte, in der die Indianer entflohen waren. Mit einer Verwünschung auf den Lippen warf der Texaner den Wilden zur Seite, schwang sich auf sein Pferd und setzte seine Verfolgung fort.

„Was! Eine Rothhaut wegwerfen!“ ertönte hinter ihm eine Stimme. „Das wäre ja jammerschade! Hier, du rother Spitzbube, ist etwas für dich!“ Ein Schuß krachte, der Indianer sank blutend in das Gras zurück und ein bärtiger Ränger sprang vom Pferde, um sich den Skalp

zu holen. „Hab' mein Lebtag keinen Mann gesehen, der so wenig um Skalpe gibt, als jener Texaner," sprach er zu sich selbst, indem er die blutige Kopfhaut neben den andern am Sattelknopfe festband und sich dann wieder auf das Pferd setzte und davon ritt.

Unterdessen war der Texaner an der Spitze der Ränger den Wilden nachgejagt, ohne jedoch das Geringste von seinem Neffen zu entdecken. Zitternd vor Aufregung lenkte er sein Pferd seitwärts auf einen Hügel, von wo er den fliehenden Trupp der Indianer mit seinen Blicken weithin verfolgen konnte. Rasch zog er sein Fernrohr aus der Tasche, schob es zurecht und hielt es an das Auge, die bunten Reihen des davon eilenden Feindes scharf musternd. Aber so sehr er auch wieder und wieder hinblickte, so konnte er doch nirgends ein weißes Gesicht erspähen. Von Gram und Kummer niedergedrückt, ritt er die Anhöhe wieder hinab und hielt einen Augenblick an, unschlüssig, was er thun sollte. Da erblickte er ein ihm wohlbekanntes Pferd, Heinrichs Mustäng, der einige Yards seitwärts stand, den Kopf tief auf den Boden gesenkt, als gräme auch er sich um Fränk's Schicksal. Doch der Texaner hatte keine Zeit, sich bei dem Thiere aufzuhalten und mit einem tiefen Seufzer galoppirte er den Rängern nach.

Nach sieben langen Stunden kehrten die Ränger endlich wieder von der Verfolgung zurück, in lautem Gespräche die Abenteuer des Tages besprechend, während sie langsam auf den ermüdeten Pferden von der Prärie nach dem Indianerdorfe hinab ritten. Nur Einer saß stille und traurig auf dem Pferde. Wo — wie — konnte er die Spur des ver-

lornen Knaben auffinden? Kummervoll blickte er über die Prärie hin, da traf sein Auge wieder auf den betrübt dastehenden, einsamen Mustäng. Wie von einer innern Macht getrieben, stieg er vom Pferde und ging nach dem verlassenen Thiere, um es unter seine Obhut zu nehmen. Der Mustäng schien ihn zu erkennen, denn er hob seinen Kopf in die Höhe, spitzte die Ohren und wieherte ihm freundlich entgegen. Als der Texaner heran getreten war, bemerkte er, daß das Pferd an einer Oeffnung stand. Neugierig blickte er hinein; die überragenden Aeste des Buschwerkes waren abgerissen und auch an den Seiten schien die Erde erst kürzlich hinweg gestoßen worden zu sein.

„Bei —!" Ein Fluch schwebte ihm auf den Lippen. „Heda! Halloh, Leute! Ein Lariät so schnell ihr könnt!" rief er den Rängern zu, die überrascht von ihren Pferden sprangen und herbei eilten. In aller Eile hatte Onkel Jakob das Ende eines Lariäts um seinen Revolver gebunden und sich darauf gesetzt. Mit beiden Händen das Lariät fassend, schwang er sich mitten in die Oeffnung hinaus, während ein Dutzend hilfreicher Hände das andere Ende des Lariäts hielt, und schwebte so in die dunkle Tiefe hinab.

„Ich wette, 's ist nur einer der rothen Spitzbuben," sprach ein Ränger. „Laßt ihn aber nur hinabgehen, 's ist Schade, einen Skalp zu verlieren. Mein Skalp, wenn's beliebt, alter Junge!" rief er in die Grube hinab.

„Halt!" tönte es von unten herauf. „Noch ein Lariät! — Noch eines! — So, jetzt auf!" erklang es wieder nach einer Weile und die Ränger zogen aus Leibeskräften an den Seilen. Allmälig tauchte der Texaner aus dem Dunkel empor

und in seinen Armen hielt er eine menschliche Gestalt, einen Leichnam, wie es schien. Als er nahe genug an die Oberfläche gelangt war, streckte sich ein Dutzend dienstfertiger Hände aus, die Fränk aus seines Onkels Armen hoben und ihn sachte auf das Gras niederlegten, dabei aber in ihrer Eile den Texaner beinahe wieder in die Oeffnung hätten fallen lassen. Kein Auge jener rohen, aber gutherzigen Männer blieb thränenleer, als sie voll Theilnahme den Knaben umstanden. Es war aber auch ein Anblick zum Erbarmen; beinahe ganz nackt, mit Schmutz und Blut bedeckt, das aus einer Wunde in der Seite floß, in welcher noch der Pfeil stack; ohne ein Zeichen von Leben, lag der Knabe vor ihnen. Der Texaner setzte sich in das Gras neben ihn und weinte stille mit gefalteten Händen, während die Ränger mit entblößten Häuptern und trauriger Miene auf die Beiden herabblickten. Endlich trat eine bärtige, stämmige Gestalt, an deren blonden Haaren und blauen Augen man auf den ersten Blick den Deutschen erkennen konnte, aus dem Kreise vor, kniete neben dem Knaben nieder, legte sein Ohr auf dessen nackte Brust und fühlte prüfend den Puls.

„Leute," sprach er mit ernster, beinahe wichtiger Miene, „ich bin zwar kein Doktor und verstehe mich blutwenig auf die Schnörkeleien und Hühnertrappen, die sie Rezepte heißen, aber so viel kann ich euch sagen, daß dieser Junge noch lange nicht todt ist. Weiter nichts, als betäubt vom Falle; — seht ihr da die Schramme am Kopfe? — und schwach vom Blutverlust." Mit diesen Worten zog er den Pfeil behutsam aus der Wunde und reichte ihn dem Texaner. „Gebt mir ein Taschentuch! So, jetzt noch Whisky, wenn ihr nicht allen getrunken habt!"

XVII. Kapitel.

Die Rückkehr.

„Dies ist nun das zweite Mal, daß du mich zum Narren hältst, mein Junge. Ich denke, es wäre jetzt genug.“

Onkel Jakob saß neben seinem Neffen, der blaß und erschöpft auf einer Büffelhaut unter einem Mesquitbaum lag. Sein Onkel hatte ihn auf den Armen in das von den Indianern verlassene Dorf getragen, wo ihm sämmtliche Ränger ihre ungetheilte Aufmerksamkeit schenkten. Der Deutsche, auf einmal zur Würde eines Doktors emporgestiegen, hatte kein Mittel unversucht gelassen, um den Knaben wieder in's Leben zurückzurufen. Es war auch in der That nichts Anderes, als Erschöpfung durch Blutverlust. Auch die dumpfe Luft in der Grube hatte dazu beigetragen, die Betäubung zu erhöhen und zu verlängern, und wäre er nicht von seinem Onkel noch zeitig genug aufgefunden und herausgeholt worden, so würde die Grube ohne Zweifel zu seinem Grabe geworden sein. Und so lag er nun, in eine wollene Decke gehüllt, mit den dunkeln, langen Haaren, die ihm verworren in das Gesicht herab hingen, mehr einem Indianer, als einem Weißen ähnlich, neben seinem Onkel da. Fränk hatte, so gut er vermochte, seinem Onkel und den aufmerksam lauschenden Rängern die ganze Geschichte seiner Gefangenschaft erzählt und manche Verwünschung und mancher

stille Seufzer entfuhr den Lippen dieser bärtigen Männer. Mitternacht war bereits vorüber; die Ränger hatten, um die Feuer gelagert, ihr einfaches Abendessen verzehrt, das meistens aus den Ueberbleibseln der Vorräthe des Indianerdorfes bestand und mit allerlei Späßen und Bemerkungen über die Ereignisse des Tages gewürzt war, und ringsum unter der bunten Schaar herrschte die heiterste Stimmung. Nachdem sie sich mit Speise und Trank gestärkt und erquickt hatten, wurde ein Lied angestimmt, in das Jeder nach Kräften einfiel und weithin schallte der Gesang durch die Stille der Nacht, während die Lagerfeuer hell aufloderten. Damit noch nicht zufrieden, sprangen einige der Jüngern auf und fuhren wie besessen auf dem weichen Rasen umher, die Beine in den possierlichsten Sprüngen nach allen Seiten hin schlenkernd, während die übrigen allerlei Tänze pfiffen und dazu in die Hände klatschten. Rings um das Lager und die grasenden Pferde waren Wachen aufgestellt worden und als gegen 2 Uhr der Mond am fernen Rande der Prärie auftauchte, fiel sein sanfter Schimmer auf die bunte Schaar der Ränger, die in allen Lagen und Stellungen, auf Sätteln, auf Büffelhäuten, auf Pferdedecken oder flach im Grase ausgestreckt lagen und durch lautes Schnarchen verkündeten, daß sie vor dem überwältigenden Gebieter Schlaf die Waffen gestreckt hatten.

Der Letzte, der einschlief, war der Doktor und auch er legte sich nur deshalb zur Ruhe nieder, weil Niemand mehr da war, der auf die Erzählung seiner Wunderkuren hörte. Von dem Augenblicke an, als der Knabe

zum ersten Male die Augen wieder aufgeschlagen, war der Deutsche, dem man von nun an den Namen „Doktor“ beilegte, in den Augen seiner Kameraden ungemein gestiegen und er schien sich darauf auch nicht wenig zu gut zu thun, denn ohne auch einen Augenblick müde zu werden, erzählte er ununterbrochen während der Behandlung des Knaben, während des Abendessens, während des Singens und Tanzens von nichts Anderem, als seinen unerhörten Heilungen, und hörte nicht eher auf, als bis ihm das Schnarchen des letzten Zuhörers das Nutzlose fernern Erzählens begreiflich machte. Nicht weit von ihm lag der Skalpsammler. Hast du, lieber Leser, schon einmal einen Geizhals gesehen und belauscht, wie er die schönen, runden, blanken Goldstücke schmunzelnd durch die Finger gleiten ließ, sie prüfend auf der Hand abwog und dann mit ängstlicher Besorgniß in die eiserne Kiste verschloß, so kannst du dir ungefähr einen Begriff machen von der Wonne und Gier, mit welcher der Ränger vor dem Schlafengehen seine Skalpe betrachtete und zählte und sorgsam in seinen Rock wickelte, auf den er dann sein müdes Haupt niederlegte und so sanft schlief, wie ein unschuldiges Kind. Von besondern Umständen beim An- und Auskleiden war natürlich bei den Rängern keine Rede und ein lauter Aufschrei würde sie in einer Sekunde, bis an die Zähne bewaffnet und zum Kampfe bereit, Alle auf die Beine gebracht haben.

„Noch etwas möchte ich dir sagen,“ sprach Fränk nach langem Stillschweigen, „da wir jetzt gerade allein und ungestört sind und bevor wir einschlafen. Hier ist

es.“ Er löste den wollenen Lappen von seinen Lenden, rollte ihn aus einander und zog eine viereckige Barre weißen Metalles hervor, die etwa vier Zoll lang und einen Zoll dick war.

„Junge, das ist ja Silber,“ sprach sein Onkel nach einer Weile, nachdem er den Klumpen an das Mondlicht gehalten und nach allen Seiten umgedreht und prüfend betrachtet hatte. „Wo hast du es denn her?“

„O, ich habe es unter der Erde gefunden. Als ich in die Grube fiel oder vielmehr sprang, war ich Anfangs so betäubt und zerschlagen vom Falle, daß ich besinnungslos da lag und nicht einmal fühlte, daß ich von einem Pfeile getroffen worden. Nach und nach kam ich wieder zu mir selbst, konnte mich aber nicht bewegen, auch war es so sehr finster da unten. Zuletzt begann ich, mit meinen Händen auf dem Boden um mich her zu tasten, indem ich jeden Augenblick eine Schlange oder einen Hundertfuß zu berühren befürchtete, als ich unter dem Steingeröll und Unrath, der da unten herum lag, auf diesen Klumpen traf, neben welchem noch ein Haufen anderer sich befand. Ich wußte nicht, was es war; ich hielt es für ein Stück Eisen, als aber meine Augen sich etwas mehr an die Finsterniß gewöhnt hatten und ich es, so hoch ich konnte, an das Licht hielt und noch einmal untersuchte, da kam es mir zu hell vor für Eisen. Indessen dachte ich, ich könnte vielleicht damit in die Seite der Grube Tritte graben und so hinauf klettern. Ich wickelte es deshalb, um es nicht zu verlieren, in mein Tuch ein, denn ich fühlte mich auf einmal so unwohl

und schläfrig, daß ich mich wieder niederlegen mußte. Und seither habe ich nicht mehr daran gedacht, bis diesen Augenblick".

„Höchst sonderbar, in der That," antwortete sein Onkel, der in tiefes Nachdenken versunken, die Erzählung des Knaben angehört hatte. „Sage keinem Menschen eine Sylbe davon, hörst du, Fränk! Ich will den Klumpen für dich aufbewahren. Später wollen wir mehr darüber sprechen. So, nun gute Nacht, mein Junge! Vergiß nicht dein Abendgebet und dann schlafe in Gottes Namen ein!"

Onkel Jakob legte sich auf seine wollene Decke zurück, schob den Sattel unter den Kopf und streckte sich behaglich neben seinem Neffen aus, der schon im nächsten Augenblicke sanft und leise eingeschlummert war. Der Texaner indessen dachte noch lange nicht an Schlaf; vorsichtig, daß es Niemand sehen konnte, zog er die Silberbarre aus seiner Brusttasche, benetzte sie mit seinen Lippen und rieb sie dann mit dem Aermel seines Rockes ab und untersuchte sie wohl eine Stunde lang mit der größten Genauigkeit. Sie war und blieb jedoch eine Silberbarre, so sehr er sich auch abmühte, etwas Anderes daraus zu machen; doch war nirgends daran ein Stempel oder sonstiges Zeichen zu entdecken, das ihm irgendwie über ihren Ursprung hätte Aufschluß geben können. Nichtsdestoweniger schien der Texaner bald darüber im Klaren zu sein. Er hatte früher schon so oft von Amerikanern und noch mehr von Mexikanern wundervolle Geschichten gehört von Silberminen, die sich, vom westlichen Texas an, über

Chihuahua und Sonora und Untercolifornien bis hinauf nach Californien erstreckten. Mehrmals, wenn er sich unter Indianern befunden, hatte er über diese Minen sorgfältige und schlaue Erkundigungen eingezogen, mehr aus Neugierde, als aus irgend einem andern Grunde. Die Wilden wollten jedoch durchaus nichts von solchen Minen wissen; aber die Aengstlichkeit, mit welcher sie allen darauf bezüglichen Fragen auszuweichen suchten, bestärkten unsere Texaner nur noch mehr in dem Glauben, daß derartige Minen wirklich vorhanden sein mußten. Je lauter und bestimmter die Indianer die Sache in Abrede stellten, desto überzeugender und klarer wurde es ihm, daß sie wirklich um das Vorhandensein solcher Minen wußten, jede Kenntniß davon aber absichtlich verheimlichten. Schon mehrere Tage, bevor sie auf das Indianerdorf gestoßen waren, hatte der Texaner beim Aufsuchen der Fährte der entflohenen Rothhäute beinahe auf jeder Anhöhe in der Prärie Steinhaufen bemerkt, die augenscheinlich von Menschenhänden auf einander gelegt worden waren. Mehrere Male war er zu den Steinhaufen hin geritten und hatte oben auf der Spitze derselben etwas wahrgenommen, das er wohl nie betrachtet haben würde, wenn ihn nicht früher einmal eine alte, weißhaarige Mexikanerin darauf aufmerksam gemacht hätte. Es war dies nämlich ein langer, spitzer Stein, der sich auf jedem dieser Haufen befand und mit der Spitze stets nach derselben Richtung hin gekehrt lag. Als ihm diese Eigenthümlichkeit bei mehreren Steinhaufen aufgefallen war, hatte er mit Hilfe seines Taschenkompasses die ge-

naue Richtung genommen, nach welcher diese langen Steine zeigten. Und von da an hatte er es sich Tag für Tag zur Aufgabe gemacht, jede Anhöhe, die sich rechts oder links neben ihnen zeigte, hinan zu reiten, als ob er nach Indianern spähte, und jedes Mal hatte er denselben Steinhaufen mit demselben steinernen Wegweiser gefunden. Auch war diese Nebenbeschäftigung äußerst wohlthuend für ihn gewesen, da sich seine trüben, sorgenvollen Gedanken von Fränk und dessen traurigem Schicksale und dem Tode des armen Franzisko ablenkten. Doch über dem Kampfe mit den Indianern und dem Aufsuchen des Neffen hatte er weder an Steinhaufen, noch Silberminen gedacht und jetzt erst, da er den handgreiflichen Beweis, die Silberbarre, in der Hand hielt, kam ihm Alles wieder in den Sinn. Ja, ja; es unterlag keinem Zweifel; Fränk war in eine dieser alten Silberminen hinab gesprungen.

„Die Wegweiser haben ganz richtig gezeigt," murmelte der Texaner halblaut vor sich hin; „gerade nach der Stelle, wo ich das Silber und auch — das Gold finden sollte," einen bedeutungsvollen Blick auf den jungen Schläfer neben sich werfend. „Nun, wenn der Zufall der Lenker dieser Welt ist," fuhr er etwas zögernd fort, „so ist der Zufall unendlich weise und unendlich gütig. Gerade, wenn Alles rechts und links, Schlag auf Schlag, so bunt durch einander geht, daß man manchmal den Kopf darüber verlieren möchte, — gerade dann entwickelt sich Alles auf das Wundervollste zu unserm Besten. Dagegen scheint mir, die größte Gefahr vorhanden

zu sein, wenn wir uns mitten in der sorglosesten Ruhe wähnen und Alles nach Wunsch zu gehen scheint. Und da wollen die Leute noch von Zufall faseln, wenn sie mit jedem Tage über neue Beweise der göttlichen Vorsehung, so zu sagen, stolpern."

Nachdem der Texaner die Silberbarre wieder sorgfältig in der Brusttasche versteckt hatte, sank er auf die Kniee nieder und indem sich seine Lippen leise bewegten, sandte er aus der Tiefe seines Herzens ein Dankgebet zum Throne des himmlischen Vaters empor.

Es dauerte drei Tage, bis Fränk wieder so weit hergestellt war, daß er einige Schritte gehen konnte und erst am Morgen des vierten Tages wagte er es, zum ersten Male wieder nach langen Wochen, sich im Flusse zu baden und von Kopf bis zu Fuß zu reinigen. In einer der Hütten hatte sich unter Anderm ein Indianeranzug aus Hirschfellen vorgefunden und Fränk erinnerte sich, daß er die Frau des Indianers, den er in den Fluß geworfen und der ihm seinen Hut genommen, daran arbeiten sah. Er war noch ganz neu, aber kaum halb fertig, doch mit Hilfe einiger Stücke rothen Zeuges, die sich noch im Lager gefunden hatten, gelang es seinem Onkel, noch vor Ende der Woche einen ziemlich erträglichen Anzug für seinen Neffen zu Stande zu bringen, mit dem er sich jedoch zu Hause nicht hätte sehen lassen können, ohne daß Alle vor ihm davon gelaufen wären. Das Panzerhemd des Indianerhäuptlings und eine vollständige Ausrüstung von Bogen, Pfeilen und Köcher hatten ihm die gutmüthigen Ränger zum Geschenke ge-

macht und sie erklärten ihn als den alleinigen Besitzer des Indianerdorfes und den Universalerben seiner theuren Freunde, der Rothhäute. Er selbst hatte sich noch eine Farbentasche und mehrere andere Kleinigkeiten gesammelt, die er als Andenken an seine abenteuerliche Gefangenschaft mit nach Hause nehmen wollte. Die ganze Woche über waren jedoch die Ränger keineswegs unthätig geblieben. Es verging kein Tag, an dem sie nicht in kleinen Abtheilungen nach allen Seiten hin Ausflüge machten, ohne jedoch ein einziges Mal einen Indianer zu Gesicht zu bekommen. Die Indianer machen überhaupt nur höchst selten Einfälle in bedeutender Truppenzahl, und durchstreifen das Land meistens in kleinen Banden von vier oder fünf bis zu fünfzig Mann. Der Krieg gegen sie ist beinahe mit dem Wegtreiben von Mosquitos zu vergleichen; verjagt man sie auf der einen Seite, so kommen sie wieder von einer andern heran geschlichen. Bedenkt man noch dabei, daß sich die Grenze von Texas hunderte von Meilen erstreckt, so kann man sich einigermassen einen Begriff machen von der Schwierigkeit einer solchen Aufgabe. Die regulären Truppen mit ihrem Pompe, ihrer Steifheit, ihrer schwerfälligen Maschinerie sind höchstens dazu tauglich, der Grenze entlang sogenannte Forts zu errichten und zu garnisoniren, die später als Sammelplätze für Ansiedler dienen, welche sich rings herum, unter dem Schutze der Sterne und Streifen, ihre Heimstätten gründen; aber Wochen, ja Monate lang auf der Prärie herum zu streifen, die listigen, verschlagenen Indianer wo möglich noch zu überlisten, sie

zu überrumpeln und auf frischer That zu ertappen, ihnen durch Busch und Wald, über Flüsse und Ströme, durch Schluchten und über Abgründe zu folgen, oft Tage lang ohne einen Tropfen Wassers; sie in ihren Lagern und Schlupfwinkeln, wie den Fuchs in seiner Höhle, aufzustöbern — dazu sind einzig und allein die Ränger wie geschaffen.

Des Abends, wenn die Lagerfeuer lustig flackerten und Alle munter und guter Dinge waren, verfielen sie auf hunderterlei Sachen, um die Zeit so angenehm als möglich zu verbringen. Spielen ist strenge verboten und ebenso Wettrennen, und in Bezug auf das Trinken sind gerade keine Temperanzgesetze nothwendig, da der Branntwein draußen auf der Prärie nach einem wochenlangen Streifzuge beinahe eben so selten ist, als ein gepolsterter Schaukelstuhl. In Gruppen rings um die Feuer gelagert, unterhielten sie sich mit Erzählungen von ihren Abenteuern, die sie mit Indianern und Bären und Büffeln und anderm Gethiere bestanden. Zu den Hauptpersonen im Erzählen gehörten der Doktor mit seinen beinahe unglaublichen Wunderkuren und der Skalpjäger, der von jedem seiner Skalpe eine stundenlange Geschichte zu erzählen wußte. Ueberdies befanden sich einige treffliche Stimmen unter dieser rauhen Gesellschaft und wenn die vorgetragenen Lieder auch gerade nicht in das Gebiet der Opern und Oratorien gehörten, so wurden sie doch mit allgemeinem Beifalle aufgenommen und nach beendigter Abendunterhaltung begaben sich Alle so befriedigt zur Ruhe, als hätten sie in einer Stadt ein Concert be-

sucht zu einem Thaler Eintrittsgeld. Es war eben eine wilde, verwegene, ausgelassene Schaar der kühnsten, furchtlosesten Grenzjäger und Streifzügler oder Ränger, wie man sie in Texas nennt; gutherzig und sanft, wenn es gilt, einen kranken, Noth leidenden Kameraden zu verpflegen, aber unbeugsam und blutdürstig, wenn sie die verhaßten Rothhäute vor sich haben. Die Disciplin ihrer Offiziere bestand mehr in guter Kameradschaft und persönlicher Beliebtheit, als in Exerziren und Arreststrafen. Es war jedoch keineswegs der Platz, wo ein junger Mensch, wie Fränk, dessen Herz für alle Eindrücke so empfänglich war, etwas Gutes lernen konnte, und es wäre auch in der That schlimmer um ihn bestanden gewesen, wenn nicht Alle eine so hohe Achtung für seinen Onkel gehabt und um seinetwillen Alles vermieden hätten, was nur im Entferntesten für ihn oder seinen Neffen anstößig sein konnte. Was Fränk selbst betrifft, so hatte er sich bald durch sein freies, ungebundenes Wesen und sein freundliches, leutseliges Benehmen Aller Herzen gewonnen, und was ihm Anfangs aus Mitleid gestattet wurde, das wurde ihm später als Recht eingeräumt, als er in seinem hirschledernen Anzuge, schlank wie eine Tanne, stets mit einem Lächeln auf dem gebräunten, offenen Antlitze unter ihnen umherwandelte. Zehn Tage waren bereits seit der Ueberrumpelung des Indianerdorfes und der Auffindung des Knaben verstrichen, als man endlich, zur Freude von Onkel und Neffen, zur Heimkehr aufbrach. Beide wußten, mit welcher ängstlichen, kummervollen Besorgniß die Lieben zu Hause auf ein Lebenszeichen von ihnen

harrten; doch es war ihnen bis jetzt unmöglich gewesen, eine Nachricht über ihr Schicksal und Befinden nach Hause gelangen zu lassen. Ja, wenn Franzisko noch am Leben gewesen wäre; aber Fränk hatte schon am Morgen nach seiner Befreiung mit tiefer Betrübniß die Kunde von seinem Tode aus dem Munde seines Onkels vernommen. Nach einem ununterbrochenen Ritte von sechs Tagen schieden sie endlich am Fuße von Hagenbaums Berg von den braven Rängern, die von da nach Austin zogen, um sich aus dem Dienste ausmustern zu lassen, während Onkel und Neffe der Heimath zueilten.

„Es soll jetzt noch Niemand etwas von der Silberbarre erfahren, als dein Vater und deine Mutter, Fränk. Niemand weiß mit Gewißheit, wer eigentlich die alten Silberjäger waren. Es mögen Spanier gewesen sein, die sich vor hundert Jahren hier herum trieben; oder auch Mexikaner, die vor noch nicht mehr als fünfzig Jahren hier nach Gold gruben; oder am Ende die alten, geheimnißvollen Ureinwohner, die vor Jahrhunderten dieses Land bewohnten. Niemand weiß es und Niemaud wird es je erfahren, wie ich mir denke. Ich habe die Gruben dort beim Indianerdorfe mehr als einmal untersucht. Sie sind alle gleich; alte Silberminen, die man schon lange her aufgegeben, vielleicht weil kein Silber mehr da war; aber dann hättest du deine Silberbarre nicht finden können."

„Weißt du, Onkel, was ich mir schon gedacht habe?" sprach Fränk. „Vielleicht hatten die Leute, die dort vor langen, langen Jahren nach Silber gruben, allerlei Zu-

rüstungen und Gebäulichkeiten errichtet, wo sie das Silbererz sogleich reinigten und in Barren verwandelten, und vielleicht wurden sie plötzlich von Wilden überfallen und getödtet – " „Und ihre Häuser und Werke niedergebrannt," unterbrach ihn sein Onkel. „Daran habe ich auch schon gedacht, und als ich eines Tages bei einer der Gruben herum schlich, denn ich mußte Alles vermeiden, was die Ränger hätte aufmerksam machen können, da fand ich zwei Sachen, von denen jede ihre eigene Geschichte erzählte. Das erste war ein Stück verkohltes Holz, von Gras und Buschwerk überwachsen, das gab Kunde von einem Feuer; das andere war ein menschlicher Schädel mit einer klaffenden Oeffnung auf der linken Seite und dieser zeigte von einem Kampfe."

„Wie? Warum, Onkel? Ich kann es nicht verstehen."

„Denke dir, ein Indianer stehe dir im Kampfe gegenüber, er erhebt seine Streitaxt oder seinen Tomahawk, wie sie es nennen, und trifft dich damit auf den Kopf."

„O, ja; er würde mir den Kopf auf meiner linken Seite zerspalten."

„Nun," fuhr der Texaner fort, „soweit wären wir mit unserer Geschichte im Klaren. Sorgfältige Nachsuchungen würden natürlich noch weitern Aufschluß geben. Vielleicht dürfte es uns gelingen, noch einige Gegenstände aufzufinden, zum Beispiel einen Löffel, einen Knopf, ein Stück Geld —"

„Oder wenn es nur eine Schnalle oder ein Pferdgebiß oder ein Steigbügel wäre; nicht wahr, Onkel?" unterbrach ihn sein Neffe.

„Ja, irgend etwas der Art würde uns einen Fingerzeig geben.“

„Wir müssen noch später einmal da hinauf gehen, Onkel, und ordentlich nachsuchen.“

„Versteht sich!“ erwiderte der Texaner, die Worte kräftig betonend. „Wir könnten am Ende Silber genug finden, um dir drei oder viertausend Stück Vieh damit zu kaufen und du würdest bald ein gemachter Mann sein. Und dann ist es doch auch gewiß interessant, in solchen Alterthümern nachzugraben und wer weiß, auf was wir da noch stoßen könnten und was uns am Ende noch —“

„O, Onkel, Onkel; dort ist Vater und Heinrich im Felde!“ rief Fränk plötzlich und, dem Mustäng die Sporen in die Weiche drückend, galoppirte er nach dem Zaune hin, sprang vom Pferde und setzte über den Zaun wie ein gehetztes Wild. — Kehrt ein verlorener Sohn elend und zerfetzt nach Hause zurück, so öffnen sich ihm die Arme des erfreuten Vaters, doch hier bei Fränk war es diesmal nicht der Fall, denn als Herr Werner, auf Heinrich's plötzliches Aufschreien, in die Höhe blickte, gewahrte er einen Indianer, der eben über den Zaun sprang und auf ihn zukam. Die Entfernung war freilich zu groß, um das braune Gesicht deutlicher sehen zu können, aber der ganze Anzug, Bogen und Köcher, Alles verrieth den Indianer. Herr Werner erwartete jeden Augenblick, Indianer auf Indianer über den Zaun setzen zu sehen, denn er hatte von den Nachbarn erst kürzlich gehört, daß die ganze Umgegend von ihnen wimmle und zudem ließ sich ein Indianer nie allein sehen. Heinrich

hatte eine Scholle Erde aufgehoben und sich damit hinter seinen Vater gestellt, den er sich im Geiste schon als gemordet, skalpirt und am Feuer geröstet vorstellte. Herr Werner war soeben mit Einsammeln von Wassermelonen beschäftigt und stand, das Messer in der Hand, gefaßt da; doch plötzlich ließ er es fallen und schwankte, wie von einem Schwindel ergriffen, zur Seite, als der wilde Indianer durch das grüne Korn gerannt kam und: „Vater, Vater!" rief.

Wer vermag die Freude des Vaters und des Bruders zu beschreiben, als sie den verloren geglaubten, als todt beweinten Knaben gesund und wohl wieder in den Armen hielten! Auch Fränk war beinahe außer sich vor Entzücken; die kräftigen Arme um den Leib seines Bruders schlingend, hob er ihn hoch vom Boden auf und rannte mit ihm dem Hause zu.

„Halt, Fränk! Du erschreckst deine Mutter zu sehr; warte!"

Diese Worte seines Vaters brachten ihn zum Stillstande und er setzte seinen Bruder lachend auf die Erde nieder.

Unterdessen war Onkel Jakob heran gekommen und von seinem Bruder warm und herzlich bewillkommt worden. Es wurde verabredet, daß Fränk seines Anzuges wegen noch zurückbleiben sollte, bis die Andern in's Haus gegangen und die Mutter und Schwester von seiner glücklichen Ankunft benachrichtigt hatten. Sobald sie aber fort waren, — ich weiß nicht, geschah es aus bloßer Gedankenlosigkeit oder absichtlichem Muthwillen — genug,

Fränk schlich sich zwischen dem hohen Korne hindurch nach der Küche hin. Freilich hätte er es nicht thun sollen, aber, ohne an die Folgen zu denken, trat er leise in die offene Thüre. Johanna, mit der Zubereitung des Abendessens beschäftigt, beugte sich eben über den Herd, in einem Topfe rührend, als sie ein leichtes Geräusch hinter sich vernahm. Den Kopf etwas zur Seite wendend, erblickte sie den Indianer und stürzte mit einem lauten Schrei neben dem Herde nieder, in ihrem Falle Pfannen, Töpfe und Teller mit sich auf den Boden reißend. Nun aber ertönten draußen im Hofe laute Freudenrufe und: „Fränk! Fränk!“ rief eine helle Kinderstimme. Der Knabe eilte rasch den Ankommenden entgegen. Näher und näher kamen die ihm so wohlbekannten Stimmen; ein durchdringender Schrei und — er lag an der Brust seiner theuern Mutter, die sein liebes Antlitz mit Thränen und Küssen bedeckte: Und erst die kleine Marie! O, sie klagte noch mehrere Tage lang, wie arg sie ihr Bruder Fränk gedrückt habe. Mittlerweile hatte sich Johanna wieder von ihrem Schreck erholt und kam mit Kratzi herbei gerannt, um den wiedergefundenen, jungen Herrn zu begrüßen und sich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß es wirklich kein Indianer war. Keine Feder vermag die Freude des Knaben zu beschreiben, der, noch kurz zuvor ein armer, gepeinigter Gefangener unter den Indianern, nun dem Kreise seiner Lieben dem Hause zuschritt. O, Heimath! Heimath! — Fränk fühlte sich wie im Himmel; er hätte die Zaunpfosten umarmen mögen, so wonnig war ihm zu Muthe.

Es kam ihm vor, als wäre er schon Jahre lang von Hause abwesend gewesen. Erst, nachdem er seinen Indianeranzug mit seinen eigenen Kleidern vertauscht hatte, gelang es ihm, inmitten der allgemeinen Verwirrung, die Hunde zu beschwichtigen, die nun laut heulend an ihm emporsprangen und ihn, so sehr er sich auch wehrte, auf die Bank niederdrückten.

„Ah, ich sehe schon, um mich bekümmert sich Niemand," sprach Onkel Jakob, indem er sich mit der kleinen Marie in den Armen auf die oberste Stufe der Treppe setzte, die auf die Verandah führte, und seinen Rücken an den Pfosten lehnte.

„O, Onkel Jakob," sprach die Kleine, ihre Aermchen um seinen Nacken legend und ihren Mund auf den seinen drückend; „wie kannst du so sprechen? Haben wir dich nicht Alle gedrückt? Und hat dich nicht Mama geküßt, und ich auch?" Und wieder umschlang sie seinen Hals mit beiden Aermchen und legte ihr rosiges Gesichtchen an seine gebräunte, bärtige Wange.

„Ja, aber Niemand dachte an mich, als ich fort war," sprach ihr Onkel, ihre weißen, zarten Händchen zärtlich küssend.

„O, Onkel; wir haben Alle an dich gedacht," erwiderte die Kleine, sich ereifernd. „Papa hat jeden Tag für dich gebetet und Bruder Heinrich und ich haben jeden Abend und jeden Morgen für dich gebetet und — o, ja, ja, auch Fräulein Agnes hat für dich gebetet."

„Sei stille, Marie!" unterbrach sie ihre Mutter.

„Ganz gewiß, Mama;“ fuhr die kleine Schwätzerin fort, die sich nicht aus der Fassung bringen ließ. „Weißt du noch Mama, wie mich Miß Agnes eines Abends zu Bett brachte? Nun, da hat sie mit mir gebetet und als ich fertig war, sagte sie, ich solle jetzt noch für unsern lieben Bruder Fränk und für unsern lieben Onkel Jakob beten, daß sie der liebe Gott recht bald wieder nach Hause schicken möchte. Ich habe Miß Agnes aber nie weinen gesehen, wie dich, Mama; aber sie ist immer so traurig gewesen und hat gar nie lachen wollen; und es ist nicht wegen Bruder Fränk gewesen, das weiß ich, weil —“

Fräulein Agnes war, ohne daß sie es bemerkt hatten, in den Hof geritten und trat jetzt, das Antlitz, wahrscheinlich vom Reiten, hoch geröthet, auf die Treppe zu. Onkel Jakob sprang rasch auf, um sie zu begrüßen und auch sein Antlitz übergoß eine dunkle Röthe.

„O, Miß Agnes!“ rief die kleine Marie, mit trauriger Miene auf sie zueilend; „denken Sie sich, der arme Franzisko ist todt! Die garstigen Indianer haben mit Pfeilen nach ihm geschossen. O, der arme Franzisko! Jetzt hat Onkel Jakob keinen Franzisko mehr. Thut es Ihnen nicht leid, Fräulein Agnes?“

XVIII. Kapitel.

Ein Festtag.

Zwei Wochen, zwei glückliche Wochen waren verstrichen und es schien, als ob die Sonne des Glückes nun nach so mancherlei Stürmen und Ungewittern mit um so ungetrübterem Glanze auf die Familie zu San Hieronymo herab lächle. Schon seit mehreren Tagen konnte man an dem regern Leben, an dem hastigen Kommen und Gehen der Knaben und Onkel Jakobs, an dem besorglichen Anordnen der Hausfrau und an der ungewöhnlichen Aufmerksamkeit, die Herr Werner dem äußern Erscheinen von Haus und Farm widmete, bemerken, daß etwas Besonderes im Anzuge war.

Ein lieblicher Sonntagsmorgen liegt still und feierlich über Flur und Wald. Im dunkeln Grün der riesigen Eichen und Pekanbäume, die so frisch und schmuck aussehen, als hätten sie ihren Sonntagsstaat angezogen, hüpfen singend und zwitschernd von Ast zu Ast die befiederten Sänger des Waldes und über die Prärie her streicht die kühle Morgenluft, beladen mit den Wohlgerüchen von tausend und aber tausend Blüthen. Auf der Verandah von Pfosten zu Pfosten, in den Zimmern an den Wänden hängen künstlich gewundene Kränze und Blumengehänge, draußen im Hofe unter dem Schattendache einiger mächtigen Eichen steht, mit einem blendend weißen Tuche bedeckt, eine lange Tafel, auf der sich Tel=

ler an Teller reihen, während das laute Prasseln in der Küche und die Bratengerüche, die herüber duften, von einer bevorstehenden Festlichkeit Kunde geben. Und daß etwas Religiöses damit verbunden ist, das läßt ein niedlicher Altar vermuthen, der drinnen in der Stube errichtet worden, mit den Wachskerzen in gläsernen Leuchtern und Blumensträußen in Porzellanvasen dazwischen und dem Bilde des gekreuzigten Weltheilandes, das, mit grünem Laubwerk umwunden, darüber hängt. Doch horch! Von der Prärie her tönen die verworrenen Laute eines muntern Gespräches herüber und eine bunte Reiterschaar nähert sich dem Hofthore, das Kratzi, ebenfalls im Sonntagsstaate, dienstbereit offen hält. Es sind lauter alte Bekannte, die herein reiten, von ihren Pferden steigen und auf das Haus zugehen: Herr Jakob Werner, Herr Kurtmann, Fräulein Agnes und ein ältlicher Herr in langem, schwarzem Gewande und einem milden, ernsten Antlitz. Oben auf der Verandah empfängt sie der Herr des Hauses, umgeben von seiner Familie, die Alle mit freudestrahlenden Blicken und warmem, herzlichem Händedruck die Ankommenden begrüßen. Mit tiefer Rührung liegen sich die beiden Brüder lange in den Armen, bis zuletzt Onkel Jakob die Stille unterbricht und mit bewegter Stimme und thränenfeuchten Augen die innigsten, herzlichsten Glückwünsche darbringt zum Geburtstage seines Bruders.

Ja, es waren heute fünfzig Jahre, seit Herr Werner zum ersten Male das Licht der Welt erblickte und dieser Tag sollte auf Aller Wunsch möglichst feierlich be-

gangen werden. Sämmtliche Nachbarn auf Meilen in die Runde, waren schon Tage zuvor zu dem heutigen Feste eingeladen worden und es dauerte auch nicht lange, so trafen sie auf Pferden und Maulthieren und allerlei Fuhrwerken, selbst auf Ochsenwägen ein, und bald wimmelte Haus und Hof von der bunten Schaar der Gäste. Es dauerte wohl an zwei Stunden, bis Alt und Jung, Groß und Klein von den geschäftigen Hausleuten empfangen worden und Alle Herrn Werner ihre Glückwünsche dargebracht hatten. In bunten Gruppen saßen und standen Männer und Frauen, die sich vielleicht schon seit Wochen nicht mehr gesehen hatten, im Schatten der Bäume und oben auf der Verandah in munterm Gespräche beisammen, als sie der helle Ton eines Glöckchens in das Zimmer rief, wo sich der Altar und mehrere Reihen Bänke befanden, auf die sich die Versammlung stille und geräuschlos niederließ. Nach einer Weile öffnete sich die Thüre des Nebenzimmers und herein trat, in vollem Ornate, der freundliche Herr, der mit Onkel Jakob gekommen war. Es war der Geistliche von Austin, der, auf einer Rundreise durch seinen ausgedehnten Missionsdistrikt begriffen, am gestrigen Tage angekommen war und gerne eingewilligt hatte, den heutigen Tag durch die kirchliche Weihe zu erhöhen. Ihm folgten Herr und Frau Werner, Onkel Jakob, die kleine Marie an der Hand führend, dann Heinrich und den Schluß bildeten Herr und Fräulein Kurtmann. Beim Eintritt des Geistlichen hatten sich Alle ehrerbietig von ihren Sitzen erhoben und nachdem sich die Hausbewohner in der Ordnung, wie sie

eingetreten waren, auf die vorderste leere Bank niedergesetzt hatten, begann der Gottesdienst. Alle schienen von der Feierlichkeit des Augenblickes tief durchdrungen zu sein und mit gesenkten Blicken betend Einkehr in sich selbst zu halten. War es ja heute das erste Mal, daß sie wieder nach so langen Jahren, nach so vielen Stunden harter Prüfungen und Erlebnisse an einem Altare knieen, zu dem Bilde des Gekreuzigten hoffnungsvoll emporblicken und aus der geweihten Hand des Priesters das Brod des Lebens empfangen konnten. Wie mancher schwere Seufzer, wie manches heiße Gebet, wie manche Zähre bitterer Reue, wie mancher neu gefaßte, feste Entschluß dort aus der kleinen Versammlung zum Throne des Allerhöchsten emporstieg, das weiß nur Der, der die Herzen und Nieren prüft. Und als sich der Geistliche nach Beendigung des Gottesdienstes in einigen kurzen Worten an die Versammelten wandte und ihnen seine Freude mittheilte, daß es ihm vergönnt sei, hier, mitten in der Wildniß, Tausende von Meilen von der alten Heimath entfernt, dem Herrn der Heerschaaren, dem himmlischen Vater, der sie bisher so treulich geleitet und beschützt, heute das erste Opfer des Dankes darzubringen, da blieb kein Auge thränenleer; und als hierauf Herr und Frau Werner, von innerer Erregung leise erbebend, vor dem Altare auf die Kniee niedersanken und, ihre Hände in einander legend, von einem heiligen Schauer durchdrungen, mit zitternder Stimme die Gelübde und den Ehebund wieder erneuerten, den sie vor fünf und und zwanzig langen, ereignißvollen Jahren zum ersten

Male geschlossen; und als der Geistliche segnend die Hände auf ihre Häupter legte und dann mit erhobener Stimme, Gott lobend und preisend, der Versammlung seinen Segen ertheilte, da malte sich ein frohes, freudiges Entzücken auf allen Mienen und „Großer Gott, wir loben Dich!“ schallte es aus tiefem Herzensgrunde laut und kräftig durch das stille Gemach und hinaus in die frische, klare Morgenluft. —

Draußen unter den Eichen auf der langen Tafel dampften und dufteten auf Schüsseln, Platten und Tellern die lieblich lockenden Braten, Türkeys, Hühner, Enten, Wildpret im bunten Gemisch und daneben in Gläsern und Flaschen blinkte der röthlich schimmernde Wein. Dahin strömte nun in munterm Gespräche die Versammlung, während Kratzi und die Knaben und Onkel Jakob geschäftig Bänke und Stühle herbeischleppten und bald saßen Alle, munter und guter Dinge, rings um die Tafel. Der Ehrenplatz obenan war dem Geistlichen eingeräumt worden und rechts und links neben ihm saß das Hochzeitspaar und die übrigen Glieder der Familie, denen sich Herr und Fräulein Kurtmann und Herr und Frau Hagenbaum anschlossen. Bevor das Essen begann, erhob sich der Geistliche und mit ihm alle Uebrigen von ihren Sitzen und während er den Segen des Allerhöchsten zum Festmahle erflehte, standen sie gesenkten Hauptes und mit verschlungenen Händen da. Wenige Minuten darauf trat Messergeklirr, Tellergeklapper, lautes Gemurmel und Gesumse, wie das eines emsigen Bienenschwarmes, und fröhliches Gelächter an die Stelle des tiefen

Schweigens und das rasche Abnehmen der aufgepflanzten Braten und anderer Speisen zeugte sowohl von dem guten Appetit der versammelten Gäste, als auch von der trefflichen Kochkunst der Hausfrau und ihrer Gehilfinnen Johanna und Fräulein Agnes. Onkel Jakob, dem vor lauter Zerschneiden, Herumbieten und Anbieten der Schweiß von der Stirne rann und der kaum dazu kommen konnte, an sich selbst zu denken, hatte eben seine Nachbarschaft mit vollen Gläsern des selbst bereiteten Traubensaftes versehen und reichte mit der vollen Flasche über den Tisch, Herrn Kurtmann's Glas füllend und ihm mit lächelnder Miene zuwinkend.

„Freunde und Brüder!“ ließ sich eine laute Stimme vernehmen. Herr Kurtmann hatte sich von seinem Sitze erhoben, um einen Trinkspruch zu thun, das gefüllte Weinglas in der Rechten haltend, während Alle aufmerksam zuhörten. „In diesem Lande der Thaten und nicht der Worte wäre es auch wohl von mir übel angebracht, wollte ich in einer langen Rede die hohe Bedeutung des heutigen Festes ausführlicher besprechen, zumal da dies von unserm hochwürdigsten Herrn Pfarrer bereits auf so schöne Weise geschehen ist. Doch erlaube ich mir, den Wunsch und die Hoffnung auszusprechen, das Band christlicher Liebe und Eintracht, das, unter der Weihe der heiligen Religion, Mann und Frau, Ehegemahl und Ehegemahlin unzertrennlich an einander kettet, möge auch uns, die wir heute zum ersten Male gemeinschaftlich, wie eine große Familie, vor dem Herrn des Himmels und der Erde anbetend unsere Kniee beugten, dauernd um-

schlingen, damit aus diesem schwachen Häuflein dereinst eine Gemeinde heranwachse zur Ehre Gottes und unser selbst. Und in dieser Hoffnung lade ich Sie ein, auf das Wohl —." Ein Schuß krachte, Herr Kurtmann taumelte auf die Bank zurück, das Glas entfiel seiner Hand und der Wein floß blutroth über das Tischtuch hin.

Während Alle mit lautem Rufen und Schreien von ihren Sitzen aufsprangen, war Onkel Jakob wie ein Schatten in das Haus gehuscht, hatte Fränk's geladene Büchse von der Wand gerissen und war mit einem gewaltigen Satze von der Verandah in den Hof gesprungen, wo er noch zeitig genug ankam, um einem davonjagenden Reiter nachzublicken. Mit stieren Augen, blassem Gesichte und bläulich angelaufenen Lippen stand er eine Sekunde, wie an den Boden gewurzelt, doch im nächsten Augenblick ging es, er wußte selbst nicht wie, querfeldein über die Prärie hin. Es war freilich wenig Hoffnung, daß er den Flüchtling einzuholen vermochte, doch durfte er nicht lange über Möglichkeit oder Unmöglichkeit nachdenken, denn jede Minute war kostbar und er flog auch durch Busch und Strauch und zwischen den Bäumen hin, wie ein gehetztes Wild. Jetzt hatte er den Saum des Waldes erreicht und etwa sechzig Yards vor ihm galoppirte der Reiter über die Prärie hin und mußte seinen Blicken bald entschwunden sein. Ohne sich lange zu besinnen, ließ sich der Texaner rasch auf ein Knie nieder, legte sein Gewehr an und im nächsten Augenblick stürzte das Pferd des Flüchtlings mit zerschmettertem Beine auf die Seite, den Reiter unter sich begrabend.

Bevor dieser unter Schimpfen und Fluchen sich hervorzuarbeiten vermochte, hatte ihn der rächende Arm des Texaners erreicht, dessen nervige Fäuste sich, gleich eisernen Zangen, um seinen Hals legten, daß ihm beinahe der Athem stockte. Doch der Texaner sah aus wie ein Träumender; er schien, als ob er weder auf die Flüche, noch auf die Widerstandsversuche des rothhaarigen Verbrechers vor ihm achtete, und er sprach laut mit sich selbst. „Nein, nein! Nicht um Alles in der Welt! Mein ist die Rache, spricht der Herr!“ Zum Glück dauerte dieser innerliche Kampf des Texaners nicht lange, denn schon nach wenigen Minuten waren wohl zwanzig kräftige Männer herbei geeilt, und wo nur eine Hand Platz finden konnte, da hatten sie auch das wild um sich schlagende Scheusal an Armen und Beinen mit eisernem Griffe festgepackt.

„Gott sei Dank!“ sprach der Texaner halblaut zu sich selbst, indem er den Hals des Rothhaarigen los ließ und einige Schritte zurück trat. „Meine Hände sind frei von seinem Blute; es war ein harter, harter Kampf.“

Das liebliche Freudenfest war auf schreckliche Weise unterbrochen worden und da, wo noch vor wenig Minuten Scherz und Frohsinn geherrscht, war jetzt Alles in Verwirrung, Schreck und Trauer. Der Gefangene wurde in den Hof zurückgeschleppt und dermaßen mit Stricken und Seilen umschlungen und festgebunden, daß er weder Hand noch Fuß zu rühren vermochte. Unter schrecklichen Flüchen und Verwünschungen schrie er: „Was wollt ihr denn von mir? Ich habe doch gewiß nicht den Unrechten

getroffen. 'S ist ja nur ein Schulmeister, ein Deutscher; ihr werdet euch doch wegen eines Deutschen nicht zu Narren machen. Hört mich, Leute, 's ist nur ein Deutscher! Er hat vor zwei Jahren meinen eigenen Bruder todt geschlagen d'runten am Sabine. Ich hab' bloß meine Schuldigkeit gethan; konnt' ihn nicht am Leben lassen. Laßt mich gehen, Leute; ich hab' Keinem von euch was zu Leide gethan!"

„Er hat Euern Bruder todt geschlagen?" riefen Mehrere voll Erstaunen.

„Ja, Leute; meinen eigenen, leiblichen Bruder, die beste Seele von der Welt. Wir zwei haben von Kindheit an zu einander gehalten. Ich mußt' ihn umbringen und hab' es auch gethan; und dafür wollt ihr mich jetzt so schändlich behandeln? Pfui, schämt euch!"

„Hört mich, Leute!" rief Onkel Jakob mit lauter, klarer Stimme. „Keine Uebereilung! Ja, er hat seinen Bruder erschlagen, das ist leider nur zu wahr; ich will euch aber die ganze Geschichte erzählen. Herr Kurtmann hatte sich zu Orange am Sabine-Flusse als Schullehrer niedergelassen und schon nach kurzer Zeit sich die Liebe und Achtung aller seiner Mitbürger erworben, Deutscher sowohl, als Amerikaner, wie es auch hier bei uns der Fall war, was ich euch wohl nicht zu sagen brauche, da ihr es Alle selbst wißt. Unter seinen Schülern befand sich ein Neffe, ein Brudersohn und würdiges Ebenbild dieses Scheusales hier und auch seines Vaters. Trotz des störrischen, ruchlosen und unverbesserlichen Benehmens des jugendlichen Raufboldes hatte doch Herr Kurtmann

eine wahre Hiobsgeduld mit ihm und verschob die Strafen, die er ihm angedroht und die dieser auch tausendfach verdient hatte, von Woche zu Woche, bis zuletzt der Junge eines Tages im Streite einen andern Schüler mit einem Messer so schwer verletzte, daß man lange Zeit an dessen Aufkommen zweifelte und er lebenslänglich zum Krüppel wurde. Daß Herr Kurtmann ein solches Vergehen nicht ungestraft vorüber gehen lassen konnte, werdet ihr wohl Alle einsehen, und er züchtigte den Uebelthäter auch derb, aber nicht unmenschlich. Einige Tage darauf, als Herr Kurtmann eben Schule hielt, trat der Vater des jungen Raufboldes in die Schulstube, ergriff den nichts Böses ahnenden Lehrer und setzte ihm einen Revolver auf die Brust, indem er zugleich unter den gräßlichsten Flüchen schwur, daß er gekommen sei, ihm das Lebenslicht auszublasen. Herr Kurtmann sprang entsetzt zur Seite, griff in der Todesangst nach der nahestehenden Feuerzange — es war im Winter — und hieb aus Leibeskräften nach dem Schurken, um ihm den Revolver aus der Hand zu schlagen. Unglücklicher Weise traf er ihn aber gerade auf die linke Schläfe und der Mann stürzte, zum Tode getroffen, in der Schulstube nieder. Herr Kurtmann lieferte sich sogleich den Gerichten aus, die ihn jedoch nach genauer Untersuchung freisprachen. Während er sich noch in Untersuchungshaft befand, erschien der Bruder des erschlagenen Mannes, dieses Scheusal hier. Da er zu Herrn Kurtmann, der von seinen Freunden strenge bewacht wurde, nicht gelangen konnte, so verfolgte er dessen Frau auf die unverschämteste, roheste,

unmenschlichste Weise, indem er ihr weder bei Tag, noch bei Nacht Ruhe ließ, und brachte es zuletzt so weit, daß die zu Tode geängstigte, ohnehin schwächliche Frau endlich unterlag und in ein allzu frühes Grab sank, ohne ihren Mann noch einmal gesehen zu haben. Als Herr Kurtmann ihren Tod erfuhr, brach er vollends zusammen und es schien, als ob sein Geist von Wahnsinn umnachtet wäre, denn er klagte sich als den Mörder seiner Frau an. Ich habe alles dies aus seinem eigenem Munde gehört und von mehr, als zwanzig der rechtschaffensten Männer, die in jener Gegend wohnen und an die ich geschrieben. Herr Kurtmann konnte es sich selbst nie verzeihen, daß er, als Lehrer und Erzieher der Jugend, der er mit gutem Beispiele vorangehen sollte, vor ihren Augen einen Mann erschlagen hatte und er wurde zuletzt so tiefsinnig, daß er die menschliche Gesellschaft mied und in die Wildniß floh. Er hatte sich schon Monate lang hier in der Nähe, halbverhungert und halbverkümmert, aufgehalten, bevor wir ihn aufgefunden. — Halt, Leute! Noch ein Wort! Texas hat wohl nie zwei größere Scheusale beherbergt, als Jack und Bill Rollins. Jack Rollins ist der Mann, den Herr Kurtmann erschlagen, und dieser hier, der seinen eigenen Vater wegen ein Paar elender Thaler kaltblütig im Schlafe erdrosselte, wie ihr seiner Zeit werdet in den Zeitungen gelesen haben, dieser ist Bill Rollins. Hört ihr, Leute! Der Vatermörder Bill Rollins!"

„Ja, der bin ich!" schrie der Rothhaarige mit einer Fluth von Verwünschungen. „Geht das Einen von euch

etwas an? Ich sage euch, Leute, ihr habt es mit einem Teufelskerl zu thun. Laßt mich los; es war ja nur ein Deutscher! Ich wollte, ich könnte der ganzen Brut den Garaus machen. Ich werde es noch bereuen, das sage ich euch. Ich kenne euch alle und Jeder kann sich auf eine blaue Bohne gefaßt machen, sobald ich wieder freies Spiel habe."

Niemand erwiderte ein Wort und Herr Hagenbaum legte eine schwere eiserne Kette so ruhig und gelassen um den tobenden Schurken, als wäre er ein Baumstamm, den er auf dem Wagen festmache. Die Uebrigen standen regungslos rings im Kreise und nicht das leiseste Geflüster war zu vernehmen. Als der Texaner langsam nach dem Hause zuschritt, folgte ihm einer der Nachbarn, ein hochgewachsener Amerikaner, der ihm die Hand auf die Schulter legte und einige Worte leise zu ihm sprach.

„Nein", rief Onkel Jakob laut, daß es Alle hören konnten, indem er zugleich, wie herausfordernd, zurückfuhr. „Nein, um keinen Preis! Kein Wort weiter, Johnson! Bekümmert Euch nicht um Sachen, die Euch nichts angehen! Keinen Finger gerührt; versteht Ihr mich!" und der Texaner ging die Treppe hinauf.

Auf der Verandah wandte er sich noch einmal um und rief in den Hof hinab: „Kratzi, Ihr helft Herrn Hagenbaum den Burschen dort auf seinen Wagen schaffen und nach seinem Hause bringen! Morgen werde ich selbst hinauf kommen;" und dann verschwand er in der Thüre. Kratzi that, wie ihm befohlen; holte die am Zaune ruhig grasenden Maulthiere herbei, spannte sie ein und lenkte

den geräumigen Farmerwagen nach der Stelle, wo der gefesselte Schurke lag. Mit Hilfe einiger Männer legte er ihn dann hinten auf den Boden des Wagens, machte vorn die Sitze für die Familie zurecht, worauf Frau Hagenbaum, von ihrem Gemahle unterstützt, der einen Stuhl herbeigebracht hatte, auf das Fuhrwerk stieg. Ihr folgten die Kinder, die Herr Hagenbaum, eines nach dem andern, hinauf reichte und die kleine Schaar drängte sich, furchtsam nach hinten blickend, auf den Sitzen zusammen, so weit als möglich von dem rothhaarigen Passagiere wegrückend. Mit einem freundlichen Abschiedsgruße gegen die Männer schwang sich zuletzt Herr Hagenbaum auf den vordersten Sitz neben seine Frau und der Wagen fuhr langsam zum Hofthore hinaus. Der Hof war mit Männern beinahe angefüllt, doch Keiner sprach ein Wort. Einige blickten stumm dem davoneilenden Wagen nach: andere holten ihre Pferde und Ochsen herbei, sattelten sie oder spannten sie in die verschiedenen Fuhrwerke und machten sich zur Heimfahrt zurecht. Niemand bekümmerte sich weiter um den Rothhaarigen, dem diese Gleichgiltigkeit jedoch keineswegs zu gefallen schien; er lag, sei es aus Furcht oder Trotz, ruhig und stille im Wagen. Kratzi schritt gesenkten Hauptes neben dem Fuhrwerke her und es war spät am Nachmittage, als sie Hagenbaums Blockhaus erreichten, das auf einer grünen Wiese mitten im Walde am Fuße des nach ihm benannten Felskegels stand. Nach der Feuersbrunst, die so viel von der Waldung gelichtet hatte, als er zu seiner Farm bedurfte, hatte er nämlich seine Familie aus den Gebirgen bei

Friedrichsburg herabgeholt und sich hier häuslich eingerichtet. Als sie den Rothhaarigen vom Wagen hoben, machte er einen verzweifelten Versuch zu entkommen, doch ohne Erfolg, da die fest geschnürten Seile und Knoten nicht nachgeben wollten. Es war ein hartes Stück Arbeit für die Beiden, den mit Stricken und Seilen und der schweren Kette umsponnenen, baumstarken Schurken in das Haus zu schleppen, und schwitzend und keuchend legten sie ihn auf ein Bett, das seitwärts an der Wand stand. Als er Wasser verlangte, hoben sie ihn, da er sich selbst nicht rühren konnte, in eine sitzende Stellung, Kratzi hielt ihm das blecherne Trinkgefäß an den Mund, bis er seinen Durst gestillt hatte, worauf sie ihn wieder auf das Bett zurücklegten.

„Fünfzig Thaler in Gold," flüsterte er Kratzi zu, als ihm dieser das Trinkgefäß an die Lippen führte, „wenn Ihr nur e i n e n Strick durchschneidet. Niemand sieht es. Hundert, zweihundert, dreihundert."

Kratzi, so taub wie der Thürpfosten neben ihm, nahm den blechernen Becher und hing ihn neben dem Wassereimer an einen Nagel in der Wand auf. Er warf nicht einmal einen Blick auf das häßlich verzerrte Gesicht und die unstät rollenden, unheimlich leuchtenden Augen, als er sich mit einem Kopfnicken verabschiedete und stillschweigend entfernte. Der Rothhaarige drehte sich mit einem Fluche zur Seite und sah sich in der Stube um. Herr Hagenbaum hatte unterdessen seinen Sonntagsrock ausgezogen und sorgfältig hinter einem Kattunvorhang an die

Wand gehängt. Dann setzte er sich, den breitkrämpigen Hut tief über die Stirne gezogen, in den umfangreichen Schaukelstuhl, den Rücken dem Gefangenen zugekehrt und die Meerschaumpfeife in der Hand. Der Rothhaarige folgte mit lauernden Blicken, wie eine zum Sprunge bereite Tigerkatze, jeder seiner Bewegungen. Herr Hagenbaum füllte langsam und gemächlich seine Pfeife, scharrte aus der Asche auf dem nahen Herde eine glühende Kohle, legte sie behutsam auf den Tabak und begann zu rauchen, während sein straffhaariger Wolfshund sich zwischen ihm und dem Gefangenen lauernd auf den Boden ausstreckte. Frau Hagenbaum war mit den Kindern in das anstoßende Zimmer gegangen, um den Sonntagsstaat abzulegen und das Abendessen zurecht zu machen. Der Gefangene räusperte sich und hüstelte leicht, als wolle er die Aufmerksamkeit seines Wächters auf sich lenken.

„Mister, ich bitt' um Entschuldigung, ich habe noch gar nicht gehört, wie Ihr heißt," sprach er in etwas milderm, beinahe bittendem Tone.

„Hagenbaum," antwortete der Herr des Hauses, die Pfeife einen Augenblick aus dem Munde nehmend, aber sogleich wieder fortdampfend.

„Hagenbaum?" wiederholte der Rothhaarige. „Hagenbaum? Seid Ihr wirklich im Ernste? Ich hab' ja einen Vetter, der so heißt. Einen Vetter? Ja, das ist der Familienname meiner Frau. Da sind wir ja Verwandte. Es freut mich, Eure Bekanntschaft zu machen."

Herr Hagenbaum rauchte weiter, ohne eine Muskel zu rühren.

„Ja," fuhr Jener fort, „meine Frau war eine geborene Hagenbaum. Sie hat mir tausendmal von einem Bruder erzählt, den sie noch irgendwo in Texas habe. Einen Bruder? Laßt uns sehen; ja, oder einen Onkel oder Vetter. Sie hat mir beständig von Euch gesprochen." Herr Hagenbaum drückte mit dem Finger den Tabak tiefer in den Meerschaum.

„Hört, Vetter Hagenbaum," begann der Rothhaarige wieder nach einer Weile. „Ihr könntet mir einen Gefallen thun. Macht mir da den verd— Strick vom Halse etwas loser; er thut verteufelt weh und ich kann ja kaum sprechen!"

Eine mächtige Rauchwolke, die Herr Hagenbaum vor sich hin blies, war die einzige Antwort.

„Ah, Ihr seid ein schlauer. berechnender Geschäftsmann, das kann ich mit einem halben Auge sehen," fuhr der Schurke in höhnischem Tone fort. „Einer, der keine Katze im Sack kauft. Der Herr hat Euch gerade nicht besonders mit zeitlichen Gütern gesegnet, wie die Pfaffen predigen; ich bin ein offener, ehrlicher Bursche und spreche gerade von der Leber weg. Laßt Ihr mich los, so sind die dreihundert Thaler, die ich da in der Geldkatze um meinen Leib habe, Euer. Versteht Ihr mich?"

Kein Kopfschütteln, keine Handbewegung, keine Silbe, aber wieder eine mächtige Rauchwolke als Antwort.

„Ihr könnt mir das Geld abnehmen und in eure Kiste dort verschließen, bevor Ihr mich los lasset. Ich sage Euch, Ihr mögt es glauben oder nicht, es sind fünfhundert, was, fünfhundert? — fünftausend Thaler in meinen Satteltaschen da drunten, wo mein Pferd fiel;" und er brach in laute Flüche und Verwünschungen aus gegen den Texaner, der seinem Pferde mit einer Kugel das Bein zerschmettert hatte. „Laßt Ihr mich gehen, so könnt Ihr jeden verd— Cent haben!"

Wäre Herr Hagenbaum in der Werkstätte eines Lichtbilderkünstlers gesessen oder in dem Atelier, wie es die Herren Photographen zu nennen belieben, um sich abkonterfeien zu lassen, so hätte er nicht ernster und würdevoller in das runde Glas der Maschine vor sich blicken können, als er dort im Schaukelstuhe vor dem Gefangenen saß.

„Fünftausend Thaler, hört Ihr, Vetter! Was gebt Ihr um einen erbärmlichen Schulmeister? Wer hätte sich einbilden können, daß Ihr Leute hier draußen um so einen armen Schlucker, und noch dazu einen Deutschen, so viel Aufhebens macht! Ich hab' mein' Lebtag keine so sonderbaren Leute angetroffen, wie Ihr seid. Ein Haufen dummer Pfaffenschmecker, elender Kopfhänger, vernagelter Kreuzköpfe, verd— Abolitionisten!" Und er spuckte aus vor Abscheu.

Herr Hagenbaum hatte seine Pfeife ausgeklopft, eine neue gestopft und angezündet und begann, sich im Stuhle gemächlich zu schaukeln.

„Paßt einmal auf, Mann!" sprach der Gefangene nach einer langen Pause, von dem ruhigen bittenden Tone in das frühere Schreien und Wuthgeheul übergehend. „Wenn ich Euch einen guten Rath geben kann, so laßt Ihr mich lieber auf der Stelle gehen, oder ich bringe Euch mit sammt Eurer Sippschaft um, so wahr ich Bill Rollins heiße! Es wäre nicht das erste Mal, daß ich der Gefangenschaft entsprungen. Ich habe Geld genug, um den Advokaten die Mäuler zu stopfen, und auch Freunde genug, die mir eine Feile zuschmuggeln. Ihr werdet Euch besinnen, guter Mann, bevor Ihr Euch den Bill Rollins zum Feinde macht und mich hier gebunden in Euerm Hause haltet. Erfahren es meine Kameraden, so möchte ich nicht in Eurer Haut stecken!" und der Rothhaarige schloß mit einem gräßlichen Wuthgeheul und einer neuen Fluth von Flüchen und Verwünschungen. Aber Hagenbaum's Berg war nicht fester und ruhiger und unbeweglicher mitten im Toben des Nordwindes, als der Mann dort im Schaukelstuhle, von dem jener Berg seinen Namen hatte. Er schien eher auf ein Geräusch außerhalb des Hauses zu horchen, während er, ohne ein Glied zu rühren, ruhig weiter rauchte. Und so fuhr der Gefangene wohl über eine Stunde lang fort, Herrn Hagenbaum mit Bitten, Bestechungen und Drohungen einzuschüchtern und für sich zu gewinnen, indem er alle Ueberredungskünste anwandte, die er aus dem Schatze der Erfahrungen seiner langen Verbrecherlaufbahn nur irgendwie aufzustöbern vermochte; aber Alles umsonst. Es war wie ein leiser Lufthauch gegen einen Granitfelsen..

Als es allmälig zu dunkeln begann, trat Frau Hagenbaum in das Zimmer und machte den Tisch zurecht für das Abendessen. Dem schneeweißen Tischtuche konnte man ansehen, daß in diesem Hause keine Wasserscheu herrschte und wenn auch das aufgetragene Mahl, das in gebratenem Schinken, Buttermilch, Butter und Brod bestand, äußerst einfach und bescheiden war, so ersetzte doch Reinlichkeit und Zufriedenheit alles Andere. Herr Hagenbaum legte seinen Meerschaum auf ein Büchergestell, das an der Wand hing, stand vom Schaukelstuhle auf, nahm den Hut ab und trat zu Frau und Kindern an den Tisch. Alle falteten andächtig die Hände, während das älteste Kind, ein blondlockiger Knabe, mit heller Stimme das Tischgebet sprach und setzten sich dann, jedes an seinen gewohnten Platz.

„Ihr werdet doch einen armen, halbverhungerten Menschen nicht so unbarmherzig liegen lassen, Madame, ohne daß Ihr ihm einen Bissen anbietet?“ sprach der Gefangene. „Macht mir nur einen Arm los, daß ich ein Stück Brod in den Mund bringen kann. Ich habe seit sechs Tagen keinen warmen Bissen im Munde gehabt. Ich will Euch gut dafür bezahlen.“

Frau Hagenbaum blickte ihren Mann fragend an. Er antwortete mit einer einzigen Sylbe und die Familie setzte ihr Abendessen fort. Nach einer kleinen Weile standen sie von ihren Sitzen auf, der Knabe sprach wieder ein kurzes Dankgebet, worauf der Tisch abgeräumt und die Asche auf dem Feuerherd auf einen Haufen gekehrt wurde.

Herr Hagenbaum setzte den Hut wieder auf, nahm die Pfeife vom Büchergestell, legte eine Kohle hinein und begann, sich im Schaukelstuhle zurecht setzend, dichte Rauchwolken vor sich hin zu blasen, während er von Zeit zu Zeit aufmerksam lauschte.

„Komm' her, mein niedliches Bürschchen! Fürchte dich nicht! Nur einen Augenblick und ich gebe dir einen hübschen Goldthaler!“ flüsterte der Gefangene dem nahe stehenden Knaben zu. Doch auf ein Wort von der Mutter zogen sich die Kinder in eine Ecke neben dem Feuerherde zurück und schmiegten sich ängstlich an sie, mit scheuen Blicken nach dem Bette hin schielend, auf welchem der Rothhaarige lag. Die ganze Familie schien etwas oder Jemanden zu erwarten. Bei dem leisesten Geräusche, das sich draußen vernehmen ließ, zuckten sie furchtsam zusammen, nur der Vater war nicht aus seiner unverwüstlichen Ruhe zu bringen; in einen dichten Tabaksqualm eingehüllt, saß er unbeweglich, das Auge auf den Boden geheftet. Da schien mit einem Male ein Gedanke in ihm aufgestiegen zu sein. Auf ein Paar kurze, eilends gesprochene Worte brachte der älteste Knabe vom Bücherschranke ein dickes, schweres Buch, das er seinem Vater in den Schooß legte. Frau Hagenbaum zündete die Oellampe an, denn es war unterdessen finster geworden, und schob sie an den Rand des Tisches, damit ihr Mann besser sehen konnte.

„Mein Freund,“ begann Herr Hagenbaum, nachdem er eine Brille aufgesetzt hatte, den Gefangenen zum ersten Male anredend; „ich will Ihnen etwas aus diesem Buche

vorlesen, etwas von unserm Heilande und Erlöser, der uns ja stündlich zuruft, zu ihm zu kommen, die wir mühselig und beladen sind. Sie schweben in großer Gefahr; lassen Sie uns die Stimme des Erlösers vernehmen und mit einander beten!“ Er sprach bittend und rasch, in sonderbarem Widerspruch mit seiner frühern Kälte und Ruhe.

Der Mann blickte ihn Anfangs mit Verwunderung an, wies aber das Anerbieten mit einem Wuthausbruche von Flüchen zurück. Wieder und wieder forderte ihn Herr Hagenbaum zum Beten auf, doch ohne Erfolg, und als er zuletzt sah, daß der Gefangene gegen alle Bitten und Vorstellungen taub blieb, reichte er dem Knaben das Buch wieder hin und setzte sein Rauchen eben so stille und ruhig fort, wie zuvor. Die Familie saß noch immer zusammengekauert am Herde, den Rücken gegen das Bett gewandt und bei jedem Rauschen des Laubes in den Bäumen vor dem Hause zusammenschreckend. Horch! da schallten Fußtritte; sie kamen auf das Haus zu. Frau Hagenbaum beugte sich weinend und betend zu ihren Kindern hinab, die sie aus ihren unschuldigen Augen erstaunt und verwundert anblickten; ihr Mann schien jedoch das Geräusch nicht gehört zu haben. — Freilich hatte er es gehört und er wußte auch nur zu gut, daß sich auf fünfzig Meilen im Umkreise kein Gefängniß befand, das den Gefangenen hätte aufnehmen und halten können; zudem hatte der Schurke Helfershelfer genug, die ihn mit Gewalt befreit haben würden, sobald sie von seiner Gefangenschaft gehört, und auch Advokaten würden

sich in Menge finden, die Untersuchung in die Länge zu ziehen und zu erschweren. Herr Hagenbaum war überzeugt, daß das Entkommen und die Fortsetzung der Verbrecherlaufbahn dieses Schurken zur Gewißheit würde, wenn man ihn dem Gerichte überlieferte. Jedenfalls war er aber hilflos und keineswegs im Stande, seinen Gefangenen ohne Blutvergießen zu vertheidigen, weshalb er sich denn auch in das Unvermeidliche schickte und mit Ruhe erwartete, was er nicht verhindern konnte. Er hatte wohl gewußt, daß es so kommen würde, obschon Niemand weder mit einem Worte, noch einer Geberde das Leiseste gegen ihn hatte merken lassen.

Als sich Frau Hagenbaum weinend und betend zu den Kindern hinab beugte, erzitterte das ganze Haus von einem gewaltigen Schlage an die Thüre und im nächsten Augenblick war die Stube mit Männern angefüllt. Nur die Kinder blickten scheu auf und der Hund begann, dumpf zu knurren, doch weder Herr, noch Frau Hagenbaum schauten sich um; sie saßen stille und regungslos da, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben. Kein Wort wurde gesprochen und nur das Heulen und Brüllen des Gefangenen unterbrach die Stille, als ihn ein Dutzend Hände ergriffen, vom Bett hoben und mit ihm zur Thüre hinaus eilten. Es war eine kurze, ängstliche Minute. Frau Hagenbaum, leise weinend und betend; ihr Mann, das Haupt auf die Brust gesenkt, als sei er sanft eingeschlafen; draußen der dumpfe Ton von Fußtritten, die sich rasch in der Ferne verloren; dann war Alles stille,

wie im Grabe. Als die Morgensonne freundlich schimmernd hinter dem Saume der Berge emporstieg, fielen ihre gold'nen Strahlen auf den dürren Stamm einer Lebenseiche, Meilen weit von einer menschlichen Wohnung entfernt, am Rande eines tiefen Felskessels droben im Gebirge, und unter einem überhängenden Aste auf ein frisch gemachtes Grab. Das Gras war rings herum niedergetreten und ein scharfes Auge hätte oben am Aste eine Stelle bemerken können, wo die Rinde wie durch das Reiben eines Seiles abgerissen war. Von dem Raufbolde Bill Rollins wurde indessen weder in Texas, noch sonst irgendwo jemals die geringste Spur wieder gesehen. Selbst sein Name wurde nur sehr selten genannt und bald trieb der ganze, traurige Vorfall auf dem Strome neuer Ereignisse in das Meer der Vergessenheit.

XIX. Kapitel.

Freude nach Leid.

„Wenn ich einmal so reich geworden bin, daß ich zehn oder zwanzigtausend Stück Vieh auf der Prärie herumlaufen habe und einen prächtigen, fein möblirten Palast, wo jetzt mein Blockhaus steht, und eine elegante Kutsche und alle Kisten und Schränke voll Silberzeug und feines Linnen, dann werde ich mir ein Wappen wählen und es auf die Kutschenschläge malen und auf das Silberzeug graviren und auf das Linnen stempeln lassen." Es war Onkel Jakob, der diese Worte sprach, sich behaglich im großen Schaukelstuhle schaukelnd im Kreise der Werner'schen Familie auf der Verandah des Hauses am San Hieronymo.

„Der herrliche Abend scheint Sie romantisch zu stimmen, Schwager," sprach Frau Werner lächelnd. „Am Ende hat das Mondlicht Einfluß auf Sie, da Sie so silbern phantasiren. Aber welches Wappen haben Sie sich ausgewählt. Zwei gekreuzte Revolver oder einen Bären oder sonst ein wildes Thier?"

„Nein, Frau Schwägerin, gar nichts Wildes; einen spanischen Schwertbaum in voller Blüthe mit dem Motto: Post nubila Phoebus, oder, wenn Sie es deutsch haben wollen: Freude nach Leid. Diese Idee kam mir schon damals, als wir ein Paar Tage nach Ihrer Ankunft zu-

sammen diese Stelle hier in Augenschein nahmen. Dort steht noch dieselbe Pflanze, auf die ich Sie hinwies, als ich diese Bemerkung machte, wenn Sie sich noch erinnern können. Die Pflanze findet sich, wie Sie wissen, nur oder meistens nur in Texas und würde also sogleich anzeigen, daß ich ein Texaner bin mit Leib und Seele. Sie ist immer grün, bedarf keines Regens, scheint sich eines ewigen Sommers zu erfreuen und spottet der grimmigen Nordwinde und der schneidenden Kälte des Winters. Auch das wäre ein Sinnbild von Texas und einem ächten Texaner. Steht sie nicht da mit ihren drohenden, spitzen Stacheln und Schwertern, die weder Mensch, noch Thier ungeahndet zu berühren wagen, wie ein mächtiges Warnungszeichen gegen übermüthige Feinde? Und erst die herrlich strahlende, lieblich duftende, prächtige Blüthe, in die der ganze, stachlige, trotzige Baum endet! Ja, Freude nach Leid, — Leid in Freude verwandelt; Kummer, Noth, Ungemach, Schmerz, Angst, Trübsal, Alles herrlich in Glück und Freude endend. Es ist ein prächtiges Wappenschild, ein edles Symbol!"

„Ja," erwiderte seine Schwägerin; „aber Sie sollten uns dieses Wappen überlassen. Denken Sie an all' den Kummer und die Sorgen, die schon in Deutschland für uns begannen, und dann wieder an das Glück und die Freuden, die wir hier am San Hieronymo gefunden!"

„Nein, Frau Schwägerin, daraus wird nichts. Sie müssen sich Ihr Wappen selbst wählen," sprach der Texaner lächelnd. „Sie vergessen, daß ich ein Wildfang, ein junger Taugenichts war, als ich von Hause weglief.

Sie wissen nicht die Hälfte von all' dem Jammer und Elend, das ich hier in Texas erlebt und durchgemacht, lange bevor Sie nur an Texas dachten, und auch seither."

„Lasset mich diesen Streitpunkt entscheiden," sprach Agnes, die mit Freudenthränen in den Augen neben ihm saß. „Ich bin gewiß, ihr werdet mir Beide Recht geben. Denket an meinen langen und bittern Kummer, ehe ich hieher zu euch kam. Und dann an jenen schrecklichen Augenblick, als mein Vater leblos an meiner Seite niedersank, von der Kugel eines Mörders durch die Brust getroffen. O, jener gräßliche, gräßliche Tag, als ich dort, mitten unter den schreienden, Hände ringenden Frauen und Kindern, auf dem Boden saß, sein theueres Haupt in meinem Schooße und sein theueres Leben mit dem Blute, das aus der Wunde quoll, rasch entschwebend. Und ich, armes Geschöpf, in einer einzigen, schrecklichen Stunde meines Vaters, meiner Heimath, ja, so schien es mir damals, beinahe meines Gottes beraubt. Und dann wieder in derselben unvergeßlichen Stunde mit dem höchsten irdischen Glücke, mit dir und deiner Liebe, Jakob, beschenkt, und der düsterste traurigste Augenblick meines Lebens der Anfang der heitersten, glücklichsten Tage. Wenigstens nicht dein Wappen allein, Jakob, unser Wappen solltest du sagen." Und sie legte ihre zarte, kleine Hand in die seinige.

„Ich bin in meinem Leben nie so schnell geritten, als damals," sprach Fränk. „Weißt du noch, Onkel, wie du aus dem Hause gerannt kamst und mir sagtest, ich sei der Einzige, auf den du dich verlassen könntest,

und wie wichtig es sei, daß ich so schnell, als möglich wieder zurückkehren sollte? Nun, ich flog auch über die Prärie hin, als wären mir Flügel angewachsen, und gewiß hat noch Keiner von hier das Bezirks-Gerichtshaus schneller erreicht, als ich damals. Der Gerichtsschreiber hatte zu allem Unglück noch den Schlüssel verloren und wollte noch lange darnach suchen; ich aber sprang mit meinem ganzen Körper gegen die Thüre und stand oder lag vielmehr in der nächsten Minute mitten in der Gerichtsstube. Dann packte ich eine alte Zeitung, die auf einem Tische lag, und drückte sie auf die Heirathserlaubniß, um diese zu trocknen, sobald sie der Gerichtsschreiber ausgefertigt und gestempelt hatte. Sie zusammenfalten, in meine Brusttasche stecken, den Gerichtsschreiber für den Heirathsschein und das zerbrochene Schloß bezahlen und wieder auf mein Pferd springen, war das Werk eines Augenblickes. — Ein verwetterter Bursche! Der paßt nach Texas! — rief der alte, grauhaarige Gerichtsschreiber hinter mir nach. Es that mir leid; ich hätte ihm gerne noch die Hand gegeben und auf eine manierliche Art von ihm Abschied genommen, aber ich hatte keine Zeit dazu. So schnell ich auch nach Haus jagte, so war es doch Mitternacht, bevor ich wieder zurückkam."

„O, wie glücklich fühlte ich mich in all' dem Jammer und Elend," sprach Agnes mit leiser, zitternder Stimme, „daß der Geistliche gerade da war. Es kam mir vor, als habe ihn der liebe Gott zu uns gesandt, um meinem Vater und mir das Scheiden und den Tod zu erleichtern. Ich kann mich noch jedes Wortes erinnern, das

er tröstend an meinen Vater und mich richtete. Nie werde ich den liebevollen Blick und das süße, beinahe heitere Lächeln vergessen, mit dem mich mein Vater empfing, als ich wieder in das Zimmer trat, nachdem ich den hochheiligen Leib des Herrn empfangen hatte. — Wie gerne möchte ich noch länger bei dir bleiben, meine Tochter, sprach er, aber der Herr hat es anders mit mir beschlossen! Ja, Herr, Dein Wille, nicht mein Wille geschehe! Ein einziger, zorniger Schlag, den Moses gegen den Felsen führte, beleidigte Gott. Wegen dieses einen Schlages war ihm nicht erlaubt, nach dem langen, mühesamen Wandern durch die Wüste, in das verheißene Land einzuziehen; er sah es nur aus der Ferne und starb. Auch ich durfte nur einen kurzen Blick auf eine frohe, Glück verheißende Zukunft werfen und muß jetzt sterben wegen des einen bösen, bösen Schlages. O, bete, bete für mich, mein liebes Kind, daß sich Gott meiner in Gnaden erbarmen möge!"

„Es ist wirklich sonderbar," unterbrach sie ihr Gemahl. „Als ich ihn in jener Nacht von Kratzi's Stube nach meinem Hause brachte und auch nachher bei jeder Gelegenheit suchte ich ihm seine Bedenklichkeiten über den Tod des Jack Rollins auszzureden, aber vergebens. — Ich hätte ihn nicht zu tödten brauchen; ich konnte ihn vielleicht durch Vorstellungen, Bitten beruhigen oder mich im Nothfalle auf ihn stürzen und ihn festhalten, bis Hilfe erschien. Daß er mich vor allen Schulkindern beschimpfte und mir die Pistole vorhielt, das entflammte meine Wuth. Sowie er aber einen Augenblick darauf

todt zu meinen Füßen lag, todt von meiner Hand, im Augenblicke, wo er die gräßlichsten Flüche ausstieß; mitten aus den schwersten Sünden vor den Richterstuhl Gottes abgerufen, ohne daß ihm auch nur eine Minute Zeit gelassen war, ein Gebet der Reue zu sagen oder nur an Gott zu denken, — da war es die grausige, todte Seele, die ich zu meinen Füßen erblickte und ich — ihr Mörder — stand vor ihr. Statt eine Seele zu retten, hatte ich sie in die ewige Verdammniß gestoßen, und über mich läßt der barmherzige Gott noch seine Sonne scheinen!" „Und wie froh war er damals," sprach Frau Werner, indem ihr Thränen in die Augen traten, „als er unserm Heinrich das Leben rettete. — Es war Gott, sagte er, der es anordnete, daß ich gerade im rechten Augenblicke an jenem Ufer sein mußte. Und als ich den kleinen Burschen dem sichern Grabe entriß und ihn warm und von Leben durchströmt in meinen Armen hielt, da erhellte der erste Lichtstrahl die Finsterniß meines Geistes. Ich nahm ein Leben, sagte er, und nun hat mir Gott in seiner unendlichen Güte und Gnade erlaubt, eines zu retten. Ich betrachte es als ein Zeichen der Vergebung meines himmlischen Vaters. Und vielleicht, meine gute Frau Werner, sagte er, habe ich damals ein Leben gerettet, das dereinst seinen Mitmenschen von großem Nutzen sein wird. Ich glaube es, o legen Sie den ersten Keim zu einem gottesfürchtigen Leben und der barmherzige Gott wird Ihnen Licht und Kraft und seinen Segen dazu geben, sagte er." Und die zärtliche Mutter legte ihren Arm um den aufmerksam lauschenden Knaben.

„Und noch eine Sache ist es, die mich jetzt noch erschüttert, wenn ich daran denke," sprach Agnes, beinahe leise flüsternd. „Es war eine halbe Stunde, bevor Fränk in jener Nacht zurückkam. Mein Vater hatte mit dem Geistlichen über den Tod der Mutter gesprochen, da dachte er plötzlich zum ersten Male an seinen Mörder. Er hatte bisher seiner mit keinem Worte erwähnt; wahrscheinlich dachte er, daß er entkommen sei. Auf einmal begann er, laut für ihn zu beten. Seine Augen waren geschlossen, sein Antlitz so todesblaß, aber er faltete die Hände über der Wunde in seiner Seite und man konnte ihm deutlich ansehen, daß ihm jedes Wort, das er sprach, heftige Schmerzen verursachte. — Vater, vergib ihm, er wußte nicht, was er that! sprach er. Herr, erbarme dich seiner! Christus, erbarme dich seiner! betete er laut und inbrünstig, und wir sanken neben dem Bett auf die Kniee und vereinten unsere Gebete mit dem seinigen. — O, schenke mir, schenke mir diese arme Seele! Oeffne seine Augen jetzt, jetzt! O, laß ihn nicht in Sünden dahin fahren! — Er betete so wohl eine halbe Stunde, als kniee er selbst am Lager eines sterbenden Sünders. — Dann schlug er seine Augen auf und lächelte mich an, als sei ihm eine schwere Last vom Herzen genommen. — Ich glaube Agnes, sprach er, daß der himmlische Vater mein Gebet erhört hat."

„Dies erklärt mir auch das Benehmen des Mörders kurz vor seinem Tode, wie es mir Johnson erzählte," sprach Onkel Jakob mit bewegter Stimme. „Ich rede nicht gerne davon, doch da wir nun einmal auf den Tod

zu sprechen kamen, so will ich es erzählen. Auf dem ganzen Wege von Hagenbaum's Haus an tobte und schwur und fluchte der Mann auf die gräßlichste Weise. Aber kurz bevor sie die verhängnißvolle Stelle erreicht hatten, wurde er auf einmal ruhig und stille. Als sie ihn unter den Baum auf den Boden legten, bat er sie mit ganz veränderter Stimme, noch einen Augenblick zu warten. Es war jedoch nicht Furcht oder bettelhafte Kriecherei, denn er kannte seine Leute nur zu gut. Die Männer umstanden ihn ruhig, während er Alles bekannte, was er je gethan. Es war eine schreckliche Liste von Verbrechen, zehnmal schlimmer, als sich je Einer vorgestellt hatte. Johnson sagte mir, die Haare wären ihm zu Berge gestanden, als er dem Manne dort auf dem Boden vor ihm zuhörte, wie er, einem hilflosen, kleinen Kinde gleich, ihnen seinen ganzen, gräßlichen Lebenslauf erzählte. Es schien aber, als bereue er Alles von Herzen, und Johnson ist nicht der Mann, der sich so leicht täuschen läßt; er hat schon gar manchen solchen Auftritt mitgemacht. — Ich weiß nicht, wie es kommt, Leute, sprach Rollins, aber noch bis vor wenigen Augenblicken war ich Bill Rollins mit Leib und Seele. Aber jetzt ist etwas über mich gekommen, — eine Macht, eine Gewalt, etwas Schreckliches, und ich bin nicht mehr derselbe Mann. Ich bin schon oft dem Tode näher gewesen, sprach er, es ist nicht das. Es ist mir, als ob es da innen, da, im Herzen, glühe und brenne; hab' mein Lebtag noch nie so etwas gespürt. Ich denke, es sind meine vielen Sünden und Verbrechen. Männer, ist nicht auch Einer mit Christus gekreuzigt

worden, dem noch in seiner Todesstunde die Sünden vergeben wurden? Es ist mir, als hätte ich einmal davon gehört. Wißt ihr, was der gebetet hat? Kann mir es Einer von euch sagen? O, thut mir den Gefallen. — Da sagte ihm Johnson, so viel er wisse, habe der Mann gebetet: Herr, denke an mich, wenn Du in Dein Reich kommst! — O, ich will auch beten, sprach Rollins. Die Männer nahmen die Stricke von ihm und er betete heiß, flehend, inbrünstig, so recht vom Grunde des Herzens um Vergebung seiner Sünden, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen, und vielen der Männer standen die Thränen in den Augen. — Wie wäre es, wenn wir ihn gehen ließen, sagte Johnson zu einigen der Umstehenden; wir könnten ihn ja fest halten, bis er vom Gerichte verurtheilt und gehangen wird? Rollins mußte es gehört haben, denn er schnellte plötzlich empor. — Nein, Leute, sprach er, thut das nicht, ich habe meinen Tod tausendfach verdient. Es ist eine Wohlthat für mich, wenn ich jetzt sterben kann. Ich hoffe und glaube, daß der Herr meiner gedenken wird, wie jenes Mörders am Kreuze. Gott sieht meine Reue, ihr könnt es nicht, und das ist mir genug. Laßt mich sterben, Freunde! Ich habe zu Hause noch eine arme, verkrüppelte Schwester; mein Vater hat sie einmal, wie sie noch ein kleines Kind war, im Rausche zum Fenster hinaus geworfen. Thut mir den Gefallen und schickt ihr, was ihr hier in meiner Gurt und in meinen Satteltaschen beim Pferde finden werdet. — Und er sagte ihnen, wohin sie es senden sollten. — Schreibet ihr, daß ich als

ein reuiger Sünder gestorben bin. — Johnson sagte mir, es sei ein ganz anderer Mann, als Bill Rollins gewesen, der dort im Mondlichte vor ihnen stand, und es kam ihm beinahe unrecht vor, ihn zu hängen. Sie thaten es aber doch. — Ich würde euch alles dieses nie erzählt haben, wenn du, meine liebe Agnes, nicht von dem Gebete gesprochen hättest, das dein Vater zur nämlichen Stunde für den Mörder zum Throne des himmlischen Vaters emporsandte."

Lange, lange saßen sie schweigend und stille, wie in tiefes Nachdenken versunken, bis endlich Herr Werner, um den Gedanken eine andere Richtung zu geben, das Stillschweigen unterbrach.

„Nächst den Tröstungen der Religion und dem Glauben, daß Gott das Gebet für den Mörder erhört habe, wirkte, wie ich glaube, eure Heirath, Jakob, am wohlthätigsten auf sein Gemüth."

„Und es kam auch Alles so sonderbar," sprach Agnes. „Kein Wort, noch ein Blick war je vorher zwischen Jakob und mir darüber gewechselt worden; auch war nicht der leiseste Gedanke daran vorhanden. Ich wußte nicht, das heißt, ich war nicht sicher, ob er mich überhaupt liebte. Wenigstens — nun, ich fühlte wohl, daß ich ihn liebte," fügte sie lächelnd hinzu.

„Ja, das war, glaube ich, die kühnste, verwegenste That, die ich je in meinem Leben vollbracht," sprach der Texaner. „Ich flüsterte dir zu, einen Augenblick hinaus zu kommen. Was ich aber zu dir sprach, kann ich wirklich nicht mehr sagen. Ich kann mich nicht mehr auf

deine Antwort besinnen; ich glaube gar, du hast gar nichts geantwortet. Fränk war aber so schnell fort und wieder zurück mit dem Erlaubnißscheine, und die Schwägerin und der Geistliche hatten deinen Vater unterdessen darauf vorbereitet, so daß wir ein Paar Minuten später neben dem Bette knieten und getraut waren, bevor wir recht wußten, wie Alles so gekommen. Dies schien deinem Vater noch die letzte Last vom Herzen gewälzt zu haben und er schlief bald darauf ruhig ein."

Wieder eine tiefe, ernste Stille. Der Abendhauch strich flüsternd durch die Bäume, das Mondlicht spielte lieblich schimmernd auf dem dunkeln Grün der Wälder und auf den plätschernden Wellen des San Hieronymo und aus der Ferne rauschte das dumpfe Brausen des Colorado herüber.

„Ich denke eben darüber nach, wie viel wir Alle gelernt haben, seit wir nach Texas gekommen sind," sprach Herr Werner endlich. „Die alten Propheten und Johannes, der Täufer, und unser Erlöser verkündigen ihre kostbaren Lehren draußen in der Wildniß, fern von Städten und Dörfern. Ich glaube, ich habe hier in der Wildniß auch etwas gelernt, und wenn es weiter nichts ist, als mitten in Angst und Trübsal, in der schwersten Stunde, vertrauensvoll auf Gott zu blicken."

„Und ich glaube, dasselbe von mir sagen zu dürfen," bemerkte Frau Werner, ihre Hand in die seinige legend. „Dann haben wir auch das Glück kennen gelernt, das unsere Herzen erfüllt, wenn wir unsern Tageslauf mit dem Heilande beginnen und zu seiner Ehre vollenden;

wenn wir ihm nicht allein am Sonntage, sondern auch am Werktage, zu jeder Stunde zu dienen suchen, und ihn bei der Arbeit auf dem Felde und im Hause ebensowohl vor Augen und im Herzen haben, als wenn wir auf den Knieen liegen und beten. Wie viele Gefahren sind schon über unsern Häuptern geschwebt, wie manche trübe Stunde ist schon gekommen und wieder gegangen, und doch wie glücklich, wie heiter war stets unsere neue Heimath!“

„Ich sollte von Rechtswegen auch etwas gelernt haben,“ sprach Fränk, „in jener Nacht auf der brennenden Prärie und an der Schwefelquelle, als mich Rollins packte, und droben unter den Indianern. Ich habe den Köcher, den Bogen, die Pfeile, die Farbentasche, Eisenjacke's, Panzerhemd und das Pulverhorn, das damals neben mir in dem Präriefener barst, alle über meinem Bette hängen als Erinnerungen an meine Erlebnisse und die Lehren, die ich darin empfangen. Ich habe sie auch nöthig, denn ich bin oft zu vergeßlich.“

„Und was sollen wir sagen, Agnes?“ fragte der Texaner lächelnd seine junge Frau, indem er ihre Hand ergriff und an seine Lippen führte. „Bis wir einmal so reich sind, daß wir unsere Kutsche und unser Silberzeug mit Wappen schmücken können, wollen wir rings um unsere Farm einen Zaun von Schwertbäumen pflanzen, damit sie uns dasselbe in's Gedächtniß rufen. Wir haben Alle das Nämliche gelernt, da wir uns ja hier Alle in derselben Schule befanden.“

„Ich glaube nicht, daß ich bis jetzt die Hälfte von dem gelernt habe, was mich Texas noch lehren kann," bemerkte Fränk. „Es gibt noch gar Vieles zu sehen und zu thun."

„O, ja," fiel Heinrich ein, der seither so stille gesessen hatte, daß sie ihn eingeschlafen glaubten. „Genug zu thun. Zuerst droben am San Hieronymo das Badhaus zu bauen und das prächtige Boot, von dem wir schon so viel gesprochen. Dann muß ich auch meine Sammlung von Schlangen, Käfern, Versteinerungen und andern Merkwürdigkeiten vervollständigen. Ich finde jeden Tag etwas Neues dafür. Und erst im Obstgarten und am Rebengeländer, da gibt es Wochen lang Arbeit mit Beschneiden, Pfropfen und Okuliren. Auch für die Bienen müssen wir ein Haus bauen und dann wollten wir auch im Garten eine Sammlung von Kaktus anlegen. O, es gibt noch hunderterlei Sachen zu thun und zu besorgen, es fällt mir nur jetzt auf einmal nicht Alles ein."

„O, freilich," sprach sein Bruder; „du hast nicht an die Hälfte gedacht. Vor Allem hast du die Fischfalle vergessen, die wir im Frühjahr bauen werden und das Schlagnetz für den San Hieronymo. Und dann wollen wir ja auch Neu-Braunfels mit seinen Fabriken und unsere Landsleute daselbst besuchen und die alte Mexikanerstadt San Antonio und die Missionen in der Nähe. Und auch nach Friedrichsburg, wo die Hagenbaum's früher wohnten, möchte ich gerne einmal einen Ausflug machen und den viel gerühmten Zauberberg besteigen und die Höhlen besuchen, die sich am Fuße desselben befinden sollen. Es

ist ja keine zweihundert Meilen von hier. Und weißt du, Onkel, der einäugige Panther darf nicht vergessen werden. Diesen Burschen zu erlegen gibt einmal einen Hauptspaß."

„Und an die Hauptsache, an die Kirche und das Schulhaus denkt Niemand," unterbrach ihn sein Vater. „Ich werde schon Sorge tragen und Alles aufbieten, daß sie bald zu Stande kommen, und ein Paar stattliche Gebäude wollen wir hinstellen, das versichere ich euch. Eine schöne Kirche ziert die ganze Nachbarschaft. Und dann, Bruder Jakob, was meinst du, wenn wir unsere Blockhäuser durch hübsche, geräumige Steinhäuser ersetzen und unsere Farmen vergrößern würden? Ich hatte schon dieses Jahr vor, noch einige Acker Prärieland in Bebauung zu nehmen und meinen Zaun weiter hinaus zu rücken."

„Ja, Vater," fiel Fränk ein, „ich freue mich schon lange auf die Büffeljagd, zu der mich Onkel Jakob mitnehmen will; und Tante Agnes hat mir versprochen, mich im Zeichnen und Malen zu unterrichten."

„Und mich," fügte sein Bruder hinzu.

„Und die Silbermine, Fränk," sprach Onkel Jakob etwas leiser zu dem Knaben. „O, Texas ist ein großes Land," fuhr er mit lauter Stimme fort; „größer, als Frankreich oder Deutschland oder England. Man könnte Jahre lang herumreisen, bis man alle Sehenswürdigkeiten besucht hätte. Ein Geolog oder Erdwurm, wie wir sie zu meiner Zeit in der Schule nannten, könnte sein ganzes Leben mit dem Sammeln von Fossilien und Mineralien und Versteinerungen und, wie die Sachen alle heißen, zubringen. Ein Liebhaber von Botanik würde in

seinem ganzen Leben nicht mit dem Auffinden und Ordnen und Benennen der tausenderlei Pflanzen zu Ende kommen. Und dasselbe wäre mit den Vögeln und Fischen und Schlangen und dem andern kriechenden Gewürme der Fall und für das Sammeln der Insekten würden hundert Jahre nicht hinreichen. Ich glaube, jedes Jahr entstehen neue Insekten und Pflanzen, — neue Arten, meine ich. Es vergeht keine Woche, wo ich nicht auf eine neue, unbekannte Pflanze oder auf ein, mir völlig unbekanntes, Geschöpf stoße. Und wollten wir erst von Abenteuern sprechen, da würden wir gar nicht zu Ende kommen; denn diese springen wie Pilze aus der Erde. Wir haben bis jetzt kaum das ABC von Texas gelernt und doch schon mehr erlebt und durchgemacht, als mancher silberhaarige Greis in Deutschland."

„Und unser Nachbarstaat Mexiko, den ich auch einmal besuchen möchte, mit seinen herrlichen Gegenden und prächtigen Städten," sprach Fränk.

„Ja, und jeden Monat eine neue Revolution," fügte sein Onkel hinzu. „Unser deutscher Dichter Eichendorff singt freilich: Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt; aber der gute Mann war gewiß nie in Mexiko, sonst hätte er seine Einladung zur Reise nicht so allgemein gehalten. Doch ich denke, es ist Zeit für uns, meine Liebe," fuhr er, gegen seine Frau gewandt fort, „daß wir nach Hause aufbrechen. Also, Frau Schwägerin, indem er Frau Werner die Hand reichte, „es bleibt bei unserm Familienwappen: der spanische Schwertbaum mit dem Motto — Freude nach Leid!" —

Inhalts-Verzeichniß.





